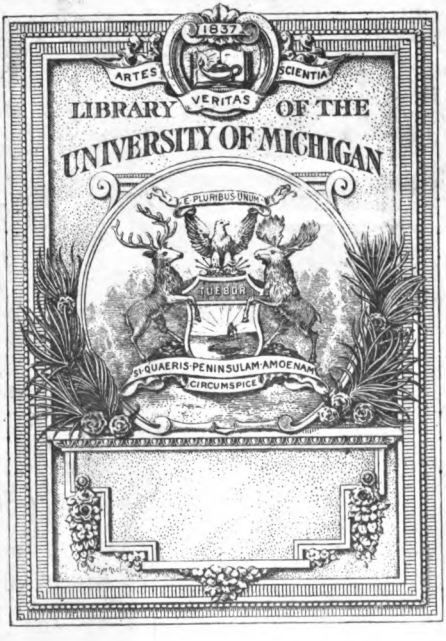
A 794,492



THE GIFT OF

Dr. H. L. Obetz

830.6B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Bei uns ist erschienen:

Alpenrose.

Roman in 2 Bänden.

Preis broschiert M. 6.50.

Der vorliegende Roman gehört zu den hervorragendsten Werken des so rasch in weiten Kreisen beliebt gewordenen Verfassers. Die im höchsten Grade spannende Handlung hält das Interesse der Leser bis zum Schlusse gefangen.

Früher sind erschienen:

Die goldene Gans.

Roman in 2 Bänden. Preis broschiert M. 6.50.

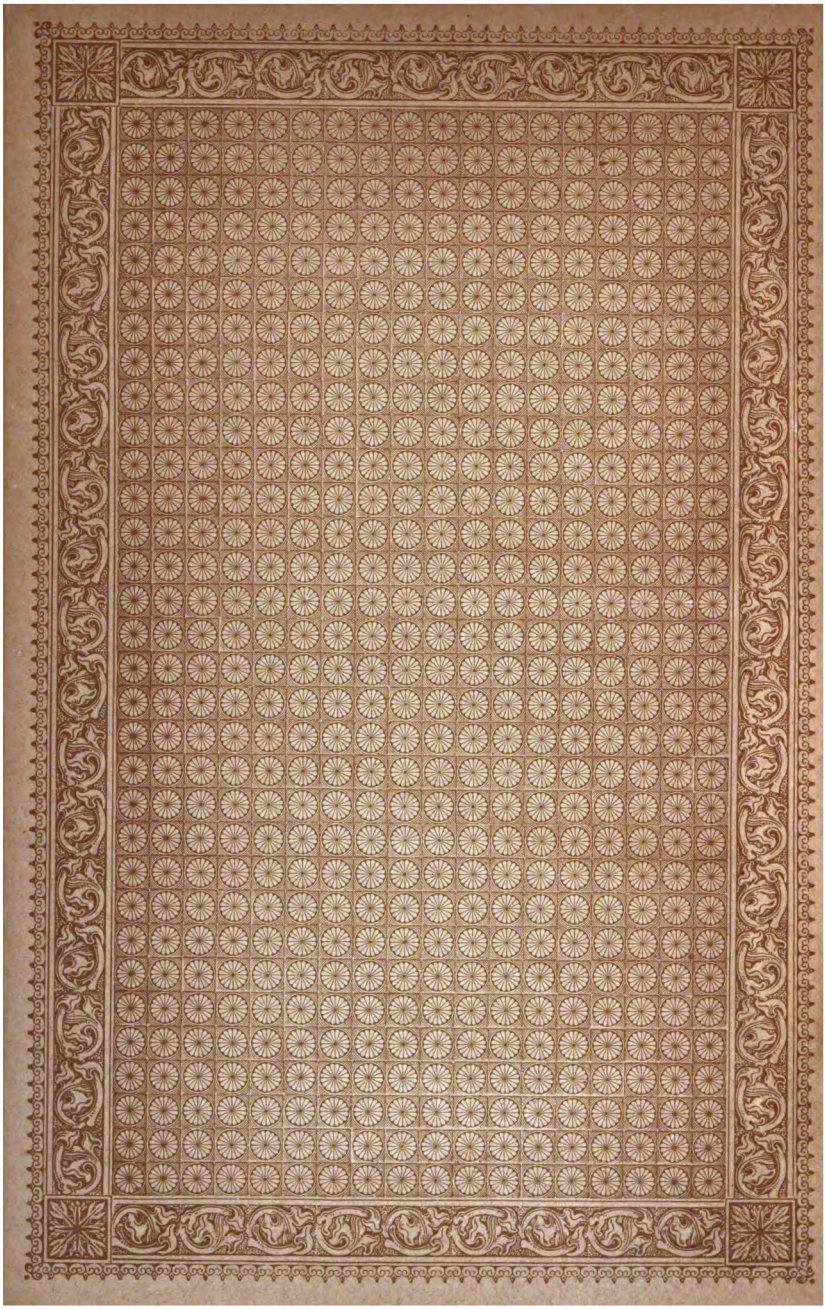
Die Sage von Imhoff.

Roman in 2 Bänden. Preis broschiert M. 6.50.

Die Generalstochter.

Roman in 2 Bänden. Preis broschiert M. 6.50.

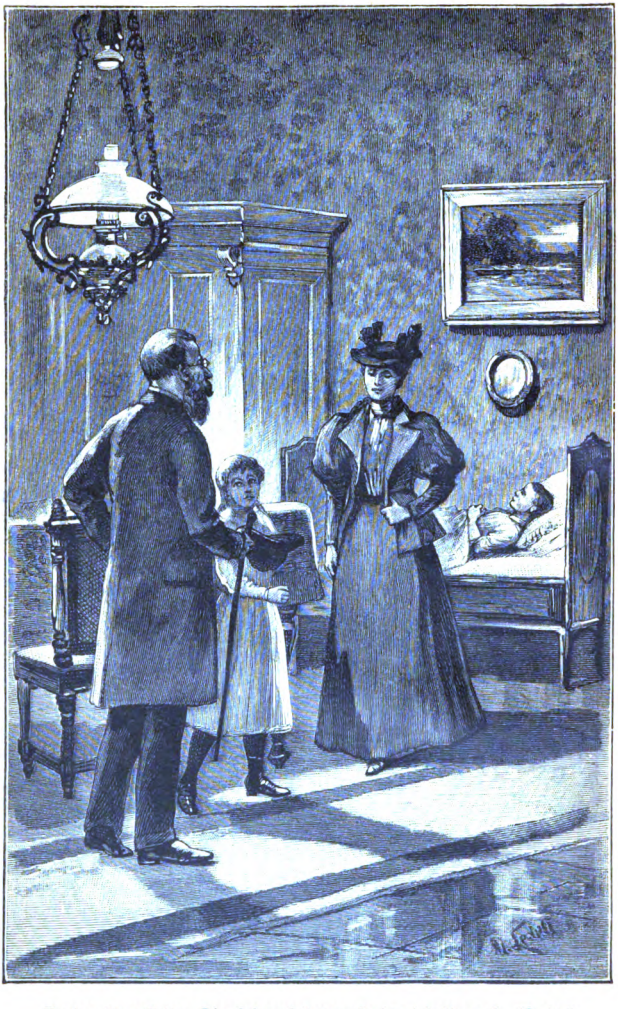
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Novellette „Die Schranke“ von Heinrich Vogel. (S. 106)
Originalzeichnung von M. Ledeli.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1897.

Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Um Millionen. Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Die Schranke. Novellette von Heinrich Vogel . . . 91
Mit Illustrationen von M. Lebeli.

Wanderungen durch die Unterwelt. Ergebnisse moderner Höhlenforschung. Von Max Rudolfi . . . 114
Mit 16 Illustrationen.

Angeworben. Erzählung von Lothar Brenkendorf . . 137

Wagen ohne Pferde. Skizze aus dem modernen Verkehrsleben. Von H. Billharz 196
Mit 9 Illustrationen.

Die Selbsthilfe unseres Körpers. Physiologische Skizze von Dr. Fr. Parkner 210

Bei den Altenburger Bauern. Beitrag zur Volkskunde. Von Max Elmfeld 219
Mit 7 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Geschichte eines Hogarthschen Bildes 233

Eine neue Methode der künstlichen Atmung . . . 235
Mit 2 Illustrationen.

Das Recht des Publikums 238

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Um Millionen. Roman von Balduin Möllhausen (Fortsetzung) 7

Die Schranke. Novellette von Heinrich Vogel . . . 91
Mit Illustrationen von M. Lebeli.

Wanderungen durch die Unterwelt. Ergebnisse moderner Höhlenforschung. Von Max Rudolfi . . . 114
Mit 16 Illustrationen.

Angeworben. Erzählung von Lothar Brenkendorf . . 137

Wagen ohne Pferde. Skizze aus dem modernen Verkehrsleben. Von H. Billharz 196
Mit 9 Illustrationen.

Die Selbsthilfe unseres Körpers. Physiologische Skizze von Dr. Fr. Parkner 210

Bei den Altenburger Bauern. Beitrag zur Volkskunde. Von Max Elmfeld 219
Mit 7 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Geschichte eines Hogarthschen Bildes 233

Eine neue Methode der künstlichen Atmung . . . 235
Mit 2 Illustrationen.

Das Recht des Publikums 238

Seite

Ein türkischer Zapfenstreich 238
Die Einladung „zum Fressen" 239
Aberglaube 239
Ein originelles Stadtwappen 239
Das amerikanische „Tote Meer" 240
Soldatenurteil 240

Am Millionen.

Roman von **Baldwin Möllhauſen.**

(Fortſetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Navahoes.

Unbeſchreibliche Aufregung herrſchte in Mooshahneh; tiefe Trauer bedrückte die Gemüter. John Kelly und Green waren vor mehreren Tagen eingetroffen und hatten die erſchreckende Kunde überbracht, daß Kiawe und Tewani ſamt allen Begleitern, von den Apaches hartnäckig verfolgt, in den Fluten des Colorado ihren Untergang gefunden hätten.

Der erſte Eindruck dieſer Nachricht war ein ſo überwältigender, daß man das jähe Entſetzen nicht einmal in lauten Klagen an den Tag zu legen vermochte. Dann keimte der Argwohn, getäuſcht worden zu ſein, und daß John Kelly und ſein Gefährte wohl ſelber Opfer eines Irrtums geworden. Auf alle Fälle hielt man ſich für verpflichtet, zumal ihr Aeußeres von einer mühſeligen Wanderung und überſtandenen Leiden zeugte, ihnen Gaſtfreundſchaft zu erweiſen und ſo lange Obdach zu gewähren, bis entweder die Trauerkunde beſtätigt worden oder durch das Erſcheinen der Abweſenden ſich als eine falſche her-

ausstellte. Denn man konnte und wollte nicht daran glauben, daß der Häuptling, der sich den Fremden vertrauensvoll zugesellte, seine Dienste mit dem Leben bezahlte; nicht daran, daß Tewani, die man nicht nur als freundliche Stammesgenossin liebte, sondern auch auf Grund ihrer Klugheit und Herzenseigenschaften als eine Art vermittelnden Schutzgeist verehrte, zum letztenmal, fröhlich von Plattform zu Plattform eilend und überall einkehrend, die ganze Bevölkerung, Greise wie Kinder durch ihren Anblick erfreut habe.

Unter dem Einfluß der marternden Ungewißheit hatte eine gedrückte Stimmung, die an die schwüle Stille in einem Sterbehause erinnerte, sich aller bemächtigt. Nur Chitola, der Irre, verriet seine Unruhe in der ihm eigentümlichen geräuschvollen Weise. Auf dem höchsten Dach von Mooshahneh kauerte er Tag und Nacht, abwechselnd seine wilden Weisen in die Welt hinaus singend oder finster nach dem Stromgebiet hinüber starrend. Weder an Speise noch an Trank dachte er; nur der Fürsorge der Stammesgenossen, die ihm beides in Fülle zutrugen, verdankte er, daß Mangel ihn nicht aufrieb.

Und eine neue peinliche Aufregung kam zu der ersten, als eines Morgens beim Anbruch des Tages mehrere Hirten nach dem Plateau heraufstürmten und verkündeten, daß die Navahoes, das vermeintliche Ende Kiawes und die damit geeinte Ratlosigkeit ausnutzend, eine größere Herde davongetrieben hätten.

Wenn auch nicht feige, dagegen jedem kriegerischen Beginnen abhold, entschloß man in der augenblicklichen Lage sich nicht einmal dazu, den frechen Räubern nachzusetzen, die, wie der Bericht lautete, voll bewaffnet und in größerer Zahl erschienen waren. Man gedachte vielmehr, dem Beispiel Kiawes zu folgen, der bei solchen Gelegenheiten vorzog, um einen bestimmten Tribut an Schafen sich mit dem

mächtigeren Nachbarn zu einigen, anstatt blutige Zusammenstöße herbeizuführen.

So war der erste Tag dahingegangen, und die Navahoes hatten bereits bei sinkender Sonne mit ihrer Beute die Grenze des Moquigebietes überschritten, als Chitola plötzlich seine Warte verließ. Wie umgewandelt von Stockwerk zu Stockwerk einhereilend, brachte er gellend zur allgemeinen Kenntnis, daß vom Kleinen Colorado her eine größere Gesellschaft von Reitern und Fußgängern nahe. Er behauptete sogar, im Schein der untergehenden Sonne die gestreiften Decken Kiawes und Tewanis erkannt zu haben. Nach der Entfernung zu schließen, stand zu erwarten, daß sie noch einmal im Freien übernachteten, bevor sie den Rest des Weges nach Mooshahneh mit frischen Kräften zurücklegten.

Auch John Kelly und Green hörten die Nachricht. Hatten sie bisher, noch immer von der krankhaften Hoffnung auf die Erbeutung des Silberbergwerks erfüllt, mit ihrem Aufbruch gezögert, so geschah es in der Voraussetzung, daß ihnen die Gelegenheit geboten werde, unter den von Braddon hinterlassenen Gegenständen Andeutungen zu entdecken, die sich auf den umstrittenen Fundort bezogen. Jetzt dagegen, da die Worte Chitolas noch in ihren Ohren gellten, standen sie verstört da. Von Braddon und seinen Begleitern in dem Felsennest überrascht zu werden, barg eine zu große Gefahr in sich, um ihr nicht weit aus dem Wege zu gehen. War es ihnen aber wirklich gelunger, sich zu retten, was ihnen, nachdem sie vor ihren Augen von dem Colorado in das Schwarze Cañon hinein entführt worden, mehr als zweifelhaft erschien, so mußte auch der Terrainplan erhalten geblieben sein, und daran knüpften sich neue, von unersättlicher Raubgier getragene unbestimmte Pläne. Sie beschlossen daher, folgenden Morgens in aller Frühe aufzubrechen, die Richtung nach dem Pike's

Peak und den Goldminen einzuschlagen und in der Nachbarschaft des mutmaßlichen Fundortes im Verborgenen das weitere abzuwarten.

Die Aeltesten von Mooshahneh waren inzwischen zu einer Beratung zusammengetreten. Deren Ergebnis war, daß Chitola, der für derartige aufregende Vorgänge volles Verständnis besaß, sich noch selbigen Abends auf den Weg begab, um Kiawe, sofern er sich in der That bei den in der Ferne entdeckten Gesellschaft befand, über die stattgefundenen Ereignisse zu unterrichten. —

Die von den Navahoes in Besitz gehaltenen umfangreichen Ländereien werden in geringeren und größeren Abständen von felsigen Hügelketten durchschnitten. Auf der einen Seite schroff abfallend, auf der anderen dagegen mit verkrüppelten Tannen und Cedern bedeckt, senken sie sich allmählich, um in Wiesengründe überzugehen. Die zahlreichen Pferdeherden bedingen, daß die verwegenen Lanzenreiter familienweise getrennt voneinander hausen und sich mit ihren Wohnsitzen auf roh erbaute Hütten beschränken. Diese lehnen sich fast durchgängig an die niedrigen zerklüfteten Felsmauern, oder reichen, wo natürliche Aushöhlungen die Gelegenheit bieten, in diese hinein.

Zwei Wochen waren seit dem Tage verstrichen, an welchem Braddon und seine Begleiter sich in das grüne Thal retteten, als von den Moquistädten her ein Trupp Reiter seinen Weg durch eine der schmaleren Niederungen südlich verfolgte. Vorauf ritten zwei Männer, die schon in der Ferne durch die um die Schultern geworfenen breitgestreiften grellfarbigen Decken und die vor ihnen quer auf dem Sattel liegenden Lanzen sich als Navahoeindianer kennzeichneten. In einem Abstande von etwa vierhundert Schritten hielt eine Herde von mindestens dreihundert schwarzen Schafen sich in ihren Spuren. Ueberwacht und getrieben wurden sie von einer Anzahl Reiter, die im

Aeußeren sich durch nichts von den beiden Führern unterschieden. Zwei andere Reiter schlossen sich in größerer Entfernung an, um hin und wieder auf zugänglicher Stelle ihre Pferde nach der einen oder der anderen Hügelkette hinauf zu lenken und von dort aus eine allerdings beschränkte Umschau zu halten. Verriet sich in ihren Bewegungen trotzdem eine gewisse Sorglosigkeit, so war es darauf zurückzuführen, daß sie die nur auf ihre eigenen Füße angewiesenen Moquis auf freiem Felde nicht fürchteten.

Die Niederung, die sie zu ihrem Wege gewählt hatten, verengerte sich allmählich schluchtartig, wodurch ihnen erleichtert wurde, die erbeuteten Schafe beisammen zu halten. Gemächlich einherreitend, gelangten die beiden Führer endlich bis dahin, wo die sie deckenden Höhen einen Engpaß bildeten, auf dessen anderer Seite eine umfangreiche Wiese sich ausdehnte. Nach dem langen Nachtmarsche ermüdet, ließen sie die Blicke nachlässig über die noch im Tauschmuck prangende Weidefläche hinschweifen, wo sie der Herde wegen zu rasten beabsichtigten. Dann neigten sie die Häupter wieder, in kurzen einsilbigen Bemerkungen ihre Gedanken austauschend.

Nur noch wenige Schritte trennten sie von dem schroff begrenzten Ausgange des Passes, als ihre Pferde plötzlich scheuten. Ueberrascht sahen sie auf, und vor ihnen stand Kiawe, der hinter dem einen Thorfelsen hervorgetreten war. Ihm zur Seite befand sich Tewani. Sie hätte durch nichts bewogen werden können, sich von ihrem Vater zu trennen, am wenigsten da, wo sie glaubte, für ihn fürchten zu müssen.

Die Navahoes hielten die Pferde an. Einen Blick sandten sie ins Freie hinaus, um sich zu überzeugen, daß die unerhörte Kühnheit des Moquihäuptlings sich nicht auf das Bewußtsein der Nähe von Freunden begründe. Dann kehrte der ältere, der sich durch zwei auf dem Kopf

befestigte Adlerfedern auszeichnete, seine Aufmerksamkeit Tewani zu. Flüchtig, aber mit durchdringenden Blicken betrachtete er sie, worauf er, zu Kiawe gewendet, das Schweigen mit den Worten sprach: „Was treibt meinen Freund Kiawe so weit fort von Mooshahneh? Er kann nicht hierher geflogen sein. Er nahm einen Umweg."

Lächelnd sah Kiawe in das dunkelbraune finstere Gesicht des Navahoehäuptlings und erwiderte mit ruhiger Entschiedenheit: „Ich flog nicht. Ich kam auf meinen eigenen Füßen. Die Bewohner von Mooshahneh sind in Sorgen. Maitzo Clichi, der Weiße Wolf der Navahoes, wußte mich fern. Das bot ihm die Gelegenheit, in das Gebiet der Moquis einzubrechen und eine Herde Schafe zu rauben."

„Mein Freund Kiawe ist blind," versetzte Maitzo spöttisch, „er sieht nicht, daß er sich auf den Weidegründen der Navahoes befindet. Treiben wir unsere Schafe heimwärts, was kümmert es ihn?"

„Eure Schafe?" fragte Kiawe und wies auf die Herde, die zum Stillstand gebracht worden war und eifrig zu grasen begann, „seit wann besitzt ein Navahoe Schafe, die auf dem Gebiet des Nachbarn geworfen wurden?"

„Was soll ich mit dir streiten?" versetzte Maitzo geringschätzig, und in Verachtung stieß er die Lanze mit der Spitze in die Erde, „waren es die deinigen gewesen, so wurden sie die unserigen. Sie verirrten sich auf die Weiden der Navahoes."

„Die Schafe der sieben Moquistädte verirren sich nicht," entschied Kiawe, „du und deine jungen Männer habt sie getrieben. Ich stehe hier und fordere: Reite heimwärts mit deinen Leuten. Ich selbst führe die Schafe dahin, wohin sie gehören."

Wiederum spähte Maitzo durch das Thor, entdeckte aber nichts, wodurch sein Argwohn erregt worden wäre.

Zu fern lag ihm der Gedanke, daß Chitola seinen Auftrag pünktlich erfüllte und Braddons Reisegesellschaft die Nacht dazu benutzte, sich auf dem Wege, den die Navahoes erfahrungsmäßig mit ihrem Raube verfolgten, in den Hinterhalt zu legen. Dann aber geschah es auf Kiawes ausdrücklichen Wunsch, daß man ihm anheimgab, sich mit dem Navahoehäuptling zu verständigen, anstatt den Räubern die Beute mit Gewalt zu entreißen.

„Die Schafe werden dir nicht folgen," erklärte Maitzo nach kurzem Sinnen erhaben, „sie sehnen sich nach fetten Weiden. Sie hungerten lange genug auf den kahlen Abhängen der Moquis."

„Deine Rede ist gewunden," versetzte Kiawe nunmehr spöttisch, „deine Zunge spricht kreuzweise. Lüge und Wahrheit finden keinen Platz nebeneinander. Aber ich will dir meine Friedfertigkeit beweisen. Ich gebe dir Schafe. Zwei für dich, für jeden deiner jungen Männer eins. Die nehmt mit fort. Die anderen finden ihren Weg nach Mooshahneh zurück."

Während Kiawe sprach, hatte Maitzo seine ungeteilte Aufmerksamkeit Tewani wieder zugewendet. Zugleich begann es unter den gesenkten Lidern hervor begehrlich zu glühen. Eine kurze Bemerkung richtete er an seinen Begleiter, der durch eine zustimmende Kopfbewegung antwortete, worauf er, Kiawe zugekehrt, anhob: „Auch ich wünsche den Frieden zwischen der Nation der Navahoes und den Moquistädten. Treibe mein großer Freund die Herde heimwärts. Ich schenke sie ihm. Dafür verlange ich ein Gegengeschenk; so ist es Sitte. Er wird mir seine Tochter geben. Das Kind ist ein Mädchen geworden. In meiner Hütte ist Raum im Ueberfluß. Wer zählt die Pferde Maitzos? Tewani soll das Weib des Navahoehäuptlings werden."

Um die schmalen Lippen Kiawes schwebte ein bezeichnendes Lächeln.

„Nistet die Taube nachbarlich mit dem Geier?“ fragte er spöttisch; „nein. Maitzo Clichi findet eine Partnerin unter den Weibern seines Stammes. Meine Tochter ist eine Moqui,“ und auf Tewani hinsehend, gewahrte er, daß Todesangst in jedem Zuge des bräunlichen Antlitzes sich ausprägte.

In den Augen des Navahoehäuptlings flackerte es feindselig auf, indem er hochmütig einwendete: „Will mein Freund Herde und Tochter hingeben, ist es mir willkommen.“ Er ergriff den Schaft der Lanze, zog sie aus der Erde und war sie mit einem kreisförmigen Schwunge vor sich auf den Sattel.

Diese Bewegung war offenbar ein mit dem Gefährten vereinbartes Zeichen; denn dieser warf sein Pferd herum, und es heftig antreibend, lenkte er es zwischen Kiawe und seiner Tochter hindurch. Gleichzeitig neigte er sich zu Tewani nieder, und die Ahnungslose unterhalb der Schultern umschlingend, schickte er sich an, sie in voller Jagd mit fortzunehmen, als sein Pferd abermals scheute, von einem Büchsenlauf auf die Nüstern getroffen, sich aufbäumte und zu überschlagen drohte. Um den Sitz nicht zu verlieren, gab er Tewani frei, und blitzschnell die Lanze einlegend, rüstete er sich zum Angriff, als Joachim, der wie ein junger Panther hinter dem Felsen hervorgesprungen war und ihm vor allen Dingen die Flucht abgeschnitten hatte, nunmehr seinerseits zum Angriff schritt. Gewandt die Lanze unterlaufend, packte er den Fuß des Gegners, ihn mit einer Gewalt drehend und nach oben zwängend, daß er auf der anderen Seite vom Sattel stürzte. Doch auch Kiawe war angesichts der rauhen Behandlung seiner Tochter nicht müßig geblieben. Nur Sekunden dauerte es, bis die lose Bogensehne klingend in die offene Kerbe schlug, das befiederte Ende des Pfeils sich mit ihr einte, und kampfgerüstet kehrte er sich dem Häuptling zu.

Dieser, von unbezähmbarer Wut ergriffen und nur einen einzelnen Mann vor sich sehend, sandte einen gellenden Ruf rückwärts. Seine Stimme tönte noch über die Niederung hin, als die bei der Herde befindlichen Reiter in wildem Rennen mitten zwischen den auseinanderprallenden Schafen hindurch auf ihn zusprengten, wogegen sein Begleiter mit dem Fuß im Steigbügel hängen geblieben war und, bevor er sich zu befreien vermochte, von dem flüchtenden Pferde auf die Wiese hinaus geschleift wurde.

Joachim hatte seine Stellung nicht verändert. Die Büchse schußfertig in den Händen, überwachte er die Reiter, die ihre Pferde zur äußersten Eile antrieben. Die um die Hüften festgeschnürten Decken hatten sie von den Schultern zurückgeworfen, und wie zum Angriff sich nach vorn neigend, übten sie den Eindruck aus, als ob ein in farbenreichen Gewändern prangender Trupp Kunstreiter zu einer Vorstellung in die Arena gestürzt sei. Auf den besten Pferden beritten, schwangen sie die Lanzen mit herausforderndem Gellen. Lang flatterte das schwarze Haar hinter ihnen her, hie und da überragt von einem Busch Truthahn- oder Eulenfedern. Es schienen ihre Leiber zu wachsen, wenn sie, von wilder Raublust beseelt, sich zeitweise in den kurzgeschnallten Bügeln aufrichteten.

Mit unverkennbar stolzem Selbstbewußtsein überwachte Maitzo seine Krieger, die sicher geeignet, durch ihr Auftreten einen schwächeren Gegner einzuschüchtern. Er mochte daher Tewani bereits als die Seinige betrachten zusammen mit einer Mitgift an Schafen, deren Zahl er nur zu bestimmen brauchte, als er gewahrte, daß die Reiter in ihrem tollen Rennen abbrachen und, wie von Zweifeln befangen, die erregten Pferde gewaltsam zu einer gemäßigteren Gangart zügelten. Die Ursache der rätselhaften Bewegung kennen zu lernen, kehrte er sich um, und dahin sank seine stolze Zuversicht.

Sein erster Blick fiel auf Joachim, der noch immer kampfgerüstet dastand. Kiawe war neben ihn hin getreten, beide Tewani, die sich hinter ihnen herandrängte, gewissermaßen beschirmend. In demselben Augenblick tauchte Chitola an ihrer Seite auf. Mit dem gräßlich bemalten Gesicht und dem in der Sonne blitzenden Beil in den Händen veranschaulichte er einen Wahnwitzigen, der lüstern auf eine Gelegenheit wartet, den ersten besten Feind niederzustrecken. Ueber ihn hinweg sehend aber wurde der Navahoe inne, daß sieben bewaffnete Männer auf ein von Kiawe gegebenes Zeichen hinter dem Felsvorsprung hervorgetreten waren und die Mündungen ihrer Büchsen auf ihn und die Seinigen richteten. Während eine Strecke abwärts auf der Wiese der junge Navahoe, dem es gelungen war, den Fuß aus dem Steigbügel zu ziehen, sich mühsam erhob und dem grasenden Pferde nachhinkte, verharrte Maitzo, äußerlich das Bild eines seines Rechtes und seiner Macht sich bewußten trotzigen indianischen Kriegers, regungslos. Er ging offenbar über das von ihm zu beobachtende Verfahren mit sich zu Rate. Auch seine Reiter hatten ihre Pferde angehalten, um ihr ferneres Handeln von dem des Häuptlings abhängig zu machen. Denn so bereitwillig die hinterlistigen Räuber über einen schwächeren Feind hergefallen wären, so vorsichtig vermieden sie jetzt, obwohl an Zahl ihm dreifach überlegen, Anlaß zu einem Kampf zu geben, in dem sie unfehlbar zusammengeschossen worden wären.

Unter der auf beiden Seiten herrschenden Spannung war auf der Niederung aufwärts und abwärts erwartungsvolles Schweigen eingetreten. Man hörte nur das Schnauben dieses oder jenes Pferdes und das gelegentliche Blöken eines Schafes.

Da richtete der Navahoehäuptling sich endlich höher auf. Doch bevor ein Laut seine Lippen verließ, wurde

die Stille durch ein Ereignis unterbrochen, das man am wenigsten vorhergesehen hatte. Gellende Ausrufe drangen von dem oberen Ende der Niederung herüber, und als alle Blicke sich dahin richteten, erkannte man die beiden Navahoes, die so lange gewissermaßen die Nachhut bildeten, wie sie ihre Pferde zur äußersten Eile stachelten. Was sie während des Rennens verkündeten, blieb den weißen Jägern unverständlich. Doch nur kurze Zeit dauerte die Ungewißheit; denn noch bevor sie zwischen den auseinander flüchtenden Schafen hindurch gelangten, entwickelte sich auf dem Kamm der westlichen Hügelkette, zum Teil verdeckt durch Tannen- und Cederngestrüpp, eine Bewegung, welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte. Erst als gegen dreißig Männer in weißen, schmal gestreiften Decken den mäßigen Höhenunterschied des schroffen Abhanges kletternd und springend überwanden und sich unten aufstellten, überzeugte man sich, daß es Moquis, die während der Nacht auf Schleichwegen herbeigeeilt waren, um ihren Häuptling und Tewani gegen etwaige Unbilden von seiten der übermütigen Navahoes zu schützen. Bis auf drei oder vier, die Büchsen auf den Schultern trugen, waren alle mit Bogen und gefüllten Köchern bewaffnet, die indessen zum Zeichen ihrer Friedensliebe auf dem Rücken niederhingen.

Als Maitzo Clichi die Botschaft der Reiter in Empfang nahm, herrschte wieder Stille. Während er sich bestrebte, die ihn erbitternde Enttäuschung zu verheimlichen, trat Pierre, der einigermaßen fähig, sich mit dem berüchtigten Pferderäuber zu verständigen, in Fireflys Begleitung vor ihn hin.

„Worauf wartest du noch?“ rief er ihm höhnisch zu, „bist du kein Prahlhans, dann versuche doch, die Herde hier vorbeizutreiben. Aber sei vorsichtig. Jedes Schaf, welches durch das Thor schreitet, kostet einem eurer Gäule

das Leben. Also entscheide dich, ob ihr alle miteinander lieber nach Hause reitet oder, wie die guten Moquis, auf euren Mokassins einhertrottet."

Verstand der Häuptling nicht jedes Wort, so konnte über den Sinn der Rede doch kein Zweifel bei ihm walten. Er stieß daher, als Beweis seiner Versöhnlichkeit, die Lanze in die Erde und erwiderte mit verhaltener Wut: „Gehören die Schafe dem weißen Jäger? Nein, er kann nicht über sie verfügen. Das ist Sache meines Freundes Kiawe. Zu ihm will ich reden; was ich mit ihm vereinbare, gilt. Er ist mein Nachbar."

„So, Freund Navahoe?" rief Pierre lachend aus, „nachdem du zuvor versuchtest, das Mädchen zu stehlen, möchtest du jetzt friedlich verhandeln. Hast deinen Sinn verdammt schnell geändert. Doch rede zu Kiawe. Wir alle hören. Wahre aber deine verräterische Zunge. Will Kiawe in seiner Sanftmut Unbilden über sich ergehen lassen, so sind wir die Männer dazu, es nicht zu dulden."

Maitzo zuckte die Achseln und gab sich das Ansehen, die Drohung überhört zu haben, dann kehrte er sich Kiawe und den anderen Männern zu und begann, seine Rede durch Zeichen und dazwischen gestreute spanische und englische Worte verdeutlichend: „Ich bin der Weiße Wolf der Navahoes. Gefällt mir die Tochter des Häuptlings von Mooshahneh, so biete ich ihr einen Platz in meiner Hütte. Das ist keine Feindschaft. Ich bezahle sie mit zehn, zwanzig Pferden und ebenso vielen Decken. Ich biete ihm ewige Freundschaft zwischen den Navahoes und den Moquis. Tewani ist in meinem Hause gut aufgehoben. Sie soll nicht arbeiten, nicht weben. Ich will sie in Scharlachwolle kleiden. Eine Decke soll sie tragen, die sechs Pferde wert ist."

Nach dieser Erklärung schien es, als ob der Friede in der That angebahnt sei. Die in der Nähe befindlichen

Navahoes stießen, nach dem Beispiel ihres Häuptlings, die Lanzen in die Erde und hüllten mit einer gewissen Gefallsucht die Oberkörper in die Falten der weithin leuchtenden Decken, während die weißen Jäger die Büchsen vor sich niedergleiten ließen und gespannt dem Abschluß des Uebereinkommens mit dem listigen Navahoe entgegensahen.

Auf Maitzos Vorschlag wiegte Kiawe das Haupt sinnend. Ein Anflug des ihm eigentümlichen schwermütigen Lächelns schwebte auf seinem ernsten lichtbraunen Gesicht, als er anhob: „Was sollen mir Pferde? Die Moquis gebrauchen ihre eigenen Füße. Sie verstehen nicht, ein Pferd zu lenken. Die Hufe der Pferde sind nicht für die Felsabhänge der Moquistädte geschaffen. Sie würden verhungern. Decken weben unsere Weiber in Fülle. Mein Nachbar fordert viel. Er verlangt meine Tochter. Kennt er sie? Wie oft sah er Tewani? Tewani hat ihren eigenen Willen. Mein Freund mag sie fragen. Will sie mit ihm ziehen, hindert sie keiner. Der Weg ist offen. Ich habe gesprochen. Scheidet der Navahoehäuptling, soll es in Freundschaft geschehen."

Durchdringend heftete Maitzo die glühenden Blicke auf Tewani, daß sie bis in ihr armes junges Herz hinein erbebte. Sie begriff, daß des Vaters Vorstellungen nur darauf berechnet waren, den räuberischen Nachbarn nicht zu erzürnen, und daß er daher die voraussichtliche Entscheidung in ihre Hände legte. Eine Weile zögerte sie, die Tragweite ihrer Worte scharfsinnig erwägend. Dann trat sie entschlossen Maitzo einen Schritt näher und erklärte, wenn auch zagend, mit unzweideutig hervorklingender Festigkeit: „Ich bin eine Tochter der Stadt Mooshahneh. Ich habe meinen eigenen Willen. Ich werde ihn behalten," und mit jedem Wort, das sie sprach, steigerte sich ihre Zuversicht. „Die Weiber der Navahoes kennen nur den Willen der

Männer. Sie sind Arbeitstiere. Ich gehöre nicht unter sie. Sie würden mich verhöhnen."

„Sie werden dich bedienen," versetzte der Häuptling herrisch; „wer dich verhöhnt, verhöhnt Maitzo Clichi. Entschließe dich. Du siehst unsere Pferde. Das beste gehört dir. Ich hebe dich hinauf. Nach einem Tage und einer Nacht herrschest du im Hause Maitzo Clichis."

„Die Navahoes wählen zwei, drei Frauen; es ist ihre Sitte. Die Moquis denken wie die Weißen. Sie nehmen nur eine Frau," erwiderte Tewani, in ihrer Not zu einer Ausflucht greifend, von der sie voraussetzte, daß alle ferneren Versuche des Häuptlings, sie zu gewinnen, daran scheitern würden, ohne zugleich gefährliche Feindschaft zu schüren.

„Ich besitze zwei Frauen," räumte der Häuptling ein, durch den Anblick des lieblichen selbstbewußten Mädchens in seinem Verlangen bis zur Sinnlosigkeit bestärkt, „tritt Tewani vor meine Feuerstelle hin, weichen die anderen Weiber. Ich gebe ihnen Pferde und Schafe. Sie mögen sich eine neue Wohnstätte suchen."

Durch diese Erklärung förmlich erbittert, antwortete Tewani lebhafter: „Weshalb kam der große Navahoehäuptling nicht früher? Jetzt ist es zu spät. Ich gehöre einem anderen," und dicht neben Joachim hintretend, ergriff sie seine Hand.

In dem braunen Gesicht des Häuptlings leuchtete es feindselig auf. Er mochte Tewani durchschauen, erraten, daß sie, um seine Bewerbungen abzuschneiden, ihn täuschte; denn nach einem Blick tödlichen Hasses auf Joachim, versetzte er im Tone tiefster Verachtung: „Mit einem Weißen willst du ziehen, um von ihm gepeitscht zu werden, wie ein schlechter Hund?"

Schweigen folgte. Tewanis Freunde wie ihr Vater wußten die ganze Angelegenheit in zu sicheren Händen,

wußten, daß sie unter Berücksichtigung aller Verhältnisse ihre Freiheit hartnäckig verteidigen werde. Als hätte das Bild, welches die jungfräulich schlanke Erscheinung, die auf ihre Art zwischen den beiden kampfgerüsteten Partnern gewissermaßen vermittelte, die Sinne aller in Fesseln geschlagen gehabt, wagte keiner, weder mit Gebärde noch Wort, in das Gespräch einzugreifen. Sogar die Reiter, die sich näher zu ihrem Häuptling herangezogen hatten, wie die Schar der Moquis, die ihrem Beispiel folgten, verhielten sich angesichts der sich entwickelnden Ereignisse wie unter einem unwiderstehlichen Zwange lebend. Und so bot die von Hügeln eingerahmte Niederung eine Scene, die zu jeder anderen Zeit Joachim bewogen hätte, zur Ausübung seiner Kunst zu schreiten. Malerisch zu einander kontrastierend, erzeugten die verschiedenen Gruppen der kriegerischen Lanzenreiter wie der friedliebenden Moquis und der verwitterten weißen Jäger ein Geschwirre von Farben und voneinander abweichenden Formen, daß man sich angesichts einer Schaubühne hätte wähnen können, auf der alles, um ungeteilten Beifall zu erzielen, mit Bedacht nach einem bestimmten System geordnet worden. Während aber alle Blicke erwartungsvoll an Tewani hingen, hielt jeder einzelne sich bereit, die ihm zuerkannte, jedoch immer noch von Umständen abhängige Rolle durchzuführen. Dabei ahnte schwerlich jemand, wie zu derselben Zeit Tewani nur mit Mühe den Widerwillen bekämpfte, dem gefürchteten Häuptling Rede zu stehen und dadurch ferneren feindlichen Einfällen in das heimatliche Gebiet vorzubeugen.

Joachim dagegen, sichtbar überrascht durch die Wendung, die sie der Verhandlung gegeben hatte, war so erstaunt über den von dem sonst stets schüchternen Kinde bewiesenen Mut, so gänzlich hingerissen durch die entschlossene und doch natürliche mädchenhafte Haltung wie die Zutraulichkeit, mit der sie ihn zum Beschützer erkor,

daß er meinte, den in ihrer Entscheidung sich unzweideutig offenbarenden Ausweg mißverstanden zu haben. Erst der ängstliche Druck der schmalen Hand verscheuchte seine Zweifel, und des Häuptlings letztes Wort hatte kaum dessen Lippen verlassen, als er ihm entrüstet zurief: „Lügner! Steht Tewani zu mir, kümmert's dich am wenigsten!" und weiter, nachdem Pierre seine Anrede schadenfroh verdolmetscht hatte: „Willst du aber um das Mädchen mit mir kämpfen, dann herunter von dem Gaul und Mann gegen Mann; denn die Büchse möchte mir doch einen zu großen Vorteil über dich einräumen. Herunter, sag' ich, und zieh dein Messer; dann wollen wir sehen, auf wessen Seite das Recht liegt!"

Finster betrachtete Maitzo den schlanken Gegner, der seine Hand von der Tewanis befreite, die Büchse Kiawe übergab, das Messer aus der Scheide riß und ihm näher trat.

„Herunter von dem Gaul!" wiederholte er drohend, und angesichts der Mißachtung des Navahoes hatte plötzlich der Dämon der so lange von ihm durchstreiften gesetzlosen Wildnisse Besitz von ihm ergriffen, „herunter, wenn du kein Weib bist, und ich bürge dafür, daß von seiten meiner Freunde wir nicht gestört werden!"

Unter den Jägern wurden Ausdrücke des Beifalls und der Bewunderung laut, während Tewani, von Entsetzen ergriffen, zu ihrem Vater flüchtete und sich zitternd ihm anschmiegte.

„Joachim —" hob Raimund, der seinen Bruder kaum wiedererkannte, auf dem Gipfel seiner Besorgnis warnend an, als jener ihm das Wort rauh abschnitt.

„Willst du die Verantwortlichkeit übernehmen, wenn die Angelegenheit von den beiden Nachbarstämmen blutig ausgetragen wird?" fragte er heftig. „Stehe ich allein für mich und Tewani ein, hat kein dritter sich darein zu

miſchen; und mit dem Henker müßte es zugehen, gelänge es mir nicht, den frechen Räuber kampfunfähig zu machen, ohne daß es ihm gleich ans Leben geht."

Er kehrte ſich dem Navahoe zu, der noch immer unbeweglich im Sattel ſaß, ſich aber zu einer Erwiderung anſchickte.

Endlich zuckte er die Achſeln geringſchätzig. „Alle haben es gehört, weiße und braune Männer," begann er bedächtig, und wie um beim Abſteigen ſich zu ſtützen, packte er den Schaft der neben ihm emporragenden Lanze nachläſſig, „Maitzo Clichi hat nie einen Feind gefürchtet. Ich bin bereit. Mag jeder die Waffe wählen, die er am beſten kennt —" und die Lanze mit unglaublicher Schnelligkeit und Sicherheit ums Haupt ſchwingend, legte er ſie zum Stoß ein.

Doch er hatte Joachims Gewandtheit und ſcharfes Auge unterſchätzt. Denn indem er das Pferd zu einem Sprunge zwang und zugleich mit der Lanze ausholte, hatte Joachim ſie unterlaufen, und wie zuvor ſeinen Begleiter, jetzt ihn ſelber aus dem Sattel geworfen. Im nächſten Augenblick kniete er auf ihm, die ſcharfe Klinge über ſeinem Geſicht in der Schwebe haltend.

„Zurück!" brüllte Pierre den herbeiſprengenden Reitern zu, „zurück, wenn ihr nicht alle kopfüber geſendet werden wollt!" und ſie folgten ſeiner Aufforderung, ſobald ſie ein halbes Dutzend Büchſen auf ſich gerichtet ſahen. Doch auch Kiawe hatte den Männern von Mooshahneh einige Worte zugerufen, auf die ſie zwar nicht von der Stelle wichen, wohl aber die Köcher nach vorn warfen und die Sehnen der Bogen aufſpannten.

„Stieße ich dir das Meſſer in den Hals, ſo hätteſt du es durch die Beſchimpfung und den Verrat doppelt verdient," hatte Joachim den ſich unter ſeinem Griff ohnmächtig Windenden angeredet, „doch mich verlangt nicht

nach Blut, und so schenke ich dir das Leben um Tewanis willen," und sich aufrichtend, nahm er die Büchse wieder in Empfang.

Maitzo hatte sich erhoben und schritt zu seinem Pferde hinüber. Weder Aeußerungen der Schadenfreude auf der einen Seite, noch Ausbrüche der Wut auf der anderen wurden laut. Nur Joachim rief ihm spöttisch nach: „An das Mädchen wirst du dich schwerlich jemals wieder herangetrauen. Geschähe es dennoch, so würde wohl abermals ein Rächer zur Hand sein."

„Und ich rate dir," fügte Pierre, von Achtung vor dem jungen Gefährten erfüllt, heiter hinzu, „so schnell wie möglich mit deinen Leuten nach Hause zu reiten und allen Weibern zu verkünden, der große Maitzo Clichi habe sich vor einem weißen jungen Manne in den Staub gelegt."

Maitzo hatte sich in den Sattel geschwungen und damit seine hochmütige Haltung zurückgewonnen. Pierre einer Antwort nicht würdigend, trieb er sein Pferd an, als Kiawe ihn mit der Erklärung zurückhielt: „Mein großer Nachbar gedachte, die Moquistädte zu berauben. Ich rief ihn nicht. Erfuhr er Schimpf, so trägt er selber die Schuld. Doch nicht als Feind sollst du deines Weges reiten. Nimm so viel Schafe mit fort, wie ich Finger an beiden Händen zähle —"

„Gebrauche ich Schafe, so weiß ich sie zu finden," unterbrach der Häuptling ihn ingrimmig, „ich nehme keine Geschenke von einem Moqui."

„Du stiehlst sie lieber!" hieß es aus der Reihe der Jäger lachend zurück, und höhnisch fügte Pierre hinzu: „Es wird dir schwerlich jemals wieder so leicht gemacht werden, denn wie ich vernahm, beabsichtigt mein Freund Braddon eine Anzahl guter Büchsen nach Mooshahneh zu senden. Da werden die Moquis mit Bequemlichkeit jeden

verdammten Viehräuber, der sich auf ihrem Gebiet blicken läßt, zur Hölle schicken."

Der Navahoe antwortete nicht. Beschämung und Wut verzehrten ihn förmlich. Seinen Leuten ein Zeichen gebend, die sich ihm sofort anschlossen, ritt er davon. Auch der aus dem Sattel Geworfene hatte sein Pferd wieder bestiegen. Keiner sah zurück. Die abseits hinter dem einen Eckfelsen gepflöckten Pferde der Pelzjäger beachteten sie nicht; ebensowenig das in einem Winkel aufgeschlagene Lager, wo Firefly bereits damit beschäftigt, das bei Annäherung der Navahoes in der Asche erstickte Feuer zu schüren und das vernachlässigte Frühmahl fertig zu stellen.

Nachdem Kiawe seine Leute beauftragt hatte, mit der Herde den Heimweg einzuschlagen, reihten die Freunde und Reisegefährten sich zum letztenmal um die als Tisch dienende Decke. Bevor Tewani sich ihnen anschloß, trat sie vor Joachim hin. Abermals ergriff sie seine Hand, jetzt aber mit einem Ausdruck, als hätte sie ein Fehl zu sühnen gehabt. Zaghaftes Flehen wohnte in den zutraulich aufgeschlagenen Augen, indem sie die seinigen suchten.

„Ich gehöre zu dir," sprach sie mit ihrem wohlklingenden Organ, „ich sagte es. Maitzo Clichi glaubte mir. Er zieht heimwärts. Mein Freund warf ihn vom Pferde. Die Weiber der Navahoes werden ihn verspotten. Er meidet fortan das Gebiet von Mooshahneh."

„Gehörtest du wirklich zu mir, wäre das ein Unglück?" fragte Joachim unter dem vollen Eindruck des Anblicks des wunderbaren holden Naturkindes, und gewohnterweise ließ er die Hand schmeichelnd über ihr Scheitelhaar hingleiten.

Tewani senkte die Lider über die feucht glänzenden Augen. Seine Frage fand offenbar kein volles Verständnis, denn als er die Hand zurückzog, glitt ein helles Lächeln über ihr Antlitz. Ein sie selbst beglückender Entschluß schien plötzlich bestimmte Form erhalten zu haben.

„Ich besitze einen Zauberstein," erklärte sie mit glühendem Eifer, „der Regenbogen hat ihn gefärbt. Bescheint ihn die Sonne, verwandelt er sich in viele Regenbogen. Wer zählt seine Farben? Er ist sehr alt. Die Mutter meines Vaters behütet ihn. Ich schenke ihn meinem Freunde. Ist er weit, weit fort, so redet der Stein zu ihm. Er erzählt von Tewani, von Mooshahneh, von den sieben Moquistädten."

„Von solch kostbarem Kleinod wolltest du dich trennen?" fragte Joachim ablehnend, während sie langsam dem Lager zu schritten.

„Sehr kostbar," bestätigte Tewani treuherzig, „mein Leben ist noch kostbarer. Bringt es meinem Freunde Glück, gebe ich es ihm. Er rettete mich aus der Gewalt des schlechten Navahoe."

„Du liebes Kind," versetzte Joachim gerührt, „sage mir doch, woher kommen dir alle die schönen Gedanken? Woher so viel Liebe und Güte inmitten einer trostlosen Wildnis? Welche Zierde der Gesellschaft würdest du, böte man dir Gelegenheit, zu lernen, dich nach den Regeln und Gesetzen der höheren Gesittung auszubilden."

„Was ist das?" fragte Tewani neugierig.

„Mit wenigen Worten ist das nicht gesagt; aber es bedeutet, daß du, ohne es zu ahnen, dazu geschaffen bist, Glück und Zufriedenheit um dich her zu verbreiten."

Tewani sah vor sich nieder. Aufs äußerste strengte sie sich an, den Sinn der ihr dunklen Bemerkung zu ergründen, und vergeblich. Wie ein tiefes Geheimnis dehnte sich alles, was in irgend einer Beziehung zu Joachim stand, vor ihr aus. Ein Geheimnis blieb ihr die Gabe, die er in Ausübung seiner Kunst zum Ausdruck brachte. Ein tiefes Geheimnis, daß es sie jedesmal befremdend durchschauerte, so oft seine Hand ihr dichtes, weiches Scheitelhaar oder die blühenden Wangen schmei-

chelnd berührte; ein Geheimnis endlich, daß sie so gerne seine Stimme hörte, sich innig befriedigt fühlte, solange er bei ihr weilte, sich nach seinem Anblick sehnte, sobald er ihr fern.

Sie waren im Lager eingetroffen. Kindlich offen begegnete sie den bezeichnend wohlwollenden Blicken der rauhen Männer, die bis dahin sich mehr oder minder leichtfertig mit ihr und Joachim beschäftigten.

„Wer hätte so viel schnelle Entschlossenheit und Wildheit in dem Burschen gesucht," hatte Pierre gemeint, dadurch die Aufmerksamkeit auf die Nahenden hinlenkend; „die Schule da oben am Yellowstone war sicher keine schlechte. Nicht zu verwundern, wenn bei der Beschimpfung des Navahoes die Tollheit ihm zu Kopfe stieg. Nebenbei ist er verliebt in das niedliche Ding bis über die Ohren."

„Hoffentlich nicht in so hohem Grade, daß es einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübt oder gar das unschuldige junge Wesen darunter leidet," wendete Braddon nachdenklich ein.

„Wäre es unnatürlich, wenn er allen Ernstes um sie freite?" fragte Raimund unter dem zustimmenden Lachen der Pelzjäger, und aus ihrer Reihe hieß es heiter billigend zurück: „Daß sie nicht nein sagt, macht jeder aus, der nur einmal beobachtete, wie sie ihn überwacht, als ob sein Leben ihr eigenes wäre."

„Aber die Verschiedenartigkeit der Abstammung und der Stufe der beiderseitigen Gesittung," versetzte Braddon, von dem Bewußtsein durchdrungen, sowohl Dixon wie den Angehörigen der hingeopferten Rosa Tracy gegenüber gewisse Verpflichtungen übernommen zu haben.

„Solche Bedenken müssen schwinden, wenn es sich um die Wohlfahrt rechtschaffener Menschen handelt," warf Pierre übermütig ein, „hab' ich's doch selber mit einem

braunen Dinge erprobt, was mir, bei Gott, nicht leid geworden. Nebenbei gehört Tewani zu jener gefügigen klugen Sorte, die sich zu allem möglichen heranbilden läßt. Die würde, sofern Joachim es am richtigen Ende anfaßte, nicht nur eine gute Christin, sondern auch eine so vornehme Lady, wie nur je eine in den Staaten wählerischen Stutzern die Köpfe verdrehte."

Die letzten Worte mußte Joachim noch verstanden haben, denn sich niederlassend, warf er Pierre einen freundlichen Blick zu, vermied aber, eine Fortsetzung des Gesprächs zu veranlassen. Braddon war stiller geworden. Er sah in Joachim nur noch den Bruder Monikas. Bezweifelte er, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen ihm und Tewani die von Pierre angedeutete Wendung erfahren würden, so fühlte er doch, während er die junge Moqui aufmerksamer beobachtete, seine herzliche Teilnahme für sie wachsen. Aehnlich erging es Raimund. Auch ihm erschien sie nach dem vorhergegangenen Gespräch in einem anderen Licht. Mehr, denn je zuvor, bewunderte er ihre angestammte Sittigkeit und Anmut, jene von Gemütsreinheit getragene Sicherheit, welche durch die damit geeinte Schüchternheit eine eigentümlich bestrickende Wirkung ausübte, die durch Sonnenbrand nachgedunkelte reizvolle Erscheinung in eine aus vergangenen Jahrhunderten herübergekommene Tochter aus dem Hofstaat des großen Montezuma verwandelte.

Nach den vorhergegangenen Ereignissen und den damit geeinten Erfolgen verlief das Mahl in froher Weise. Chitola kauerte abgesondert und stierte stumpf in das niederbrennende Feuer. Er verschmähte Speise und Trank. Hin und wieder warf er verstohlen von unten herauf Joachim einen finsteren Blick zu, der in unheimlichem Widerspruch mit seinem sonstigen blöden Ausdruck stand. Niemand beachtete ihn. Tewani ließ ihn dagegen nicht

aus den Augen. Es entging ihr daher nicht, daß irgend ein ihm mißfallender Umstand ihn bösartig reizte. Eine Weile zögerte sie; dann aber zog sie, wenig bemerkbar, seine Aufmerksamkeit auf sich, und die eine Hand erhebend, schwang sie dieselbe leicht in Form einer Acht. Wie von einer unsichtbaren Waffe getroffen, neigte Chitola das Haupt. Aufzuschauen wagte er nicht mehr. Erst als man sich zum Aufbruch rüstete, wurde er wieder regsam. Schwerfällig erhob er sich. Mit unverkennbarer Scheu schlich er hinter den Felsenhügel. Als der zur Wanderung geordnete Zug in den Paß einbog, hatte er bereits eine erhebliche Strecke trabend zurückgelegt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Regenbogenstein.

Die Sonne hatte nicht lange mehr zu scheinen, als die vier Pelzjäger in mäßiger Entfernung von dem Plateau von Mooshahneh auf einer grasreichen Stelle sich zur Nacht einrichteten. Die übrigen setzten dagegen ohne Zeitverlust unter Kiawes Führung die Wanderung nach der Moquistadt fort. Zwischen ihnen und den Jägern war vereinbart worden, mehrere Tage zu rasten, um die Reise östlich gemeinsam mit erneuten Kräften fortzusetzen.

Am Fuße des Plateaus erwartete sie eine Anzahl junger Moquis, die alles sie Belastende in ihre Obhut nahmen und ihnen auf jede erdenkliche Weise das Fortkommen zu erleichtern suchten. Und ein beschwerlicher Pfad war es, dem sie nachfolgten. Schroff ansteigend und von Stufen unterbrochen, wand er sich nach dem zerklüfteten Abhange hinauf und durch eine Umgebung, die in ihrer Trostlosigkeit beengend wirkte. Kein Grashalm, kein Pflänzchen war zu entdecken. Es rief den Eindruck hervor, als habe die Natur mit Bedacht Sorge dafür ge-

tragen, eine den Sterblichen feindliche Grenze zwischen dem hoch oben hausenden patriarchalisch regierten friedlichen Volksstamm und den gefährlichen Nachbarn der Niederungen zu errichten. Doppelt freundlich berührte sie daher der Anblick der auf der letzten kurzen Strecke mühsam angelegten kleinen grünenden Gärten, hinter denen die Stadt einladend auftauchte. Und ein fesselndes, farbenreiches Bild bot sie im letzten Abendsonnenschein. Wohin die Freunde blickten: überall, oben wie unten, belebten die Bewohner Vorhöfe und Mauerbrüstungen. Zum Empfange festlich geschmückt, offenbarte sich in jedem einzelnen Antlitz von alt und jung Freude über die Heimkehr des Häuptlings und seiner Tochter, Dankbarkeit für die Zurückerbeutung der geraubten Herde, die immerhin einen wesentlichen Teil des bescheidenen Reichtums der anspruchslosen Menschen bildete.

Als die Reisenden die zur Wohnung des Häuptlings führenden Leitern erstiegen, streckten sich ihnen von allen Seiten Hände zum Willkommgruß entgegen, jedoch ohne zu drängen und zu belästigen. Man begleitete sie, blieb aber zurück, sobald sie die Wohnung Kiawes betraten. Dann war es, als ob die Stadt plötzlich ausgestorben sei. Wie Ameisen, die beim Herannahen des Abends ihre finsteren Gänge aufsuchen, hatten hier die Menschen sich jeder in seine Häuslichkeit zurückgezogen. Und so beleuchtete die Sonne das terrassenförmig geschichtete gelblichgraue Gemäuer, wie um die versteckten Bewohner noch einmal hervorzulocken und ihnen einen letzten Blick auf die durch tiefe Klüfte von ihnen geschiedenen Schwesterstädte zu gönnen, die es wie ein Sagenschleier aus grauer Vorzeit umwebte.

Nachdem Kiawe die Gäste bei sich aufgenommen und das Mahl mit ihnen geteilt hatte, entfernten Tewani und Firefly sich durch eine schmale Seitenthür. Bald darauf

herrschte Schweigen in den umfangreichen Bauwerken. Nach altherkömmlicher Sitte hatte man sich überall frühzeitig zur Ruhe begeben. Nur in Kiawes Wohnraum, wo die Gäste untergebracht waren, regte sich noch eine Weile Leben. Der volle Mond stand hoch am Himmel und schuf auf den Mauern und Plattformen einen wunderbaren Wechsel von tiefen Schatten und hellen Lichtflächen. Hie und da nächtigte auf hohem Mauerrande ein Truthahn. Wie aus einem Erdschacht entsendet, drang dumpfer Trommelschlag in Begleitung einer eintönigen Melodie nach oben. Es ging von einem der ältesten Weisen aus, der Montezuma, auf dessen Wiederkehr er hoffte, geräuschvoll seine Huldigungen darbrachte.

Selten bewegte eine einzelne Gestalt sich über die verödeten Plattformen, um einen Blick in die Ferne zu senden und sich von der Sicherheit der Nachbarschaft zu überzeugen. Lauschend blieb sie zuweilen stehen. Doch nichts unterschied sie, als das Kläffen beutegieriger Koyotes oder Schakals, den dumpfen Ruf der großen Ohreule oder das gelegentliche Heraufdringen des Blökens der in geeigneten Winkeln eingepferchten Schafe.

Es mochte um Mitternacht sein, als oben auf dem Felspfade ein einzelner Wanderer auftauchte und mit vorsichtigen Bewegungen sich der Stadt näherte. Obwohl durch sein Aeußeres sich als Weißer verratend, war er doch vertraut mit der Umgebung wie mit den Gewohnheiten der Moquis. Es wäre ihm sonst schwerlich gelungen, unentdeckt so weit herauf zu schleichen.

Eine Weile hatte er, wenige Schritte von der einzigen nicht eingezogenen Leiter, im Schatten einer Gesteinsanhäufung gelegen, als ein heimkehrender Hirte vor ihm vorüberschritt, die Leiter erstieg und hinter der Mauerbrüstung des ersten Stockwerks verschwand. Bald darauf verließ ein anderer der zur Nachtwache bestimmten Männer

die Plattform, um sich zu den Herden hinabzubegeben. Seine Schritte waren eben verhallt, als der geheimnisvolle Fremde sein Versteck aufgab und, mißtrauisch um sich lauschend, nach der Leiter hinüberging. Kaum aber hatte er den Fuß auf die unterste Sprosse gestellt, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Bestürzt fuhr er herum, und vor sich sah er Chitola.

Seit der Anwesenheit Braddons und seiner Freunde in der Stadt hatte seine Unruhe sich in einer Weise gesteigert, daß ihm das Aergste zugetraut werden durfte. Erblickten die Moquis mit ihren von Aberglauben befangenen Gemütern darin den Ausfluß höherer Eingebungen, die ihren Verlauf nehmen mußten, so fühlte er selbst mit jenem, manchen Irren eigentümlichem Scharfsinn heraus, daß er in seiner krankhaften Stimmung erhöhte Aufmerksamkeit erregte. Einer strengeren Ueberwachung sich zu entziehen, sonderte er sich daher mehr ab, und so ereignete es sich, daß er zu derselben Stunde rastlos zwischen den Gärten umherwandelte, in welcher der Fremde vor der Stadt eintraf. Dessen unverkennbar vorsichtiges Einherschleichen hatte ihn darauf in einer Weise beeinflußt, daß er ihn bewachte und endlich unbemerkt neben ihn hin glitt. Jetzt standen sie einander gegenüber, Chitola das Beil in der rechten Faust zum Angriff gehoben, der Fremde die Hand um den Griff des in seinem Gurt steckenden Messers geschlossen. In den von dem Mondlicht voll getroffenen Physiognomien aber offenbarte sich die gleiche tückische Spannung, das gleiche Trachten, sich gegenseitig zu überlisten. Und sie sahen sich ja heute nicht zum erstenmal. Seit den sieben oder acht Tagen seines Aufenthaltes in Mooshahneh war es John Kelly gelungen, nicht nur im gelegentlichen Verkehr ein notdürftiges Verständnis mit Chitola anzubahnen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade sein Vertrauen zu erwerben. Es war, als hätten

die gleichen Regungen des Hasses und der Verfolgungssucht sie einander näher gebracht. Und so betrachtete Kelly die unvorhergesehene Begegnung als einen glücklichen Zufall, durch den nach Erreichen des ihn dorthin führenden Zweckes sein unbemerktes Entkommen gewährleistet wurde. Chitolas Vorliebe für alles Geheimnisvolle war ihm nicht fremd. Listig nützte er sie aus, indem er zum Zeichen des Schweigens die eine Hand auf den Mund legte, mit der anderen nach oben wies und den Namen Braddon aussprach.

Chitola zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. Hatte er den Namen wirklich gehört, so war er in seinem Gedächtnis nicht haften geblieben, dagegen wiederholte er mehreremal, gleichfalls nach oben weisend: „Jo—ach—im," und wie der zischende Ton verrieten auch die boshaft starrenden Augen seine erwachende Wut.

Kelly, offenbar enttäuscht, dachte nach. Der Name Joachim war ihm ebenso unbekannt wie der Braddons dem Irren. Doch nur kurze Zeit schwankte er, und sobald sie auf ihre Art ein gewisses Einverständnis erzielt hatten, suchten sie, Chitola voraus, auf der Leiter ihren Weg nach oben. Auch die zweite überwanden sie vollkommen geräuschlos, und vor ihnen lag Kiawes Wohnung. Die Thür stand offen, um die kühle Nachtluft zu den dort Schlafenden hereindringen zu lassen. Sie zeichnete sich aus durch matten flackernden Lichtschein. Näher schleichend, wählten sie einen Punkt, von dem aus sie das Gemach zum Teil zu überblicken vermochten.

In dem Winkel, wo der Rauchfang angelegt worden war, brannte ein Feuer. Mit wenigen Holzsplittern und Reisern genährt, verbreitete es nur im näheren Umkreise größere Helligkeit. Vor demselben saß Braddon. In den Händen den auseinander geschlagenen Terrainplan, benutzte er zum erstenmal die Gelegenheit, ihn ungestört zu prüfen.

Um so fester schliefen die Gefährten. Die beiden Brüder lagen nebeneinander. Unstet huschten die von dem Feuer entsendeten beweglichen Lichter über die nach oben gekehrten Gesichter, so daß sie nur flüchtig erkennbar hervortraten. Ueber sie hinweg hatte Kelly Braddon ins Auge gefaßt. Zugleich drohte das Aufbäumen der wild erregten Leidenschaften ihm die Besinnung zu rauben. Anstatt nunmehr, nachdem er sich Gewißheit verschaffte, sich zurückzuziehen und zu entfernen, verharrte er wie gebannt. Braddon hätte nur aufzusehen brauchen, um, wie einst vor der Landungsbrücke, unwillkürlich den Ruf: „John Kelly!“ über die Schläfer hinzusenden und gleich darauf den Mörder unter deren Händen sich sträuben zu sehen. Aber wie dieser durch seinen Anblick bis zur Empfindungslosigkeit gefesselt, war Braddon so vertieft in das Verfolgen der einzelnen Linien und das Lesen der beigefügten Anmerkungen, daß für ihn die ganze übrige Welt gleichsam versank. Und doch hätte er die Basiliskenblicke Kellys fühlen müssen, die, Haß und Rachedurst sprühend, starr auf ihm ruhten, dessen Leben doch bis zu einem bestimmten Zeitpunkt ängstlich geschont und behütet werden mußte.

Und wie Kelly George Braddon, so überwachte der Irre Joachim, dessen tiefe Atemzüge den festen Schlaf heiterer Sorglosigkeit verkündeten. Das Beil mit beiden Fäusten gepackt, neigte er den Kopf nach vorn. Die Augen waren mit Blut unterlaufen. Die Nüstern zitterten, das Zerrbild eines von Tollwut befallenen Raubtiers vervollständigend.

Endlich legte er die Hand auf Kellys Arm, diesen ebenfalls sich selbst zurückgebend. Auf den an seiner Seite hängenden Revolver zeigend, riet er durch unzweideutige Gebärden, ihn auf Joachim abzufeuern. Es war die Hinterlist eines Geisteskranken, die den Plan in ihm

reifte, den Verhaßten durch einen anderen, und zwar durch einen Weißen, aus dem Wege räumen zu lassen.

Seine Zumutung beantwortete Kelly durch heftiges Kopfschütteln. Bevor Chitola seine Aufforderung erneuerte, knitterte die Karte in Braddons Händen. Sie nachdenklich zusammenfaltend, blickte er auf. Kelly hatte gerade noch Zeit gefunden, zur Seite und bis an die niedrige Mauer zurückzuweichen, welche die Grenze der nächsten Plattform bildete. Chitola trat in die schmale Thür. Seine ganze Schlauheit aufbietend, veranschaulichte er in der Haltung wie in jedem Zuge seines Gesichtes die Stumpfheit eines Blödsinnigen.

Da drang das Geräusch der Schritte, mit denen Braddon den Raum durchmaß, zu Kelly herüber, und im nächsten Augenblick lag er auf der anderen Seite der Mauer, in dem von ihr geworfenen Schatten sich ihr anschmiegend. Der Revolver befand sich in seiner Faust. Ueber sein Schicksal, wenn man ihn entdeckte oder wohl gar der Irre ihn verriet, konnte kein Zweifel walten; ebenso fest stand sein Entschluß, den letzten zu seinem Verderben entscheidenden Zeitpunkt zu einem vernichtenden Angriff auf Braddon zu benutzen.

Die Anwesenheit Chitolas hatte Braddon nicht überrascht. Er kannte seine Neigung zu nächtlichem Umherschweifen, wußte, daß man ihm oft gerade da begegnete, wo man es am wenigsten erwartete. Zu ihm herantretend, sprach er mitleidig zu ihm, so daß er aus seiner Stimme freundliche Teilnahme heraushörte. Träumerisch schritt er darauf nach der Außenbrüstung hinüber, von wo aus er einen langen Blick über die in geisterhaftem Mondlicht schlummernde Wüste hin sandte. Zurückkehrend, wählte er seinen Weg an der Mauer entlang, hinter der Kelly in atemloser Spannung aus dem Geräusch der Schritte seine Bewegungen berechnete. Die Entdeckung erschien unver-

meidlich. Er meinte, daß Braddon, wenn er gelegentlich stehen blieb und dieses oder jenes sich wallartig auszeichnende schwarze Plateau betrachtete, den in seinen Ohren sausenden Pulsschlag hätte hören müssen. Der aber ahnte nicht, wie nahe ihm ein gewaltsames Ende, nicht, daß er sich nur ein wenig über die Grenzbrüstung zu lehnen brauchte, um ebenso schnell, wie er den aufspringenden Todfeind erkannte, mit durchschossenem Kopf hinzusinken.

Minuten vergingen, bevor Braddon sich endlich wieder in das Gemach zurückzog. Bald darauf erlosch das Flackern der brennenden Späne. Kelly war bis zur Außenbrüstung vorgedrungen. Wenige Schritte von ihm stand Chitola neben der Leiter. Ueber die ihn von Kiawes Vorhof trennende Mauer hinwegsetzend, gesellte er sich ihm zu, und etwas später befanden sie sich am Fuße der Ringmauer. Dort entfernte Chitola sich ohne eine weitere Kundgebung, wogegen Kelly wieder Zuflucht hinter der Steinanhäufung suchte. Er brauchte nicht lange zu warten. Abermals erschien ein heimkehrender Hirte, der, nachdem er die Plattform erstiegen hatte, die Leiter nach sich zog. Es war ein Zeichen, daß sie vor Tagesanbruch nicht mehr benutzt wurde, und ohne Säumen eilte er auf dem bekannten Pfade thalwärts. Das erste Zwielicht begann zu wirken, als er ihn unten verließ und sich östlich wendete. Binnen kurzer Frist lag das Feuer der Pelzjäger weit hinter ihm.

Eine Stunde war er bereits einhergeschritten und die Sonne entsendete bereits ihre Strahlen hinter der Kette der Rocky Mountains hervor, als er eine Quelle erreichte, wo mehrere Cedern und etwas Weidengebüsch ihre Nahrung aus dem feuchten Erdreich sogen.

„Das hat lange gedauert," tönte es ihm unter dem einen breitverzweigten Strauch hervor entgegen, und gleichzeitig richtete Green sich in eine sitzende Stellung auf.

„Um es schneller zu schaffen, hätten mir Flügel ge-

wachsen sein müssen," antwortete Kelly heftig erregt, indem er sich neben ihn hin warf.

„Und was entdecktest du?"

„Mehr als ich glaubte, hoffen zu dürfen. Ja, ich sah Braddon, und das Blut stieg mir zu Kopf, daß es mich Ueberwindung kostete, ihn nicht mit 'ner Kugel zu bezahlen. Und mehr noch: ich erhielt sogar 'nen Anblick von der Karte, und zwar nahe genug, um zu erkennen, daß sie sich von dem gefälschten Wisch äußerlich nicht unterscheidet."

„Und was nun?"

„Verdammt! Nichts anderes, als daß alles aufgeboten werden muß, die Hand drauf zu legen. Er darf's freilich nicht überleben, oder wir sind verloren. Wie die Gesellschaft es anstellte, den Weg aus dem Cañon zu finden, mag der Teufel wissen, der diesen Braddon in seine besondere Obhut genommen hat. Scheint er doch das Leben eines Aals zu besitzen, der sich noch regt, nachdem er in Stücke geschnitten worden."

„Wie lautet der nächste Plan?"

„Vorläufig nach dem Minendistrikt zurückzukehren und die Augen offen zu halten," versetzte Kelly zähneknirschend. „Verdammt! Ich will nicht Jahre und alle Kräfte daran gesetzt haben, um schließlich auf den Preis zu verzichten. Auf der einen Seite Silberberge, auf der anderen ein Hundeleben — da kann die Wahl nicht schwer werden."

Wütend sprang er auf. Green folgte seinem Beispiel. Hinter ihm krochen zwei Apaches unter dem Gezweig hervor. Sie dienten als Führer und gedachten den versprochenen Lohn für ihre Beihilfe in Empfang zu nehmen. Die in Sackform zusammengeschnürten Decken mit den in Mooshahneh erneuerten Lebensmitteln auf den Rücken hängend und die Büchsen ergreifend, traten sie die Wanderung an. Der Boden brannte ihnen unter den Füßen.

Es verriet sich in der Eile, mit der sie aus der Nachbarschaft der gefürchteten Pelzjäger zu entkommen trachteten. —

Mit dem Anbruch des Tages war in Mooshahneh alles wieder rege geworden. Hinauf und hinunter ging es auf Leitern und über die Vorhöfe hinweg geschäftig, buntfarbig und geräuschlos. Männer mit Hacken auf den Schultern begaben sich nach den Feldern und Gärten. Frauen und Mädchen in den ärmellosen Röcken, auf den Köpfen urnenförmige seltsam bemalte Thongefäße, belebten den zu dem künstlich hergestellten Becken führenden Pfad, um den Wasserbedarf für den Tag nach den Wohnungen hinauf zu schaffen. Kinder tummelten sich auf den Vorhöfen, ohne daß ihr Spiel je zu Hader und Balgereien ausartete, und so war es, als ob jeder einzelne Bewohner der Stadt bestrebt gewesen wäre, die Frühstunden auszunützen, den Tag mit Ordnen und Vorbereiten zu diesem oder jenem Werk zu beginnen.

Während die Gäste Kiawes auf der Plattform sich der Rast erfreuten, war der größte Teil des Vormittags verstrichen. Wie Firefly hatte auch Tewani sich fern gehalten. Plötzlich erschien letztere wieder bei den dort Versammelten. Auf den wildledernen Mokassins unhörbar einhergehend, trat sie neben ihren Vater hin. Einige kurze Bemerkungen richtete sie an ihn, auf die er augenscheinlich mit Widerstreben antwortete. Tewani schien in irgend einem Entschluß zu schwanken; dann aber prägte helle Begeisterung sich in ihren Zügen aus, und Joachim durch ein Zeichen auffordernd, ihr zu folgen, schritt sie ins Haus hinein. Dort kehrte sie sich ihm zu. Innige Freude strahlte aus den klugen Augen, indem sie anhob: „Unser Freund wird nicht viele Nächte hier schlafen. Er soll nicht gehen, wie er kam. Er muß viel mehr wissen. Er soll Mooshahneh kennen. Ich will ihm viel zeigen.

Was ihm gefällt, befestigt er auf das Papier. Ist er fern, betrachtet er die Bilder. Er ist fern und doch in Mooshahneh."

Joachims Erwiderung nicht abwartend, schlüpfte sie durch eine enge Thür, die mit einer Decke verhangen. Auf deren anderer Seite befanden sie sich in einem Gemach, welches die Vorräte des Hauses enthielt. Da standen riesenhafte Thonurnen und kleinere Gefäße mit Mais, Bohnen, fein geriebenem Mehl und gedörrten Pfirsichen. Dazwischen lagen, peinlich geordnet, straff gefüllte Lederfäcke, alles davon zeugend, daß man nach Bienenart sich bedachtsam gegen winterlichen Mangel und durch Mißwachs herbeigeführte Hungersnot schützte. Zu genauerer Umschau ließ die flinke Führerin Joachim keine Zeit. In allen Bewegungen Eile verratend, trat sie vor eine quadratische Oeffnung im Fußboden, aus der eine Leiter hervorragte. Indem sie auf derselben nach unten stieg, winkte sie Joachim, der ihr ungesäumt folgte. An deren Fuß gelangten sie an einen Gang, der, durch die Hofmauer begrenzt, hie und da ein wenig Helligkeit durch die in dieselbe eingefügten Scheiben von Gipsspat erhielt.

Sie hatten wenige Schritte gethan, als Joachim plötzlich erschrocken zur Seite wich. Aus einem finsteren Nebengange und in fast unmittelbarer Nähe war lautes Rasseln zu seinen Ohren gedrungen, begleitet von dem Schnauben eines sich zum Angriff zusammenkrümmenden Raubtieres.

Unwillkürlich blieb er stehen. Mit geräuschlosem kindlichen Lachen kehrte Tewani sich ihm zu. Einige Worte rief sie in den Gang hinein. Der unheimliche Lärm verstummte, und Joachims Hand ergreifend, zog sie ihn mit sich fort.

„Chitola," erklärte sie während des Einherschreitens gleichsam beschwichtigend; „er ist ein Kind. Der Mond ist ganz rund jetzt. Das bringt ihm Unruhe. Was er

spricht, sind nicht seine Gedanken. Er thut, was die Geister ihm zuraunen."

Abermals standen sie vor einer aus dem Fußboden hervorragenden Leiter, auf der sie das Erdgeschoß erreichten. Dort erhielten die Räumlichkeiten Licht durch die auf einen umfangreichen Holzplatz sich öffnenden Thüren. Von Gemach zu Gemach gehend, kamen sie an Frauen vorüber, die, vor schräge gestützten Steinen knieend, nach Art der alten Germanen mittels Handsteinen grobkörnigen Mais zu Mehl rieben. In einem anderen Raum war die Schmiede eingerichtet worden. Die Handblasebälge ruhten, während zwei Männer Feile und Schleifstein beim Vorschärfen von Gartenhacken handhabten. Weder diese noch jene schenkten dem von Tewani geführten Gast viel Aufmerksamkeit. Nur wenige gedämpfte Worte, offenbar den Besuch der Fremden betreffend, liefen von Mund zu Munde, und weiter schafften Arme und Hände in stiller Emsigkeit.

Endlich öffnete sich vor ihnen ein größeres Gemach, in welchem eine Frau vor dem einfach hergestellten Webstuhl mit peinlicher Sorgfalt das Schiffchen zwischen den straff gezogenen Fäden hindurch lenkte. Eine zweite kniete auf dem Estrich und mühte sich, eine von weißen Händlern erstandene wollene Scharlachdecke in ihre Bestandteile zu zerlegen und diese auf die für das Schiffchen bestimmte Spulen zu wickeln. Eine dritte, hochbetagte saß auf einem Schemel, neben sich eine Anhäufung gelockerter schwarzer Wolle, von der sie mit Hilfe einer Art Spindel Fäden drehte. Dabei herrschte Schweigen ringsum, nur unterbrochen durch das Geräusch, mit dem die Weberin in dem Aufzug den Einschlag fest aneinander preßte.

Vor der Spinnerin blieb Tewani stehen. Die Alte hob das tief gerunzelte lichtbraune Antlitz, und ein Abglanz der Freude flog über dasselbe hin, sobald sie Tewani erkannte. Diese richtete eine leise Bemerkung an sie. Die

Spinnerin ließ die Hände mit Spindel und Wolle auf den Schoß sinken und betrachtete zwischen den nach vorn gesunkenen schwarzen Haaren hindurch Joachim argwöhnisch. Ein einzelnes Wort verließ ihre Lippen, und wie einem Befehl gehorchend, kehrten die beiden Arbeitsgefährtinnen ihm ebenfalls ihre Aufmerksamkeit zu. Ueberrascht sah Joachim von der einen zur anderen. Wie ein Geheimnis umwebte es sie. Mit den nackten Armen und Schultern, den fremdartig geschnittenen dunkelfarbigen Röcken und dem schweigsamen Wesen übten sie auf ihn den Eindruck dreier Parzen aus, die hier im Verborgenen über Leben und Sterben der Bewohner von Mooshahneh entschieden. Um ihr Wohlwollen zu erwerben, reichte er ihnen die Hand zum Gruß. Zögernd, beinahe furchtsam, als wäre ein Weißer ihnen bis dahin fremd geblieben, wurde sie angenommen. Die Haltung der Spinnerin schien maßgebend für die Gehilfinnen zu sein. Beherrschte sie diese bis zu einem gewissen Grade, so glaubte Joachim zu entdecken, daß Tewani eine noch bevorzugtere Stellung einnahm und man ihr, gleichviel ob auf Grund ihrer Abstammung, ob ihrer ganzen Erscheinung und geistigen Begabung oder irgend welcher anderer, durch Aberglauben bedingten Geheimnisse wegen einen entscheidenderen Einfluß zuerkannte.

Nach der Begrüßung hatte Tewani sich mit der Spinnerin, der Mutter ihres Vaters, in ein leise geführtes Gespräch vertieft. Sie schien mit ihrem Anliegen nicht durchzudringen. Um sie zu überzeugen, griff sie unzweifelhaft zu unschuldigen Evaskünsten, wobei sie mehrfach auf Joachim wies.

Schließlich gab die Alte nach. Beweglicher, als Joachim es ihr zugetraut hätte, erhob sie sich, und die als Verschluß dienende Decke von einer Thüröffnung zurückschiebend, schritt sie den jungen Leuten voraus in ein ge-

räumiges Gemach mit glatten übergipsten Lehmwänden und sauber gefegtem Estrich. Wunderliche Malereien, aus schwarzen und roten Linien bestehend, unter denen das wie von Kinderhand gezeichnete barocke Bildnis Montezumas besonders hervorragte, bedeckten die Wände. Dazwischen hingen eine Anzahl Dinge, die augenscheinlich aus grauer Vorzeit herrührten. Da sah man vereinzelte Reste mittelalterlicher spanischer Waffen, aus Thon geknetete und gebrannte Götzenbilder und unmögliche Tiergestalten, denen man eine unwiderstehliche Zauberkraft zuschrieb. In seltsamem Widerspruch mit diesen sorgfältig vor dem Zerfallen behüteten uralten Erinnerungszeichen stand eine zwei Fuß hohe hölzerne Statue der Jungfrau Maria mit dem Kinde, welche die Stadt unstreitig dem ersten Verkehr mit den bis dahin vorgedrungenen spanischen Mönchen und deren kriegerischer Begleitung verdankte.

Ohne Joachim viel zu beachten, schritt die Alte nach der Rückwand hinüber, und in eine der dort in die Lehmwand eingeschnittenen tiefen Nischen greifend, zog sie ein sorgfältig verschnürtes Paketchen hervor. Behutsam Lederschicht nach Lederschicht beseitigend, blieb zum Schluß ein fettig glänzender Stein von der Größe und Form eines kleinen Hühnereies in ihren Händen zurück. Ein selten schöner, bläulich weißer Opal war es, der in allen Regenbogenfarben schillerte. Mit unsäglicher Mühe und Geduld durchbohrt, hing er an einem schmalen, muschelverzierten Riemen.

Nachdem Tewani das Kleinod in Empfang genommen hatte, langte die Behüterin der Heiligtümer von Mooshahneh in eine andere Nische. Einige Holzkohlen und einen abfärbenden roten Stein hervorziehend, überreichte sie beides Joachim. Durch Tewani belehrt, daß die Großmutter einen Beweis seiner Begabung zu sehen wünsche, griff er zunächst zur Kohle. Tewani öffnete auf seinen

Wunsch die Hofthür weit, worauf er mit flüchtigen Strichen ihr Porträt auf einer freien Stelle der Wand entwarf und demnächst mit Hilfe des roten Steins nach Möglichkeit vervollständigte.

Ungläubig überwachte die Alte seine Hand. In jedem Zug ihres Gesichtes prägte sich Erstaunen aus. Sie schien den Atem zu mäßigen, aus Besorgnis, den sich vor ihren Augen entwickelnden Zauber zu stören.

Die Zeit verrann, und eine halbe Stunde war dahin, als Joachim zurücktrat, und das Werk, soweit es mit den unzureichenden Mitteln angänglich, für beendigt erklärte. Die Alte neigte das Haupt billigend; dann nahm sie den Opal aus Tewanis Händen und streifte den Muschelriemen über Joachims Kopf.

Sie hatte eben die beiden anderen Parzen hereingerufen, die beim Anblick des wohlgetroffenen Porträts von Grauen erfüllt zurückwichen, als ein Schatten die Thür verdunkelte und Joachim Chitolas ansichtig wurde, jedoch so entstellt, daß er kaum noch einem menschlichen Gebilde ähnlich. Sein Haupt bedeckte die zum Teil ausgestopfte, mit starren gelben Augen versehene Kopfhaut eines grauen Gebirgsbären, von deren Scheitel ein Busch Geierfedern emporragte. Lang fiel zu beiden Seiten des feuerrot gefärbten Gesichtes das schwarze Haar nieder, so daß nur die boshaft glühenden Augen, Nase und Mund sichtbar blieben. Federbüsche zierten seine Schultern. Von da ab umhüllten Pelzstreifen, Tierbälge, Schlangenhäute und getrocknete Horneidechsen und wer weiß was sonst noch seinen Körper bis zu den Füßen herunter, deren jeder einen buschigen Wolfsschweif nachschleifte. So hatte er alles, was er während seines planlosen Umherschweifens bei anderen eingeborenen Stämmen kennen lernte, an sich selbst zur Anwendung gebracht. An die heimischen Sitten erinnerte nur ein mit Maiskörnern gefüllter Flaschenkürbis,

den er in der linken Hand trug, wogegen die rechte den langen Schaft des Beils umklammerte.

Bei seinem Eintritt veränderte Tewani ihre Gesichtsfarbe ein wenig. Auch die drei Parzen sahen scheu auf ihn hin. Sie wußten aus Erfahrung, daß der Unglückliche trotz seiner anerkannten Harmlosigkeit von bösen Stunden heimgesucht wurde.

Anfänglich verhielt er sich regungslos. Der ihm zugewendeten Aufmerksamkeit nicht achtend, starrte er in einer Weise auf Joachim, die einen gefährlichen Ausbruch von Tobsucht befürchten ließ. Totenstille war eingetreten. Hoffte Joachim, durch Blicke Einfluß auf ihn zu gewinnen, so scheiterte der Versuch an der Wut, die ihm aus den feindselig funkelnden Augen entgegenleuchtete. Tewani verlor indessen nicht ihre Fassung. Sie harrte offenbar des Zeitpunktes, in welchem es in ihrer Gewalt liegen würde, das Uebergewicht über ihn geltend zu machen.

Endlich schöpfte Chitola tief Atem, und von dem einen Fuß sich auf den anderen wiegend, erzeugte er durch heftiges Schütteln des Flaschenkürbis jenes eigentümliche Rasseln, wie Joachim es bereits kennen lernte. Wilder und wilder wurden seine Bewegungen, bis er plötzlich mitten in denselben abbrach, das Rasseln einstellte und in schwer verständlichen englischen Worten, wie er solche auf der anderen Seite der Rocky Mountains in den Ansiedelungen aufgelesen hatte, zu Joachim gewendet anhob: „Du bist ein böser Zauberer. Du willst Tewani stehlen. Ich weiß es. Hier steht Tewani. Sie hat keine Seele. Du hast ihre Seele da auf die Wand gezaubert. Tewani gehört mir —“ und abermals heftig schwankend, schüttelte er mit aller Kraft die rasselnde Kürbisflasche.

Tewani zögerte noch immer, aber keinen Blick wendete sie von den Augen des Unglücklichen. Umsonst versuchte die alte Spinnerin, ihn zu besänftigen. Lauter schrie er

und durchdringender ertönte das Rasseln, während er, das Beil schwingend, zu verstehen gab, daß jeder, der seine Hand auf Tewani lege, sterben solle.

„Wer behauptet, daß ich Tewani mit fortnehmen möchte?“ fragte Joachim kaltblütig, und durchdringend sah er auf den Irren.

„Du willst sie stehlen — man stiehlt Pferde — man stiehlt Schafe. Tewani ist kein Schaf. Sie gehört mir!“ hieß es wutschnaubend zurück, und drohender wurde die Haltung des Sinnlosen.

Jetzt erst trat Tewani zwischen beide, und Chitola sich zukehrend, sprach sie sanft und doch gebieterisch: „Wer hat dich gerufen? Der Mann hier ist ein großer Freund der Moquis. Du bist blind. Der Navahoe wollte mich rauben. Du sahst es. Er warf ihn vom Pferde. Er rettete mich. Jetzt gehe. Suche einen dunklen Ort, da singe und schlage die Trommel.“

Chitola beugte den Nacken. Die tierische Zuneigung zu Tewani hatte ihn zu deren Sklaven gemacht. Was sie sagte, glaubte er, ohne es zu prüfen, dadurch ihr aber eine entscheidende Gewalt über sich einräumend. Doch noch einmal bäumte ein dumpfes Gefühl der Eifersucht sich in ihm auf. Ihre Blicke meidend, warf er den Kopf empor.

„Tewani, mein Eigentum,“ wiederholte er zähneknirschend, und die Kürbisflasche rasselte und das im Kreise geschwungene blank gescheuerte Beil blitzte in dem durch die Thür hereinfallenden Sonnenschein.

Tewani war zu vertraut mit seinen krankhaften Regungen, um in ihrer Gegenwart einen Angriff auf Joachim zu befürchten. Anstatt ihn durch neue Vorwürfe zu reizen, bemerkte sie daher begütigend: „Er ist mein Freund; der Freund aller Moquis. Du bist ein Moqui. Er soll dein Freund sein.“

„Mein Freund?“ fragte Chitola erstaunt, fügte aber wieder heftiger hinzu: „Wer gab ihm den Regenbogenstein? Dir gehört er. Er trägt ihn. Er ist kein Moqui. Du willst mit ihm gehen — weit, weit fort. Die Moquis von Mooshahneh werden fragen: Wo blieb Tewani?“

„Gehe ich mit ihm, wehrt es mir keiner,“ versetzte Tewani mit einem Anflug von Strenge, „ich bin Tewani, die Tochter Kiawes. Hier steht Kiawes Mutter. Sie sagt, der Regenbogenstein ist Tewanis Eigentum. Wer kann das umstoßen? Ich schenke ihn dem Fremden. Du weißt, was das bedeutet. Jetzt gehe! Sprich kein Wort mehr! Bedrohst du den Fremden, verwandle ich dich in einen Maulwurf. Der sieht keinen Schritt weit. Ein Wink von mir, und du gräbst dich in die Erde ein.“

Sichtbar von Grauen geschüttelt, beugte Chitola sich noch tiefer. Joachim, der aus der Wirkung des Gespräches annähernd dessen Inhalt erriet, wußte nicht, worüber er mehr erstaunen sollte, ob über die unberechtigte Feindseligkeit des Irren, oder über die freundliche Ruhe, mit der Tewani seine verworrenen Anschauungen auszunutzen und ihn zu zügeln verstand. Und weiter sprach sie in dem Trachten, der ihrem Gast peinlichen Scene ein Ende zu machen: „Gehe, gehe. Noch einen Tag und zwei Nächte, und die Moquis von Mooshahneh treten zusammen. Sie wollen die Fremden im Tanz ehren. Sie retteten viele Schafe. Du darfst nicht fehlen. Die Fremden werden sagen: „Chitola ist ein großer Mann.“ Schließe Frieden mit meinem Freunde. Ich warte darauf. Auf meiner Zunge schwebt ein böses Wort. Hörst du es, so bist du ein blinder Maulwurf.“

Wie ein gezüchtigtes Kind ergriff Chitola Joachims Hand und preßte sie auf die zähnefletschende gelbäugige Kopfbedeckung, und sich umkehrend, schlich er gebeugt ins Freie hinaus.

Erst nachdem die drei braunen Parzen sich zurückgezogen hatten, verließ Tewani in Joachims Begleitung das Gemach. Anstatt sich auf nächstem Wege zu ihrem Vater hinauf zu begeben, wandelte sie an dem Gemäuer hin um den ganzen Hofplatz herum. Sie wies auf eine umfangreiche runde Vertiefung in dessen Mitte, deren Boden mit Asche und Resten von Kohlen bedeckt war.

„Die Estufa," erklärte sie in zutraulichem Erzählerton; „da brannte Feuer viele, viele hundert Jahre. Es ist anders jetzt. Wenn die Pfirsichbäume blühen, wenn die Früchte reifen, wenn der Mais gelb ist, wenn der Schnee über Mooshahneh fliegt, schlagen wieder Flammen auf," und während sie die vier Jahreszeiten an den Fingern abzählte, erhob sie so kindlich vertrauensvoll die Augen auf Joachim, daß es ihn wie eine Kunde aus ferner Märchenwelt anwehte.

„Die Frau mit der Spindel, was sagte sie? Ihre Worte klangen hart?" fragte Joachim in Fortsetzung der Unterhaltung mit reger Teilnahme.

„Sie verweigerte mir den Regenbogenstein. Sie bewacht ihn streng. Aber er ist mein Eigentum. Meine Mutter ist lange tot. Sie kann ihn nicht tragen. Verschenke ich ihn, ist es gut."

„Trotzdem hing sie selber mir ihn um den Nacken. Weshalb änderte sie so plötzlich ihren Sinn?"

Tewani lachte geheimnisvoll.

„Ich sagte es ihr. Sie konnte nicht anders. Sie ist die Mutter Kiawes," erwiderte sie aufrichtig.

„Du wirst ihn wieder an dich nehmen. Solch kostbares Kleinod muß in der Familie bleiben."

„Du behältst ihn. Ich will es so."

„Aus welcher Ursache?" fragte Joachim gespannt, und ihm war, als hätte er in einem Buch gelesen, in dem jede neue Seite von neuen Wundern berichtete.

Treuherzig sah Tewani in seine Augen. Um die blühenden Lippen spielte ein unbeschreibliches Lächeln der Ueberlegenheit, wie es nur von der Natur ihren Lieblingskindern gelehrt werden kann.

„In dem Stein wohnt große Kraft," begann sie nach kurzem Sinnen; „meine Mutter trug ihn, und der Vater ging nie von ihr. Ihre Mutter trug ihn, und ihr Vater blieb dem Regenbogenstein nahe. Der Stein hängt an deinem Halse. Noch zwei Nächte, und du ziehst von Mooshahneh fort. Du ziehst weit, weit fort; aber du kehrst wieder. Der Regenbogenstein zwingt dich."

Ein eigentümliches Wehgefühl durchzitterte Joachim, indem er der bevorstehenden Trennung auf Nimmerwiedersehen von der holden Wüstentochter gedachte. Er meinte, sich die Tage nicht vergegenwärtigen zu können, in denen er sie nicht mehr um sich sähe, stets bedacht auf sein Wohl und seine Bequemlichkeit. Doch er mußte das Unabänderliche über sich ergehen lassen, und so versetzte er nach einer kurzen Pause träumerisch: „Baue nicht zu fest auf das, was du Zauberkraft nennst."

„Wer kann die Wahrheit in Falschheit umwandeln?"

„Vergiß nicht, der Mensch wird oft ohne eigene Schuld gehindert, seinen Willen auszuführen."

„Du kommst," behauptete Tewani mit dem Ausdruck heiliger Ueberzeugung.

„Der Stein besitzt kein Leben," wendete Joachim ernst ein, „seine Kraft wird allein durch Wahn begründet, und Wahn ist unzuverlässig."

Tewani sah ihn groß an. Sie hatte aus seinen Worten nicht mehr herausgehört, als daß er den in ihren Augen bewährten Zauber verwarf, und das beirrte sie. In der nächsten Minute verklärte innige Freude ihr kindlich schönes Antlitz.

„Du sagst, der Zauber betrügt," versetzte sie zuversicht-

lich. „Ich glaube dir. Du haſſeſt die Lüge. Dennoch kehrſt du zurück. Ich ſehe es in den Augen meines Freundes. Ich höre es aus ſeiner Stimme. Du kehrſt zurück. Mit dir bringſt du den Regenbogenſtein.“

„So will ich wünſchen, daß deine Vorausſetzung ſich erfülle. Aber nochmals wiederhole ich: Hänge nicht zu feſt an dem, was du vielleicht wünſcheſt.“

Jetzt klang Tewanis leiſes Lachen, als ob alle Gewalten des Himmels und der Erde ihre Zuverſicht nicht zu erſchüttern vermocht hätten. Wie befürchtend, durch den Ausbruch ihrer Heiterkeit ein Fehl begangen zu haben, nahm ſie ſeine Hand und preßte ſie ſanft auf ihre Wange. Es war dies ihre liebe Art, herzliches Wohlwollen zu beweiſen. Vollkommen unbefangen folgte ſie darin ihren Eingebungen. Für ſie gab es nicht den leiſeſten Grund, die Zeugenſchaft der ſich auf dem Hofe einherbewegenden oder von den Plattformen hie und da zu ihnen niederſchauenden befreundeten Geſtalten zu berückſichtigen. Beide ſchwiegen. Wie Tewani dem angeborenen Hange, über Unbeſtimmtes ſich Klarheit zu verſchaffen, nachgab, mochte auch Joachim in Gedanken wiederholen, was zwiſchen ihnen zur Erörterung gelangte und, wenn auch mit Mühe in Worte gekleidet, wirkliche Mißverſtändniſſe ausſchloß. Bald darauf verſchwanden ſie durch eine Thür. Auf dem bekannten dunklen Wege erreichten ſie den Vorhof des Häuptlings, wo ſie mit heiteren Scherzreden willkommen geheißen wurden. Kiawe ſchaute ernſt darein. Hin und wieder ſtreifte ein träumeriſcher Blick ſeine Tochter.

Dreißigſtes Kapitel.

Die letzten Tage in Mooshahneh.

Der Nachmittag war zur Hälfte verſtrichen, als auf dem Hofplatz von Mooshahneh überaus reges Leben herrſchte.

Ein wunderbares Durcheinander seltsam geschmückter Menschen ließ die Blicke des Beschauers nicht zur Ruhe gelangen. Männer und Frauen hatten sich vereinigt, um in eigentümlichen Tanzbewegungen die Zurückerbeutung der Herde zu feiern, die Gäste zu ehren, der Gottheit zu huldigen und im Gesang befruchtenden Regen auf Felder und Gärten herab zu beschwören. Was an grellfarbigen Bekleidungsstücken, Zierat und Federschmuck vorhanden, hatte jeder angelegt, und zwar nicht nur die auf dem Platz zur Vorstellung Versammelten, sondern auch die übrige Bevölkerung, die, wie in einem Amphitheater, von den verschiedenen Plattformen aus das unten stattfindende Treiben beobachtete.

Die Gäste hatten sich auf einem Vorhofe des zweiten Stockwerks niedergelassen, von wo aus sie das merkwürdige Schauspiel am bequemsten übersahen. Bei ihnen befanden sich Kiawe und Tewani, ersterer mit feierlicher Würde durch Zeichen und einzelne Worte die Tanzordnung vorschreibend, wogegen seine Tochter leuchtenden Antlitzes ihre Aufmerksamkeit abwechselnd den sich entwickelnden bunten Bildern zuwendete und dann wieder gespannt den Eindruck prüfte, den sie auf Joachim ausübten. Chitola fehlte nicht unten. Seinen vollen Schmuck hatte er angelegt. Nur der Bärenkopf fehlte wie die Malerei des Gesichtes. Statt dessen hatte er dieses wie sein Haupthaar mit einer Lage angefeuchteter Asche überzogen. Nicht in die Reihen der Tänzer tretend, bewegte er sich wie ein Unhold zwischen ihnen hindurch, unbekümmert darum, wie groß die Störungen, die er verursachte. Niemand wehrte ihm. Jeder wich ihm aus, scheute sich offenbar, ihn in seinem Thun unfreundlich zu beeinflussen.

Der erste Teil des Tanzes bestand aus wiegenden Bewegungen, die nach dem Takt dumpf dröhnender Trommeln ausgeführt wurden. Das Gewicht des Körpers von

dem einen Fuß auf den anderen wechselnd, bildeten die Mitglieder des Reigens einen Kreis um die Estufa, ihre Stimmen zu einer zwischen wenigen Noten sich bewegenden Melodie vereinigend. Dazu rasselten sie mit Flaschenkürbissen und schwangen sie Maisähren, während einzelne zur Ermutigung gellende Rufe ausstießen.

Das geräuschvolle Treiben hatte seinen Höhepunkt erreicht, als plötzlich Chitola auf der Plattform erschien und in der Nachbarschaft Tewanis sich niederließ. Selbst die Gäste trugen dem Ansehen Rechnung, welches er in der Stadt genoß, und vermieden sorgfältig, Mißfallen über sein Verfahren zu verraten. Und etwas Beängstigendes lag in seinem Wesen, dessen Ursache keinem verborgen bleiben konnte und die zu verheimlichen die Grenzen seiner Geistesthätigkeit überschritt.

Er hatte seinen Platz so gewählt, daß Tewani und Joachim sich in seinem Gesichtskreise befanden. Bald auf diese, bald auf jenen funkelten seine Augen boshaft; und so erhielt seine Physiognomie unter der festgetrockneten Asche das abstoßende Gepräge eines auf Unheil sinnenden Dämons. Den letzten Einfluß schien Tewani auf den durch den wilden Lärm in doppeltem Maße Aufgeregten verloren zu haben. Wirkungslos blieben ihre Zeichen und die einzelnen Worte, die sie ihm zurief. Zeitweise sang er vor sich hin, jeden Ton mit leichtem Aufstoßen des Beils begleitend.

Der Tag neigte sich, als die Feier abgeschlossen wurde, die nach der Anstrengung erschöpften Mitglieder des Reigens noch eine Weile regellos durcheinander wogten und sich endlich über die ganze Stadt verteilten. Allerwärts war Stille eingetreten. Wo man miteinander verkehrte, geschah es in der gewohnten ruhigen Weise, bis das Hereinbrechen der Nacht alle auf ihre Schlafstätten trieb. Tewani hatte sich in Fireflys Begleitung zurückgezogen.

Sie waren kaum gegangen, als Chitola, die Decke über sein Haupt gezogen, vor der zu ihrem Schlafraum führenden Thür niederkauerte. Kurze Zeit summte er vor sich hin; dann verhielt er sich regungslos. Er schien in der gezwungenen Stellung eingeschlafen zu sein. Auch Kiawe und seine Gäste hatten sich ausgestreckt. Es sollte die vorletzte Nacht sein, welche diese in der merkwürdigen Kolonie verbrachten. Raimund und Joachim, die sich nebeneinander betteten, wechselten noch einige, die jüngsten Ereignisse betreffende Bemerkungen.

„Hüte dich vor dem Wahnsinnigen," raunte ersterer seinem Bruder mit ernster Besorgnis zu, „ich beobachtete ihn scharf. Er ist dir feindlich gesinnt. Irre sind unberechenbar."

„Verrückt mag er sein," gab Joachim sorglos zu, „im Grunde ist er ungefährlich. Ein Blick Tewanis genügt, ihn in ein furchtsames Kind zu verwandeln."

„Gerade deshalb," versetzte Raimund dringlich warnend, „denn zunächst ist die Kleine nicht immer zur Hand, außerdem liebt er sie augenscheinlich mit der ganzen Wildheit eines unvernünftigen Raubtieres. Weckte st du seine Eifersucht, so wurde sie dadurch, daß Tewani dich unbefangen bevorzugte, in tödlichen Haß verwandelt."

Joachim lachte belustigt.

„Du übertreibst," erwiderte er sorglos, „erstens fürchte ich ihn nicht, und ferner sind wir übermorgen um diese Zeit weit von hier." Bald darauf verrieten ihre Atemzüge, daß ein gesunder Schlaf ihre Sinne umnachtete.

Eine Weile verstrich in lautloser Stille. Dann regte Chitola sich wieder. Kaum wahrnehmbar glitt die Decke weiter und weiter von seinem Kopf zurück, bis sie endlich hinter ihm lag. Mit einem unheimlichen Ausdruck spähte er in alle Richtungen. Er schien die hörbaren Atemzüge der Schlafenden zu zählen. Nach einer Pause erhob er

sich leise. Die ganze List und Gewandtheit eines einem bestimmten Ziel zustrebenden Irren bot er auf, jedes, auch das unscheinbarste Geräusch zu vermeiden. Einem einherschwebenden Schatten ähnlich, schlich er auf den unbekleideten Füßen nach dem Feuerwinkel hinüber. Mit dem Beil im Arm niederknieend, schürte er das unter der Asche verstohlen glimmende Feuer, und vorsichtig legte er einige Späne auf. Neugierig überwachte er, wie sie sich entzündeten und zu flackern begannen. Sich wieder aufrichtend, betrachtete er die Schläfer nachdenklich, vor allem Joachim, in dessen Gesicht er die unter der Aschenlage hervorglühenden Blicke gleichsam einbohrte. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß die unstete Beleuchtung nicht störend wirkte, ergriff er einen flammenden Span, und gleich darauf glitt er durch die zuvor mißtrauisch bewachte Thür. Argwöhnisch sah er auf Firefly und Tewani nieder, die nachbarlich bei einander lagen. Er entdeckte wohl, daß Tewanis geschlossene Lider, wie durch den Lichtschein geblendet, zuckten; da sie aber alsbald wieder die Regungslosigkeit eines sie fesselnden Schlafes zeigten, beruhigte er sich ebenso schnell.

Solange der Span leuchtete, blieb er stehen. In seinem Gesicht zuckte es bedrohlich. Zügellose Leidenschaften spannten seine Züge unnatürlich an, ihm allmählich das häßliche Gepräge langsam erwachender Tobsucht verleihend.

Das bis zu seinen Fingern herunter brennende Feuer weckte ihn aus seinem stumpfen Brüten. Er zerdrückte es mit der Hand. Dadurch das Gemach verfinsternd, schlich er nach der Thür zurück. In das Vorgemach eintretend, wo züngelnde Flämmchen noch immer Helligkeit verbreiteten, begab er sich zu den Brüdern hinüber. Die Blicke auf Joachim senkend, schien er in seine Träume eindringen zu wollen. Wie ein Holzgebilde stand er.

Nur die rechte Hand, die das Beil trug, zitterte sichtbar. Was seinen krankhaft aufgeregten Geist erfüllte, ob wirkliche Mordgier oder das Bestreben, beim Anblick des Verhaßten seine Gedanken zu ordnen und in eine bestimmte Bahn zu lenken, hätte keiner aus dem entstellten Gesicht heraus gelesen. Wohl aber erzeugte es den Eindruck, daß Joachim nur ein Zeichen des Erwachens von sich zu geben brauchte, um es alsbald mit dem Leben zu büßen.

Da, als er, wie zu einem schweren Werk sich rüstend, plötzlich tiefer zu atmen begann, fühlte er einen leisen Druck auf dem bewaffneten Arm. Ein Schauder durchlief seinen Körper, und sich umkehrend, sah er Tewani vor sich. Das erste Entsetzen über den grauenhaften Anblick suchte sie mit Gewalt niederzukämpfen, und jetzt beherrschte nur ernster Wille ihr Antlitz. Ihre Augen schienen sich noch zu vergrößern, indem sie Chitolas Blicke zu bannen suchte. Zugleich legte sie, Schweigen gebietend, den Finger auf ihre Lippen. Wollte sie den Unglücklichen schonen, den Folgen vorbeugen, die beim Erwachen der Gäste zu befürchten standen, so trat doch in den Vordergrund das unbestimmte Trachten, vor Joachim die Gefahr zu verheimlichen, in der er träumend schwebte, nicht zu seiner Kenntnis gelangen zu lassen, daß sie es gewesen, die ihn vor dem Schrecklichsten bewahrte. Mit ungetrübten Erinnerungen sollte er von Mooshahneh scheiden, mit dem Bewußtsein, daß, wo auch immer er weile, der Weg dahin zu jeder Zeit offen vor ihm liege.

So hatte sie Chitolas Zunge gewissermaßen gelähmt. Doch auch sie selber gab keinen Laut von sich; aber den einen Arm streckte sie gebieterisch in der Richtung nach der Thür aus, während sie die andere Hand hob und, wie eine unsichtbare Waffe führend, nach ihm schwang.

Chitolas Kniee bogen sich. Trotz des Grauens, das Tewani durch die geheimnisvolle Drohung ihm einflößte,

beherrschte er sich. Offenbar fürchtend, die Männer zu ermuntern, befolgte er unhörbar ihren Befehl. Tewani lauschte ihm bis auf den Vorhof hinaus nach. Seine Bewegungen nicht mehr unterscheidend, seufzte sie tief auf, und jetzt erst schien sie einen vollen Begriff von der Bedeutung des Einschreitens zu gewinnen, das ihrer nimmer schlummernden Wachsamkeit zu verdanken gewesen. Sich alle Möglichkeiten vergegenwärtigend, beherrschte Grauen ihr Antlitz.

Ihre bisherige Ueberzeugung, Chitola bis zur Ohnmacht einschüchtern zu können, war erschüttert. Zweifelnd schritt sie nach ihrem Schlafraum hinüber. In dessen Thür harrte Firefly ihrer. Deren mit heiterer Zuversicht erteilte Ermutigung blieb wirkungslos. Anstatt ihr Lager aufzusuchen, ließ sie sich neben der Thür nieder, wo nur die niederhängende Decke sie von den schlafenden Männern trennte. Nach Chitola hätte man um diese Zeit vergeblich gesucht. Der saß in einem finsteren Winkel des Erdgeschosses, seinen wirren Phantasien in gedämpftem Gesang Ausdruck verleihend. —

Der darauf folgende zweite Tag war eben angebrochen, als man sich am Fuße des Plateaus von Mooshahneh wie oben in der Stadt zum Aufbruch rüstete. Mehrere Moquis hatten sich bereit finden lassen, die Reisenden zu begleiten. Deren Abschied von ihren Gastfreunden war ein herzlicher. Tewani war die letzte, der Joachim lebewohl sagte. Offen und zutraulich zu ihm aufsehend, schien sie die Erinnerung an das beängstigende Ereignis verloren zu haben. Wie sie es nicht anders an ihm kannte, legte er die Hand schmeichelnd auf ihre Wange. In dem lieben Antlitz entdeckte er nur den einzigen Ausdruck freudigen zuversichtlichen Hoffens. Dann aber trübten sich plötzlich ihre Augen. Die tiefe Trauer, die sich in seinen Zügen spiegelte, hatte sie eingeschüchtert. Fern lag ihr die Ahnung,

daß auch ihn zur Zeit Trennungsschmerz beherrsche. Andere unbestimmte Ursachen schwebten ihr vor. Ihre Gesichtsfarbe war etwas heller geworden, erloschen das zart durchschimmernde Rot ihrer bräunlichen Wangen.

„Du kommst," sprach sie mit bebenden Lippen, während erzwungenes Lächeln sie umspielte, „du kommst — ich weiß es —" und sich hastig abwendend, schwebte sie die nächste Leiter hinauf, um sich zwischen den oberen Stockwerken zu verlieren.

Wehmuterfüllt sah Joachim ihr nach, bis graues Gemäuer sie seinen Blicken entzog. Wo lag seine Wiederkehr? mochte er sich fragen, und wie ein bitterer Selbstvorwurf wälzte es sich auf seine Seele. Scheu spähte er nach Chitola. Seit dem vorgestrigen Tage war er ihm nicht mehr begegnet. Um so mehr fürchtete er ihn Tewanis wegen, die er nunmehr seiner Willkür preisgegeben wähnte.

Bis ins Lager der Pelzjäger hinunter gaben Kiawe und eine Anzahl seiner Männer den Scheidenden das Geleite, und bald nach ihrem Eintreffen erfolgte der Aufbruch. Joachim war stiller geworden. Auf dem zerrissenen Abhange, wo nur immer ein Durchblick es ermöglichte, hatte er rückwärts nach dem Felsennest hinaufgespäht. Leicht entdeckte er auf einem der am höchsten emporragenden Dächer eine aufrecht stehende Gestalt, über deren Persönlichkeit er nicht in Zweifel. Endlich trat sie aus seinem Gesichtskreis. Um das Plateau herumziehend, türmten sich immer neue Felstrümmer vor den Wanderern auf, bis sie endlich abbiegend eine Quellader erreichten, wo kurze Rast gehalten werden sollte. Sie befanden sich dort auf der Ostseite der Stadt, deren Gemäuer gerade hier wieder den weniger schroff ansteigenden Abhang überragte. Angestrengt sah Joachim nach oben. Nein, er täuschte sich nicht. Auf einem der höchsten Punkte unterschied er abermals, wenn auch im kleinsten Maßstabe von dem blauen Himmel

sich abhebend, eine einzelne menschliche Gestalt. Es konnte nur Tewani sein, die darauf wartete, daß er noch einmal in den Bereich ihrer Blicke trete.

Während die Gefährten sorglos miteinander verkehrten, verhielt Joachim sich auffällig schweigsam. Als aber zur Fortsetzung der Reise die Pferde aufgezäumt wurden, schied er von dem Gepäck das ihm Angehörende aus. Nur wenig war es, das er in ein Bündel zusammenschnürte.

Besorgt überwachten Braddon und Raimund sein Thun. Ihre ernsten Vorstellungen beantwortete er mit zurückgekehrtem Frohsinn. Er beauftragte sie nur, den heimkehrenden Moquis den Behälter mit den Farben und Malgeräten mitzugeben. Ihr Hinweisen auf das Abenteuerliche seines Entschlusses übte ebensowenig Eindruck auf ihn aus. Offen räumte er ein, Tewani sei ihm lieber als alle Silberadern der ganzen Erde. Außerdem sei Mooshahneh unschwer zu erreichen; es koste daher keine Mühe, im Falle seine Anwesenheit erwünscht sei, ihn zu benachrichtigen. So scheiterten alle ferneren Einwände an seinem Willen. Zum Schluß überreichte er Pierre eine Liste von Dingen, die er für sein Guthaben vom alten Basil beziehen und ihm ebenfalls durch die Moquis übermitteln sollte. Fröhlich warf er die Büchse auf die Schulter und mit dem übermütigen: „Wir sehen uns vielleicht früher wieder, als ihr glaubt," schritt er davon.

Verstört sah Raimund ihm nach. Braddon schüttelte den Kopf unmutig, wogegen Pierre ihn einen ganzen Mann nannte, der nicht auf sich warten lasse, wenn man seiner bedürfe. Und weiter zogen sie der sanften östlichen Luftströmung entgegen, die ihnen den Duft des unter der glühenden Sonne kochenden Harzes der die Abhänge der Rocky Mountains bedeckenden Tannenwaldungen zutrug.

Als die Schatten von Mann und Roß sich endlich wieder verlängerten, da hatte die Reisegesellschaft sich um

ein Mitglied vermehrt. Chitola war es, der rastlose Irre, der, nachdem er Joachim mit den Blicken bis ins Thal hinab verfolgte, auf einem kürzeren, wenn auch unwegsameren Pfade Mooshahneh heimlich verließ, um sich den Scheidenden anzuschließen. Hatten wirklich von Feindseligkeit geborene unbestimmte Pläne ihn dazu bewogen, so entschwanden sie seinem Gedächtnis vollständig, als er Joachim in der Reihe der Freunde vergeblich suchte, also auch nicht mehr durch ihn an die ihm zugedachten Nachstellungen erinnert wurde. Er war für ihn überhaupt nicht mehr auf der Welt. Statt dessen erwachte jener dumpfe Wandertrieb, dem er, wenn einmal ziellos ihm hingegeben, nicht zu widerstehen vermochte.

Beinahe zu derselben Zeit traf Joachim vor Mooshahneh ein. Hätten in der That noch Zweifel über seinen Entschluß in ihm gelebt, so wären sie zerronnen, als oben beim Herumbiegen um die letzte Pfadwindung Tewani ihm in der ihr eigentümlichen ruhig sittigen Haltung entgegentrat. und er in dem von seltsamem Liebreiz umflossenen Antlitz einen Ausdruck entdeckte, der ihn förmlich berauschte.

Als echte Tochter ihres Stammes frei von jeder Ueberschwenglichkeit, leuchteten die freundlichen Augen in dem milden Glanz des Mondes. Ein beinahe zaghaft süßes Lächeln schwebte um die schwellenden Lippen. Nur ihre Wangen erglühten ein wenig tiefer, wie im Gegensatz zu dem starken schwarzen Haar, das von den Schläfen über die sammetweichen Schultern in üppiger Fülle niederfiel.

„Du kehrst wieder, ich sagte es," sprach sie mit vor Innigkeit gedämpftem Organ, indem sie Joachims ihr entgegengestreckte Hände ergriff und schmeichelnd auf ihre Wangen legte. Dann schaute sie befremdet, lachte aber eigentümlich sanft, als er sie auf die Stirn und den Mund küßte und den Muschelriemen mit dem Opal um

ihren Nacken schlang. Sie duldete es gern. War es doch nicht mehr, als sie zuversichtlich erwartet hatte.

„Zurück zu dir, um bei dir zu bleiben," bestätigte Joachim aus vollem Herzen, während sie Hand in Hand die letzte kurze Strecke bis zur Stadtmauer gingen; „ziehe ich aber fort, so reise ich nicht allein. Wo ich weile, bist du bei mir. Du sollst meine Frau sein, zu mir gehören, wie einst deine Mutter zu deinem Vater."

Tewani sah vor sich nieder. Auf ihrem guten Antlitz prägte es sich aus, als ob geheimnisvolle Bilder von unfaßlicher Schönheit vor ihrem Geist vorübergezogen wären. Erst nach kurzem ernstem Nachdenken blickte sie wieder auf. Glückliche Zufriedenheit tönte aus ihrer Stimme, als sie gleichsam kindlich verständig erklärte: „Ich gehöre zu dir. Ich will dir dienen. Sage, was ich thun soll. Du bist ein kluger Weißer. Das braune Moquimädchen versteht, was es in Mooshahneh lernte. Ich will viel, viel mehr wissen. Sage mir alles. Ich vergesse nichts. Ich will dich lachen sehen."

„Nur zugethan sollst du mir sein von ganzem Herzen," erwiderte Joachim ergriffen durch die rührende Einfachheit, mit der Tewani ihre Empfindungen nach der Weise ihres Stammes offenbarte; „du sollst meine Freude sein. Willst du mich lachen sehen, so brauche ich dich nur zu betrachten," und den Arm um ihre Schultern legend und sie an sich ziehend, küßte er sie abermals während des Einherschreitens. Es beschlich ihn das Gefühl, inmitten der trostlosen Wüste einen Edelstein gefunden zu haben, ein Kleinod von unermeßlichem Werte. Hatte die liebliche Tochter von Mooshahneh mit der unnachahmlich natürlichen Anmut seinem Künstlerauge von Anbeginn geschmeichelt, so meinte er mit jedem neuen Tage immer neue Eigenschaften an ihr zu entdecken, die, von einer rätselhaft verteilenden und bevorzugenden Natur zuerkannt, geeignet,

zu bezaubern, zu fesseln. Was fremdartig an ihr, was an ihre Abstammung, an ihre toltekischen Vorfahren erinnerte: alles, alles gereichte ihr zur Zierde. Da gab es nichts, das störend gewirkt, nichts, das auch nur entfernt als Gefallsucht, Berechnung oder falsche Scham hätte gedeutet werden können. Sie gab sich, wie sie war, sprach, wie sie dachte: ehrlich und ohne Rückhalt, ein holdes Bild der Unschuld und unergründlicher Herzensgüte.

Sie hatten die Leitern erstiegen und waren vor Kiawe hingetreten. Mit seiner gewohnten Würde, jedoch sichtbar erfreut, begrüßte er Joachim. Bevor dieser daran anknüpfte, fesselte Tewani die Aufmerksamkeit des Häuptlings. Lebhaft, jedoch ohne das kleinste Merkmal von Zweifeln oder Zagen sprach sie zu ihm. Aber ihre Augen leuchteten im Feuer der Begeisterung, als sie das Wiedersehen mit Joachim schilderte, den Vater zu überzeugen suchte, daß sie zu dem Fremdling gehöre, mit ihm vereinigt bleiben wolle immerdar.

Trüber schaute Kiawe. Eine Weile sann er nach, bevor er unter Beihilfe Tewanis Joachim zu verstehen gab: „Tewanis Mutter ist tot. Ich besitze nur Tewani. Sehe ich sie nicht, ist mein Herz traurig. Sie ist der gute Geist von Mooshahneh. Alle behaupten es. Sie will dein Weib werden. Ich gönne sie dir. Du ziehst von hier fort, und sie begleitet dich. Du bist ein weißer Mann. Du gehörst nicht unter braune Menschen. Du besitzest eine große Zaubergabe. Was soll die in Mooshahneh? Ist Tewani weit, weit fort, trauern die Moquis. Sie rufen ihren Namen; Tewani antwortet nicht. Sie suchen den guten Geist von Mooshahneh; sie finden ihn nicht. Du verstehst viel. Verursache, daß ich nicht vereinsamt bin. Die Bewohner unserer Stadt sollen Tewani begrüßen des Morgens, des Abends, zu jeder Zeit. In dem Gemach Montezumas zauberteſt du sie auf die

Wand. Unten ist es dunkel. Nicht jeder darf hinein. Betrachte die Mauer hier. Darauf befestige Tewani. Sie wird da bleiben viele, viele Winter. Sie wird nicht alt; sie bleibt jung. Alle Herzen erfreuen sich an ihr. Ist sie dein Weib und weit fort, kommt ein Jahr zum anderen. Viele Jahre beugen den Nacken, zeichnen das Gesicht. Stirbt Tewani, so lebt sie hier. Sie kann nicht sterben, sie bleibt jung."

Aufmerksam und mit herzlicher Teilnahme war Joachim der Rede gefolgt, und als der Häuptling endigte, reichte er ihm die Hand.

„Nicht früher ziehe ich fort," beteuerte er, „nicht früher geht Tewani mit mir, als bis ihr Bild deine Wohnung schmückt. Ich will es anfertigen, daß du meinst, es lebe, du ihre Stimme zu hören glaubst. Doch auch Tewani soll ihre Heimat nicht vermissen. Die Bilder von Mooshahneh, von ihrem Vater und den Freunden werden sie in der Ferne umringen. Altert meine Tewani, so bleibt die deinige ewig jung."

Damit war die Vereinbarung geschlossen. Wie ein Lauffeuer verbreitete die Kunde sich in der Stadt, überall Befriedigung erzeugend. Und auch jetzt änderte sich nichts in dem Wesen Tewanis. Nach wie vor blieb sie derselbe still wirkende heitere Hausgeist, der unablässig bestrebt, Joachim zu erfreuen. Nur eifriger noch war sie geworden, seine Belehrungen mit wunderbarer Fassungsgabe sich zu nutze zu machen, mit überraschendem Erfolg sich eine größere Gewandtheit in der Sprache anzueignen.

So fühlte Joachim sich vollständig heimisch in dem altehrwürdigen Felsennest. Im freundschaftlichen Verkehr mit den gut gearteten Leuten wäre es keine Strafe für ihn gewesen, fortan dort zu bleiben, sofern es ihm nur gelang, die entsprechenden Mittel zur Ausübung seiner Kunst zu beschaffen und gelegentlich seine Erzeugnisse im Osten zu verwerten.

Zehn Tage waren dahingegangen, als die mit den Freunden gezogenen Moquis wieder eintrafen. Sie überbrachten Joachim nicht nur den wohlverpackten Kasten, sondern auch ein geeignetes Stück Segeltuch nebst den Holzlatten, die mit leichter Mühe zu einem Rahmen zusammengefügt werden konnten. Und noch zwei Wochen später, da hing Tewanis wohl getroffenes Porträt in voller Lebensgröße in Kiawes Wohnung, und den Tag über wurde das Gemach nicht leer von Menschen, die kamen, um das Bild zu bewundern. Ein unlösbares Rätsel blieb es für sie. Uebernatürlich erschien ihnen, daß, wo auch immer sie stehen mochten, die großen freundlichen Augen des Porträts mit klarem Verständnis auf jedem einzelnen ruhten, das lange Haar förmlich greifbar hervortrat, nicht eine Perle oder sonstiger Zierat an dem Anzuge fehlte, sogar — das Allerwunderbarste — jeder einzelne Nagel an den schlanken Fingern sich deutlich auszeichnete.

Damit waren die letzten Bedenken gehoben, die mehrere alternde Häupter an die voraussichtliche Entführung des Lieblings von Mooshahneh knüpften.

Zu Tewanis und Joachims Beruhigung war Chitola nicht zurückgekehrt. Wie die Moquis berichteten, hatte er die Heimatstadt samt allen Bewohnern aus dem Gedächtnis verloren. Es befremdete nicht; ebensowenig, daß er sich Braddon angeschlossen hatte und ihn auf Schritt und Tritt wie sein Schatten begleitete. Nachdem Tewani für ihn gewissermaßen verscholl, mußte ein anderer an deren Stelle treten, dem er einen unbegrenzten Einfluß auf sich einräumte. Blieb er seinen seltsamen Launen und Gewohnheiten treu, so diente Braddons Güte, mit der er seinen Absonderlichkeiten Rechnung trug, dazu, ihn immer fester an sich zu ketten.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Fundstelle.

Bei ihrer Ankunft in Santa Fé waren Braddon und Raimund von Balfour als seine Gäste willkommen geheißen worden, um sich alsbald an dem von ihm begonnenen Werk zu beteiligen. Nach Maßgabe des geretteten Terrainplanes und unter Zuhilfenahme der von Regierungsfeldmessern aufgenommenen Karten der Provinz gelang es ihnen leicht, das Gebiet zu bestimmen, innerhalb dessen die von den beiden Tracys entdeckte Silberader zu suchen sei. Das Genauere konnte erst an Ort und Stelle erforscht werden. Auf alle Fälle genügte das vorhandene Material, die betreffende Bodenfläche rechtsgültig mit Beschlag zu belegen und in erster Reihe gegen fremde Eingriffe zu sichern.

So verstrichen die ersten Wochen in reger Thätigkeit, als man daran dachte, nach Taos überzusiedeln, wohin Joachim ebenfalls beschieden worden war.

Und abermals dauerte es zwei Wochen, bevor Balfour und die beiden jungen Freunde die Reise zum alten Basil antraten, wo Pierre sie erwartete. In ihrer Begleitung befanden sich zwei Feldmesser und zwei Träger der Vermessungsketten. Außer Chitola schlossen sich ihnen zwei Kriminalbeamte an. Auf ihren Bericht war diesen der Auftrag erteilt worden, im Falle John Kelly und Green in den Minendistrikten betroffen werden sollten, sich ihrer, gleichviel ob tot oder lebendig, zu bemächtigen.

So hatte der Aufbruch sich von Tag zu Tag verzögert, infolgedessen Joachim und Tewani, von einigen wehrfähigen Moquis begleitet, beinahe eine Woche vor ihnen an ihrem Bestimmungsort eintrafen. Anfänglich bis zur Sprachlosigkeit über das schöne zaghafte Moquimädchen erstaunt, hieß Basil beide gleich darauf mit wahrer Herzens-

freude willkommen, und mit ihm einten sich in aufrichtigen Glückwünschen Pierre und Firefly.

Die Zeit bis zur Ankunft der Freunde hatte Joachim darauf verwendet, Tewani von Kopf bis zu den kleinen Füßen herunter vollständig und nach dortigen Begriffen reich einkleiden zu lassen. Trug er dabei hinsichtlich der Stoffe und Farben ihrer angestammten Geschmacksrichtung vollauf Rechnung, so erhielten sie doch einen Schnitt, der ihrer schlanken, geschmeidigen Gestalt in erhöhtem Grade zu statten kam. Und als sie zum Schluß ein rotseidenes Tuch um ihr lang niederwallendes Haar knüpfte, da bot sie eine Erscheinung, wie ein Künstler sich keine entzückendere zum Modell hätte wünschen können. Verfuhr aber Joachim mit ihr wie eine zärtliche, von Stolz beseelte Mutter mit ihrem Kinde, so ließ Tewani, ähnlich einem aus seinen Träumen erwachenden Kinde, alles stumm über sich ergehen. Und doch leuchteten ihre Augen in Glückseligkeit; als sie endlich in der neuen Gewandung dastand, dann aber so zwanglos sich einherbewegte, als ob sie nie anderes kennen gelernt hätte.

Die Ungeduld, mit der Joachim der Ankunft seines Bruders und der Freunde entgegensah, erhielt endlich ihren Abschluß. Als er ihnen wie Balfour Tewani vorstellte und zugleich ihre Züge überwachte, entdeckte er zwar Bedenken, sogar Vorwürfe; dieser Ausdruck wurde indessen alsbald durch die unverhohlene Bewunderung verdrängt. Auf Raimunds Frage, was nunmehr werden solle, antwortete er triumphierend: „Nichts anderes, als daß meine Frau bis ans Ende mir zur Seite bleibt und ich den Tag tausendmal segne, an dem ich zum erstenmal Aufnahme in Mooshahneh fand.“ Und weiter, als er Befremden in Raimunds Zügen gewahrte: „Da steht unser Freund Basil. Von ihm laß dir schildern, wie würdevoll Tewani sich betrug, als wir in seiner Begleitung zum Alkalden gingen,

sie dort ihren mit Leichtigkeit erlernten Namenszug unter den Ehekontrakt schrieb und noch selbigen Tages Seite an Seite mit mir in dem Kirchlein vor dem Geistlichen kniete und vernehmlich Ja und Amen sagte."

„Ich bin seine Frau," bestätigte Tewani, und ein glückliches Lächeln eilte über ihr Antlitz, „ich heiße Tewani Damerow. Joachim sagte so. Er kennt nur Wahrheit," und mit derselben süßen Unbefangenheit nahm sie die ihr allerdings unverständlichen Glückwünsche entgegen.

Wohl schüttelte Raimund den Kopf, wenn er der Bumbootwachtel und Monikas gedachte, sich den excentrischen Herrn Vormund vergegenwärtigte; und doch brauchte er nur auf Tewani zu sehen, die ihn so lebhaft an das seiner selbst in der Heimat harrende Glück erinnerte, um von der wärmsten verwandtschaftlichen Teilnahme für das vertrauensvolle liebliche junge Wesen ergriffen zu werden.

So endigte der Roman, den Joachim in Mooshahneh angesponnen hatte, und keine Stunde dauerte es, bis man sich allerseits mit einer Thatsache abfand, von der für die beiden Hauptbeteiligten nur Glück und Zufriedenheit zu erwarten stand. Sogar Chitola erhob weder in Wort noch Gebärden Einwendungen, wie man bei seinem ersten Erscheinen fürchtete. In dem neuen Aufzuge war Tewani ihm offenbar eine Fremde geworden; denn ihren freundlichen Gruß beantwortete er mit einem blöden Lächeln. —

Der Abend war inzwischen hereingebrochen. Während Tewani und Firefly sich frühzeitig zur Ruhe begaben, blieben die Männer noch bis tief in die Nacht hinein bei der Flasche sitzen. Den heiteren Scherzreden folgten ernste Beratungen, den Beratungen am zweiten Tage darauf die Abreise. —

Drei starke Tagemärsche hatte die nunmehr zu einer wehrfähigen Stärke angewachsene Gesellschaft zurückgelegt, als sie, um jeder Begegnung mit gesetzlosen Abenteurern

und feiernden Minenarbeitern auszuweichen, westlich von der Landstraße abbog. Auf ungebahnten Wegen erreichte sie einen Bach, dem sie stromaufwärts nachfolgte, und bald darauf umringten verworrene Gebirgsmassen sie von allen Seiten. Zwei Tage kämpften die Wanderer mit vielfachen, von der Bodengestaltung abhängigen Unterbrechungen, als sie endlich die Gegend berührten, in der nach Behauptung der Feldmesser die von Sidney beschriebene Stätte zu suchen sei. In einer von Felshügeln begrenzten grasreichen Niederung schlugen sie das Lager auf, um vor allen Dingen einen Punkt ausfindig zu machen, der, auf der Karte verzeichnet, als Basis für weitere Berechnungen dienen konnte.

Nach vergeblichem Umherspüren in der Frühe des zweiten Tages das Lager eine Strecke weiter verlegend, gelangten sie in eine schwer zugängliche Schlucht, aus der ihnen ein klarer Bach entgegenrieselte. In Braddons und Balfours Begleitung erstiegen die Feldmesser nunmehr den südlichen Abhang, wo eine plateauartige Abflachung sich vor ihnen ausdehnte. Dort nahmen sie die Instrumente zur Hand, und nach einigen Fehlproben auf verschiedenen Stellen glückte es, Winkel zu berechnen, die mit den auf der Karte verzeichneten annähernd übereinstimmten. Weitere Prüfungen ließen als verbürgt erscheinen, daß die Schlucht, in der die übrigen Mitglieder mit Pferden und Gepäck langsam nachfolgten, die in dem Bericht geschilderte. Das Lager wurde daher errichtet, und mit ungeteilten Kräften und erhöhtem Eifer setzte man die Nachforschungen fort.

Die wiederholten Berechnungen ergaben zwar, daß die angeschlagene Silberader sich in der Nachbarschaft befinde, dagegen fehlten noch immer die von Sidney erwähnten Merkmale, namentlich der Baumstumpf, durch welche die letzten Zweifel beseitigt worden wären. Und

so stand man vor einem Rätsel, das unlösbar erschien, wenn man den zerrissenen steinigen Abhang betrachtete und zugleich erwog, daß die nur mit Hilfe eines Kompasses geschlagenen Winkel unmöglich die erforderliche Genauigkeit besitzen konnten. In ihrer Verlegenheit gerieten die Gefährten schließlich auf den Gedanken, den wunderbar scharfsinnigen Irren durch Tewani nach dem Wortlaut des Berichtes belehren zu lassen und das weitere von seinem guten Willen zu erwarten.

Chitola, empfänglich für alles Geheimnisvolle, ging sofort mit krankhaftem Eifer darauf ein. Abwechselnd hart am Rande der Schlucht einherschreitend oder unterhalb derselben seinen abschüssigen Weg verfolgend, bohrte er die Blicke förmlich in die Felsen ein. Ihn gespannt überwachend, hielten die Gefährten sich in gleicher Höhe mit ihm, hofften aber vergeblich auf ein erlösendes Zeichen. So bewegten sie sich auf einer Strecke langsam hin und zurück, innerhalb deren die Winkel unbedingt aufgenommen sein mußten, und Chitolas anfängliche Begeisterung drohte bereits in stumpfe Teilnahmlosigkeit zurückzusinken, als er die ermüdenden Blicke noch einmal über den Abhang bis zur Schluchtsohle hinschweifen ließ. In seinen Augen entzündete sich ein eigentümliches Feuer. In der Tiefe war er eines von einem Felsstück sich kaum unterscheidenden umfangreicheren Wurzelstumpfes ansichtig geworden. Mit unverkennbar verschärfter Geisteskraft den Uferrand prüfend, stellte er trotz der darüber hingegangenen verwitternden Zeit fest, daß ein Teil der Deckschicht ausgebrochen und hinuntergestürzt war. Flüchtig lenkte er die Aufmerksamkeit der Gefährten auf vereinzelte Wurzelreste, die hie und da aus Rissen und Fugen hervorlugten, und wie um die ihn augenblicklich beseelenden klaren Gedanken nicht entschlüpfen zu lassen, kletterte er in die Schlucht hinab.

Die Gefährten folgten ihm auf dem Fuße und über-

zeugten sich, daß das Stammende mittels einer Axt abgesplittert, ebenso die Wurzelenden von dem Stumpf getrennt worden waren. Goldsucher hatten unfehlbar ihre Forschungen bis hierher ausgedehnt und, vielleicht in der Schlucht rastend, den dürren Cederstumpf zu Brennholz für ihr Lagerfeuer hergerichtet. Die Erschütterungen der Axtschläge mochten zugleich Ursache gewesen sein, daß der nach Sidneys Schilderung mit einzelnen nackten Wurzeln über das Ufer hinausragende Stumpf samt dem ihm zum Halt dienenden Gestein sich löste und ins Rollen geriet.

Mit fieberhafter Erregung schritt man zur Untersuchung, und diese ergab zum freudigen Erstaunen, daß hart an der Wurzelverzweigung der Rest einer bläulich verwitterten Kerbe zu Tage trat, die, augenscheinlich mit einem Messer geschnitten, ihre Fortsetzung nach oben gefunden hatte. Sie standen also unzweifelhaft vor demselben Stumpf, der genau als der Punkt beschrieben worden war, von dem aus die Nachforschungen ihren Anfang nehmen sollten.

Auf den einstigen Standort des morschen Baumrestes zurückgekehrt, kam man überein, zunächst die Besitzergreifung zu vollziehen, um bei etwaigen Ueberraschungen gegen irgend welche hinterlistig erhobenen Ansprüche gesetzlich geschützt zu sein. Ohne Zeitverlust gingen die Feldmesser und Kettenträger ans Werk, nach Maßgabe der Regierungskarte einen Flächenraum von hundertundzwanzig Morgen abzuschlagen, dessen Mittelpunkt mutmaßlich das zu eröffnende Bergwerk. Bereit gehaltene Pfähle wurden sodann hie und da, namentlich auf den vier Ecken, in die Erde getrieben, die Grenzabsteckung außerdem durch Aufwerfen kleiner Hügel und übereinander getürmte Steine vervollständigt, und jetzt erst schickte man sich an, den Fundort aufzuspüren.

Nach Abschreiten der Entfernung von dem früheren

Standort der Ceder aus, war es wiederum Chitola, der, unterhalb des Uferrandes einherkletternd, die mittels eines Spitzhammers in die Deckschicht des Plateaus eingemeißelte, zum Teil mit Steinmoos überwucherte Linie entdeckte. Sie genügte, ihre Richtung nach einem entfernteren Punkt zu verlängern. Dann schien es, als ob der Anblick der gesäuberten und vertieften Kerbe, von der man alles erwartete, die Spannung jedes einzelnen bis zur Sprachlosigkeit gesteigert habe. Schwebend zwischen Furcht und Hoffnung wurden Lassos herbeigeschafft, und je näher man der Entscheidung rückte, in um so höherem Grade fürchtete man sie. Es regten sich Arme und Hände mit einer Vorsicht und Stille, als habe es sich darum gehandelt, einen Verunglückten, dessen Leben von der kleinsten unvorhergesehenen Bewegung abhängig, zum Bewußtsein zurückzurufen.

Endlich stand oberhalb der Kerbe, mit ihr eine genaue Linie bildend, ein Pfahl. Zwei zusammengeknüpfte Lassos wurden an demselben befestigt. Während der eine Feldmesser hinter dem Pfahl lag und die Richtung bestimmte, begab der andere sich mit dem losen Ende so weit hinab, wie die Leine reichte. Dort wurde sie um einen zweiten Pfahl geschlungen und straff gezogen. Es war eine leichte Arbeit; und dennoch erschien es, als habe sie erschöpfend sogar auf diejenigen eingewirkt, die nicht an derselben beteiligt gewesen. Was man sich zu fragen hatte, verriet sich mehr in den Blicken als in Worten. Nur Balfour behauptete, während er die betreffenden Ratschläge erteilte, seine beinahe ausdruckslose Ruhe. Dann aber klangen Hammer und Spitzhacken, indem sie das harte Gestein trafen oder, in Fugen gezwängt, Felsstücke losbrachen und in die Tiefe hinabsendeten.

Zu beiden Seiten der als Richtschnur dienenden Fangleinen kauerten und lagen die Männer in allen möglichen

Stellungen, hier keuchend und schwer atmend, dort flüchtig rastend und die Schweißtropfen von der Stirn entfernend. Nicht die kleinste Unebenheit des Gesteins blieb unbeachtet, nicht die unscheinbarste Fuge in dem ängstlichen Bestreben, keinen Mißgriff zu begehen. So rückten sie Fuß um Fuß tiefer hinab. Außer dem Geräusch der gehandhabten Werkzeuge und dem Rollen der Trümmer war kaum ein anderer Laut vernehmbar. Während die Zungen gleichsam in Fesseln lagen, waren die Augen und Ohren überall. Jeden einzelnen beseelte das natürliche Verlangen, den ersten aufklärenden Schlag nach der Erzader zu führen. Ueberwogen beim Beginn der Arbeit überschwengliche Hoffnungen, so schlichen Zweifel sich allmählich in demselben Grade ein, in welchem man dem Ende der Leinen näher rückte. Und aus dem Bericht ging doch unzweideutig hervor, daß die Fundstelle tiefer hinab nicht mehr zu suchen sei. Vor dem unteren Pfahl stand Balfour, mit kundigem Auge jedes vorüberpolternde Trümmerstück prüfend und die Aufmerksamkeit bald auf diesen, bald auf jenen Punkt hinlenkend. Da kletterte Raimund, der weiter oberhalb mit der auf ihn entfallenden Strecke fertig geworden, vor ihn hin.

„Wir werden einen dritten Lasso anknüpfen müssen," bemerkte er, auf die wenigen Ellen bis zum Pfahl hinweisend.

„Sicher, wenn wir nicht vorher durch Erfolg gelohnt werden," antwortete Balfour gelassen, „achten Sie nur auf die Fugen. Der Stein, der einmal sein Lager verließ und wieder eingefügt wurde, bedarf nur einer mäßigen Erschütterung, um sich abermals zu lösen."

Er sprach noch, da hatte Raimund die Spitze seiner Hacke in eine schmale Spalte gezwängt. Sie erweiterte sich, und gleich darauf rollte ein kopfgroßes Felsstück Balfour entgegen, der es mit dem Fuß aufhielt. Gleichzeitig

stieß Raimund einen Jubelruf aus. Wie einst die beiden Tracys, hatte jetzt er das Blitzen des Erzes entdeckt. Dann drängten sich alle um die entstandene Oeffnung, aus der es ihnen weiß entgegenleuchtete.

War die erste Empfindung die zügellosen Triumphes, so trat alsbald an deren Stelle ein Erstaunen, das sich nur hin und wieder in einem Ausruf Bahn brach. Angesichts der Verwirklichung der so lange zweifelnd gehegten Hoffnungen schien man sie nicht fassen zu können. Mit ängstlicher Spannung sah man Balfours Urteil entgegen, der, den ausgebrochenen Stein in den Händen, die Richtung der Silberader prüfte und mit der durch Schläge der Hacke bloßgelegten Fortsetzung verglich.

Demnach ergab sich, daß in dem Felsstück nur eine Spitze des Silberlagers endigte, dieses aber sich schräge in den Abhang hinein senkte und nach beiden Seiten erweiterte.

„Es mögen in der That hier die verschrieenen Millionen darauf warten, ans Tageslicht gefördert zu werden," bemerkte er träumerisch zu den ehrerbietig zu ihm Aufschauenden, „die armen ersten Entdecker!" fügte er schwermütig hinzu. „Schon allein um ihretwillen ist denjenigen Erfolg zu gönnen, die der beklagenswerte Gatte der verbrecherisch hingeopferten jungen Frau zu seinen Erben einsetzte." Er sah um sich. Unten in der Schlucht lagerte bereits Zwielicht, wogegen auf dem Plateau das Abendrot noch wirkte. „Für heute sind wir fertig," fuhr er fort, „unser Eigentumsrecht kann nicht mehr angefochten werden. Damit schwindet jede Ursache zur Uebereilung oder peinlichen Verheimlichung." Er begann hinunterzusteigen. Keiner antwortete. Zu sehr befanden sich alle unter dem Einflusse des Erlebten.

Eine mäßige Strecke abwärts in einer Erweiterung der Schlucht, wo die Pferde zu dem Wasser wenigstens

auf einige Tage erträgliches Futter fanden, stand das Lager. Bei den zur Bewachung Zurückgebliebenen erregte die verheißende Kunde hellen Jubel. Von Hand zu Hand wanderte der Stein mit der Erzprobe, der so lange als Verschluß der ungeahnte Reichtümer bergenden Schatzkammer gedient hatte. —

Nach vollbrachtem Tagewerk waren die Gefährten kaum hinter der nächsten Schluchtbiegung verschwunden, als auf dem jenseitigen Ufer, der Fundstätte gerade gegenüber, zwei Männer sich aufrichteten. In geringer Entfernung vom Rande des Abhanges hatten sie zwischen Geröllblöcken und geschützt durch Ginsterbüsche schon seit Stunden auf der Lauer gelegen. Das letzte Abendrot beleuchtete John Kellys und Bill Greens Physiognomien und ließ sie noch dunkler erscheinen, als sie bereits durch den Blutandrang nach dem Kopf geworden. In jedem einzelnen ihrer Züge offenbarte sich eine Wut, die nur durch die sie marternde Enttäuschung überboten wurde. Wie unter solchen Einflüssen erstarrt, standen ihnen keine Worte zum Gedankenaustausch zu Gebote.

Das Bewußtsein, einst bei ihrem Kundschaften an der Hand der gefälschten Karte den mit so viel Bedacht verheimlichten unermeßlichen Schätzen so nahe gewesen, über sie hinweggeschritten zu sein, sogar mehrere Tage daselbst gehaust und das einzige in der Nachbarschaft befindliche Brennholz ahnungslos dem als Markstein dienenden Cederstumpf entnommen zu haben, drohte sie um den Verstand zu bringen. Dann starrten sie wieder einander in die Augen, als hätten sie sich gegenseitig an die Kehle springen und für das Mißlingen ihrer verruchten Pläne verantwortlich machen wollen. Endlich hielt Green nicht länger an sich. Einen wilden Fluch voraufsendend, erklärte er höhnisch: „So hätten wir uns alle Mühe, einen Haufen Geld und die verdammte Wüstenfahrt ersparen

können. Die Hölle über dich samt deinen verrückten Anschlägen. Ueber die halbe Erde sind wir gezogen; Millionen wollten wir ernten, und Gefahr, Not und Niederlage waren unser Lohn."

Kelly knirschte mit den Zähnen. Die Vorhaltungen des Genossen beachtete er nicht. Anderes ging ihm im Kopfe herum. Kein Mißerfolg, und wenn das schwerste Verhängnis über seinem Haupte schwebte, konnte ihn abhalten, immer wieder einen neuen Versuch zu unternehmen. Es war, als ob er, wie vielfach der Mörder planlos die Stätte seines Verbrechens, den eigenen Untergang anbahnend, umkreist, durch Schicksalsspruch gezwungen, sich an die Fersen derjenigen hätte heften müssen, deren Rache er für die begangenen Blutthaten gegen sich herausgefordert hatte.

„Der Henker mag Pläne ausführen," erwiderte er giftig, „und wären sie so scharf, wie klarer Spiritus auf der Zunge, wenn alles gegen einen ist. Aber noch gebe ich es nicht auf. Sind wir um die Früchte betrogen worden, sollen auch dieser Schurke, der Braddon, und die zu ihm gehören, keinen Genuß davon haben, und müßte ich's mit dem Leben bezahlen."

„Keinen Genuß, wenn sie schon morgen da drüben etliche tausend Dollars aus dem Gestein herausschlagen? Verdammt! Du bist der letzte, der ihnen streitig macht, was auf gesetzlichem Wege zuerkannt wurde."

„Keinen Genuß, behaupte ich," versetzte Kelly mit unheilverkündendem Hohne, „Höll und Verdammnis! Keinen Genuß, oder es müßte kein Blei mehr in der Welt geben, um 'ne gute Kugel draus zu gießen."

„Um schließlich selber zu hängen. Hast ohnehin die beiden Tracys auf dem Kerbholz, ohne daß es dir anderes als Verluste eingetragen hätte, und mir obenein."

„Hängen wäre nicht erbärmlicher, als mit dem Ge-

danken durchs Leben zu kriechen, daß man zur Zeit zu den ersten Silberkönigen der Vereinigten Staaten zählen könnte. Und unter denen sind ihrer genug, die ohne 'nen gerissenen Advokaten am Galgen geendigt hätten und die jetzt zu den Ehrenwertesten und Vornehmsten des Landes gerechnet werden. Weshalb sollte es uns nicht ähnlich glücken?"

„Die waren eben schlauer als du."

„Zur Hölle mit deinen Einwänden, und reize mich nicht. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und ich müßte ein gut Stück von meinem gesunden Menschenverstand eingebüßt haben, wäre ich mit meinem Latein zu Ende."

Mit dem letzten Wort erhob er sich und schritt dem Uferrand zu.

„Wohin?" fragte Green befremdet.

„Ich will wenigstens einen Blick in das Loch werfen, mich überzeugen, ob 'ne Lumperei auf dem Spiel steht oder genug, daß es sich lohnt, alles auf eine letzte Karte zu setzen."

Schweigend und bedächtig auf den abschüssigen Boden achtend, stiegen sie in die Schlucht hinab. Ebenso vorsichtig arbeiteten sie sich nach dem jenseitigen Abhange hinauf. Hatte die Dämmerung sich auch inzwischen verdichtet, so waren sie dennoch über das so lange im Auge behaltene Ziel nicht im Zweifel. Keuchend trafen sie vor der erheblich erweiterten Oeffnung ein. Innerhalb derselben ließ sich nichts erkennen. Kelly hatte indessen Feuerzeug zur Hand, und ein Schwefelholz entzündend, leuchtete er hinein.

Heller als am Tage glitzerte das Bruchende der Erzschicht. Einen langen begehrlichen Blick senkte er auf das verführerisch gleißende Metall. Die kleine Flamme erloschen. Dafür flackerte seine Wut um so heller auf. Den Schlapphut vom Kopf reißend, zerraufte er mit beiden

Fäusten sein Haar. Fluch auf Fluch zischte zwischen den aufeinander knirschenden Zähnen hervor; dann brach er mit röchelnder Stimme in die Worte aus: „Lebte dieser Braddon nicht, dann spielte ich heut mit Hunderttausenden vollwichtiger Dollars, wie sonst mit Kupfercents! Der Anblick des Silbers hat mein Gehirn in Flammen gesetzt. Zeig mir den Braddon, gieb mir 'ne Büchse in die Hand, und ich sende ihn zur Hölle, sogar um den Preis, ihm auf dem Fuße zu folgen. Aber noch leben wir; noch ist nicht alles verloren. Sind wir aber gezwungen, mit anderen zu teilen — verdammt! Da drinnen liegt genug verborgen, um drei Dutzend Männern unserer Sorte und mehr ordentlich auf die Strümpfe zu helfen."

„Stecke deinen Kopf abermals in eine Schlinge, wenn's dir gefällt; verlange dergleichen aber nicht von mir," versetzte Green zweifelnd.

„Keine Not, wenn man die Sache am richtigen Ende anfaßt," erwiderte Kelly wutschäumend, und behutsam begaben sie sich auf den Rückweg.

Wieder auf dem jenseitigen Plateau entdeckten sie den in der Luft hängenden matten Feuerschein, der die Raststätte der ahnungslosen Gesellschaft bezeichnete. Einzelne heitere Stimmen drangen herüber. Hätte es in Kellys Gewalt gelegen, die dort Weilenden alle miteinander zu vernichten, um in den Besitz des ihm sinnverwirrend vorschwebenden Bergwerks zu gelangen, so hätte er keine Sekunde geschwankt. Diese aber saßen wohlgemut gruppenweise beisammen. Für sie gab es keine Enttäuschungen, keine Gefahren mehr. Es hatte sich die wilde Umgebung in ein Asyl überschwenglicher Hoffnungen verwandelt, wie es den Empfindungen und Neigungen jedes einzelnen mehr oder minder entsprach. Vorschub leistete den heiter schaffenden Phantasien die milde Atmosphäre unter dem funkelnden Sternenhimmel. Das mit dürrem Strauchwerk

und Ginster genährte Lagerfeuer knisterte. Lustig loderten die Flammen. Rötliche Streiflichter schmückten die nahen Abhänge und das Zelt, die Heimstätte Tewanis und Fireflys. Die Pferde rupften gemächlich zwischen den zerstreuten Grasbüscheln oder zermalmten die letzten Körner des ihnen verabreichten kleinen Maisfutters, daß es klang, als wären sie mit Nüsseknacken beschäftigt gewesen. Hin und wieder strich ein Ziegenmelker durch die Schlucht, seine Jagd nach Fluginsekten mit dem melancholischen „Whip-poor-Will" begleitend.

So war alles geeignet, in Sicherheit und Sorglosigkeit zu wiegen. Waren es doch unverzagte Männer, die sich einer auf den anderen verlassen konnten. Chitola befand sich bei den Pferden. Auf einem Geröllblock saß er, mit einem dürren Zweigende den Takt zu einer eintönigen Melodie schlagend, die er gedämpft in die Nacht hinaussang. Die Dienste, die er den Fremden leistete, hatte er vergessen. Zuweilen sandte er einen zweifelnden Blick zu Joachim hinüber. Er schien sich auf etwas zu besinnen, ohne indessen Befriedigung zu finden. Tewani war für ihn nicht anwesend. Wie die Stammesgenossen, die Joachim nach Taos begleiteten, ihm anvertraut hatten, weilte sie in Mooshahneh, wo sie nicht alterte, nie eine Beute des Todes werden konnte. Zwei Tewanis gab es nicht. —

John Kelly und sein Verbündeter waren erst nach Mitternacht in dem Minendistrikt eingetroffen. Auch dort herrschte weit und breit nächtliche Stille. Die Arbeit und Hitze des Tages hatte allen das harte Lager auf dem Erdboden in weiche Polsterkissen umgestaltet. Kelly und Green schienen dagegen unermüdlich zu sein. Maurice, der an dem von ihnen mit so viel Hartnäckigkeit verfolgten Unternehmen beteiligt, sich indessen den Rücken frei zu halten wußte, hatte sie erwartet. Seitdem er neben den Hausierfahrten verhältnismäßig mühelos nicht unerhebliche

Summen aus dem Verwerten der von ihm angekauften Goldfunde zog, waren sie ihrem einstigen verschlagenen Befreier näher getreten. Nach einer kurzen Beratung mit ihm schlichen sie zwischen den roh errichteten Erdhütten hierhin und dorthin, nur da ankehrend, wo sie sicher waren, Gesinnungsgenossen zu ermuntern. Die Gestörten rieben den Schlaf aus den Augen. Flüchtige Mitteilungen folgten, die jedesmal willkommen geheißen und von ihnen in der Nachbarschaft weiter befördert wurden. Dabei ging man mit äußerster Vorsicht zu Werke. Denn jene Kunde war nicht für jeden geeignet. Zu Vertrauten wählte man nur Männer, die neben Verwegenheit von Gier nach leicht zu erwerbendem Gewinn beseelt waren, nicht nach dem Wert der zu ihm führenden Mittel fragten.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Am den Besitz.

Der Morgen war bereits heraufgedämmert, als man in dem Lager der befreundeten Reisenden regsam wurde. Der vorigen Tages erzielte Erfolg hatte ihnen eine gute Nacht bereitet. Frohen Mutes erwachend, verriet man wenig Eile, mit der bloßgelegten Erzader sich näher vertraut zu machen und das am vorigen Abend begonnene vorbereitende Werk weiter zu fördern. So beendigte man in froher Stimmung das Frühmahl, als plötzlich das scharf klingende Geräusch durch die Schlucht lief, mit welchem eine Anzahl Spitzhacken festes Gestein trafen und mittels schwerer Hammerschläge eiserne Keile in Felsfugen getrieben wurden.

Jäh aufgeschreckt sahen die Gefährten sich gegenseitig in die Augen. Anfänglich waren sie so betroffen, daß ihnen die Worte fehlten, ihre Mutmaßungen über die Ursache der Störung zu offenbaren. Zu weit außerhalb der

Möglichkeit lag für sie, daß fremde Hände einen Eingriff in ihr Eigentumsrecht gewagt haben sollten. Dann aber, als das Hämmern und Picken seinen Fortgang nahm, sprang Braddon auf.

„John Kelly!“ rief er aus, „und wir mögen von Glück sagen, wenn der heutige Tag ohne Blutvergießen endigt.“

„Unser Recht werden wir nachdrücklich verteidigen,“ versetzte Balfour leidenschaftslos, „ob John Kelly oder jeder andere: uns binden keine Rücksichten. Wer uns zu hindern gedenkt, thut es auf seine eigene Gefahr.“

„Ein richtiges Manneswort,“ erklärte Pierre wohlgemut, als wäre die Aussicht auf eine aufregende Scene ihm wie ein harmloser Zeitvertreib willkommen gewesen, und weiter zu Firefly gewendet: „Du bleibst mit dem Kinde hier und bewachst das Lager — mein bitterer Ernst, Tewani; denn wo Männer mit der Waffe in der Faust ihre Ansichten vertreten, sind Weiber überflüssig. Chitola mag euch Gesellschaft leisten,“ und allen voraus begann er den Abhang zu ersteigen.

Auf dem Schluchtrande säumte er, bis der letzte bei ihm eingetroffen war. Befriedigt ließ er die Blicke über die unerschrockenen Männer hingleiten, die immerhin eine stattliche Macht bildeten.

„Ist's den Gentlemen recht, so rede ich das erste Wort,“ bemerkte er nachlässig, „und es geschah doch schon früher, daß ich einer Anzahl Strolche mein gutes Recht auf meine eigene Art begreiflich machte,“ und sich umkehrend schritt er gemächlich davon.

Mit einer gewissen Schadenfreude betrachtete er mehrere Männer, die neben dem auf dem Uferrande eingeschlagenen Pfahl standen, laut zu einander sprachen und in die Tiefe hinabspähten. Der eine und der andere sah auch wohl zu den Nahenden hinüber, jedoch ohne viel Teilnahme für

sie zu verraten. Man wollte augenscheinlich den Eindruck gerechtfertigter Zuversicht ausüben, ein Verfahren, das Pierre mit seinem bezeichnenden Grinsen lohnte.

Die Gefährten waren inzwischen bis auf etwa hundertundfünfzig Ellen an den Fundort herangekommen. Die Schlucht beschrieb dort eine kurze Windung, wodurch zehn oder zwölf Männer in ihren Gesichtskreis traten. Als Goldgräber unverkennbar, bildeten sie auf der oberen Hälfte des Abhanges eine Reihe, in der Hacken und Hämmer aus Leibeskräften gehandhabt wurden und losgebrochene Felstrümmer in die Tiefe hinabpolterten.

Das erwartungsvolle Schweigen, in dem die Gefährten verharrten, brach Pierre plötzlich mit den Worten: „Ich will des Teufels sein, wenn Freund Braddons Ahnung ihn täuschte. Denn der da oben steht und die Arme wie Windmühlenflügel nach unten schwingt, ist kein anderer als der ehrenwerte John Kelly selber."

„Da brauchten wir nicht lange zu suchen," meinte der eine Kriminalbeamte befriedigt, und den Gehilfen ins Lager zurückschickend, beauftragte er ihn, die mitgeführten Handschellen herbeizuschaffen, worauf er spöttisch hinzufügte: „Ich bin neugierig auf sein Gesicht, wenn wir unerwartet die Hand auf ihn legen."

„Leicht gesagt," warnte Pierre lachend, „ich rate indessen, die Augen offen zu halten, oder bevor Ihr mit den Augen zwinkert, scheint Euch mehr Tageslicht in den Leib, als Euch angenehm sein kann. Die alle da gehören nämlich einer Sorte an, der erst dann zu trauen, wenn sie sich an einem kunstgerecht um die Kehle geschlungenen Strick dreht."

„Welcher ist John Kelly?" fragte der Beamte gedämpft, als sie bis beinahe auf Hörweite heran waren.

„Der mit dem blauen Hemde," hieß es belehrend zurück, „sein Freund Green hantiert die Hacke da unten. Der mit dem schäbigen grauen Filzhut ist's."

Eine kurze Strecke trennte sie noch von Kelly, als Pierre den Gefährten riet, stehen zu bleiben, wogegen er selbst vor ihn hin trat.

„Hallo, John Kelly," redete er ihn an, „ich hätte nicht geglaubt, Euch noch einmal in diesem Teil des Landes zu begegnen."

„Geschah's nicht früher, liegt's nicht an mir," antwortete Kelly spöttisch. Ein Fluch erstarb ihm zwischen den Zähnen. Seine Blicke waren auf eine größere Anzahl Goldgräber gefallen, die auf der anderen Seite der Schlucht zwischen Geröll und Gestrüpp auftauchten und sich anschickten, in dieselbe hinabzusteigen. Sie kamen ihm offenbar unerwartet und unerwünscht. Ingrimmig folgerte er, daß man, sobald die Kunde von dem frühen Ausfluge der Arbeitsgenossen sich in den Minen verbreitete, die Verheimlichung einer wichtigen Entdeckung argwöhnte und sich auf den Weg begab, den Zweck des auffälligen Verfahrens kennen zu lernen. Seinen Unmut bekämpfend, kehrte er sich Pierre wieder zu.

Diesem entging nicht, daß es in seinem Gesicht feindselig zuckte und die Augen sich eigentümlich zuspitzten. Er beachtete es anscheinend nicht, sondern ergriff auf Kellys kurz abgebrochene Erklärung munter das Wort: „Ihr seid verdammt früh an die Arbeit gegangen, wie ich sehe, habt nicht bedacht, daß die Hühner, die den Stall zu früh verlassen, vom Fuchs bedroht werden."

„Und ich behaupte," erwiderte Kelly achselzuckend, „daß wer den Tag nicht umsonst verleben will, ans Geschäft muß, bevor die Sonne ihm die Lust dazu verleidet."

„Richtig, Freund Kelly, aber man soll sich zuvor den Schlaf ordentlich aus den Augen reiben, oder man läuft Gefahr, für andere zu schaffen, die einem die Mühe schlecht bezahlen."

„Wie meint Ihr das?"

„Ich meine, daß Ihr denen da unten ratet — und Ihr seid doch wohl der Vormann — das Handwerkszeug zu schultern und dahin zu gehen, woher Ihr gekommen seid."

„So? Und die kürzlich erst entdeckten Silberlager Euch und Euren Gesellen in den Schoß werfen?"

„Schwatzt nicht Unsinn, Mann," versetzte Pierre geringschätzig, „wir sind keine Kinder, die jedes Märchen glauben, das eine zahnlose alte Hexe ihnen aufbindet. Ihr wißt besser, als ich es Euch sagen kann, daß wir unsere hundertundzwanzig Morgen Land gesetzlich mit Beschlag belegten und abgrenzten, daher jeden zur Hölle senden, der ohne Erlaubnis unser Eigentum betritt."

Kelly lachte verbissen. Einen finsteren Blick sandte er den bereits unten auf der Schluchtsohle eingetroffenen Männern zu, und wilder Hohn tönte aus seiner Stimme, als er erklärte: „Eine Fläche Land ausmessen und begrenzen kann jeder. Nebenbei würde ich Euer Recht trotzdem anerkennen, wären wir Euch nicht zuvorgekommen. Da bleibt freilich kein anderer Ausweg, als Euch selber zum Teufel zu scheren."

„So mag jemand zu Euch reden, dem's leichter von Händen geht, 'nen Störrischen zu bekehren," erwiderte Pierre gleichmütig, und Balfour neben sich hin winkend, gab er ihm anheim, die Verhandlung zum Abschluß zu bringen.

Um, wenn irgend möglich, einem feindlichen Zusammenstoß vorzubeugen, war vereinbart worden, Braddons Beteiligung vorläufig auszuschließen, und so begann Balfour unverweilt: „Ich setze voraus, Sie sind ebensowenig geneigt, wie ich, bei Schlichtung einer Streitfrage gleich zu den äußersten Mitteln zu greifen. Bedarf es doch nur des Klarlegens des Thatbestandes, um allen etwa erhobenen Einwänden die Spitze abzubrechen." Er wartete, bis die

aus den Minen zuletzt herbeigeeilten Männer, gegen achtzehn an der Zahl, denen noch andere folgten, sich um Kelly geschart hatten, und um von allen verstanden zu werden, fuhr er lauter fort: „Sie behaupten, diese Bergwerksfläche vor uns in Besitz genommen zu haben?“

„Und mit Fug und Recht,“ bestätigte Kelly trotzig. Er forderte die gemäß seiner Anordnung noch immer auf dem Abhange geräuschvoll schaffenden Genossen auf, sich ihm zuzugesellen, und sprach wie beiläufig weiter: „Hier stehen über ein Dutzend ehrenwerte Männer, deren jeder einzelne bereit ist, meine Angaben zu beschwören. Steckten wir die Grenzen nicht früher ab, so geschah es im Vertrauen auf unser Recht und weil niemand ahnen konnte, daß Verräter sich unserer Entdeckung hinterlistig bemächtigten.“

Balfour lächelte spöttisch. Zugleich schweiften seine Blicke über die Versammlung der Goldgräber hin. Lauter verwahrloste Gestalten mit wenig Vertrauen erweckenden Physiognomien waren es, bei denen vorausgesetzt werden durfte, daß sie bei schwerwiegenden Fragen auf die Seite derjenigen traten, die ihnen den größten Vorteil verhießen. Als seine nächste Aufgabe betrachtete er daher, bevor die entfesselten Leidenschaften zu Gewaltthätigkeiten trieben, durch Erläuterung der Sachlage beschwichtigend zu wirken und, wo es überhaupt vorhanden, dem Erwachen eines gewissen Rechtlichkeitsgefühls den Weg zu ebnen.

Während der kurzen Pause fühlte Braddon, der noch im Hintergrund weilte, daß jemand ihn am Rock zupfte. Sich danach umkehrend, erblickte er zu seinem Erstaunen Chitola. Er war mit dem Kriminalisten gekommen, der zwei Paar Handschellen unter dem Rock verborgen trug. In seinen blöden Augen lebte es, wie ihn darüber verständigend, daß Tewani ihn mit dem Auftrage abgeschickt habe, über seine und der Freunde Sicherheit zu wachen.

Braddon drückte ihm die Hand und sah wieder auf Balfour, um sofort einzugreifen, wenn sein Zeugnis gefordert werden sollte.

„Was bedeuten Eide in diesem Teile des Landes, wo das Leben eines Mannes nicht höher gilt als der Sand unter den Stiefelsohlen?“ knüpfte Balfour an Kellys Erklärung an, und indem er einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck in den Klang seiner Stimme legte, sah er durchdringend in dessen unstet glühende Augen. „In unserer gegenwärtigen Lage dürfen wir nur mit Thatsachen rechnen, die nicht angezweifelt werden können. Und so gestehen Sie unumwunden: Seit wie lange sind Sie im Besitz des da unten jetzt vor aller Augen liegenden Geheimnisses gewesen? Ich gebe zu bedenken, daß Sie mit der Erschließung des Bergwerkes schwerlich bis zum heutigen Tage gezögert hätten, wäre auch nur eine Woche darüber hingegangen.“

„Wochen nicht, aber Tage,“ antwortete Kelly herausfordernd; „obwohl ich weder Ihnen noch irgend einem anderen Rechenschaft schuldig bin, räume ich es ein,“ und immer wieder suchte er mit verstohlenen Blicken Braddon, dessen Zeugnis allein, wie er wähnte, ihm gefährlich werden konnte.

„Gut, so bedarf es keiner weiteren Vorrede,“ hob Balfour von neuem an, „und mögen daher alle, die mich jetzt hören, erfahren, daß das Geheimnis nunmehr schon seit länger als drei Jahren im rechtlichen Besitz von Leuten, die nicht gesonnen sind, ihre Ansprüche auch nur um eine Linie herabzustimmen. Erschienen sie erst gestern hier, so kennen Sie die Gründe dafür genauer, als ein anderer sie Ihnen begreiflich machen könnte. Darauf hin frage ich: Wollen Sie zur Stunde noch sich mit Ihren Leuten zurückziehen oder gedenken Sie in einen Kampf mit uns einzutreten, in dem Sie unterliegen müssen?“

„Beweise!“ rief Kelly nunmehr wild auffahrend aus, „Beweise, ohne die ich jedes von Ihnen gesprochene Wort für eine verdammte Lüge erkläre!“

Anstatt darauf zu antworten, wendete Balfour sich an die Goldgräber, die durch das Vernommene in eine Spannung versetzt worden waren, daß sie davon abstanden, irgend welche ihnen sonst geläufige Einwände zu erheben.

„Befindet sich unter euch jemand,“ fragte er, „der über zwei Brüder, Namens Tracy, die vor ungefähr drei Jahren in dieser Gegend Edelmetalle suchten und dann plötzlich verschwanden, Auskunft zu erteilen vermag?“

Nur zwei gaben zu, mit ihnen oberflächlich bekannt gewesen zu sein, während andere erklärten, von ihnen gehört zu haben. Scheue, mißtrauische Menschen sollten sie gewesen sein, hieß es, die nicht verstanden, unter rechtschaffenen Goldgräbern sich Freunde zu erwerben.

„Scheu und mißtrauisch,“ wiederholte Balfour, „wer möchte es nicht werden, mit einem schwerwiegenden Geheimnis auf dem Herzen? Wäre es ihnen dagegen vergönnt gewesen, ihre Heimat zu besuchen und mit ausgiebigen Mitteln hierher zurückzukehren, so hätte mancher von euch unzweifelhaft bei ihnen und auf dieser Stelle eine lohnendere Beschäftigung gefunden, als die benachbarten Goldfelder sie boten.“

„Und was ist damit bewiesen?“ schnaubte Kelly in der Vorahnung, ein in sich selbst zerfallendes Spiel angezettelt zu haben, „wußten sie um das Silberlager, so hätten sie sicher nicht gezaudert, es auszubeuten. Statt dessen flüchteten sie wer weiß wohin. Und was kümmern mich überhaupt zwei Brüder, die ich kaum dreimal in meinem Leben sah? Beweise will ich sehen! Ohne solche aber bin ich entschlossen, mein Eigentumsrecht bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen!“

„Unbesonnen sprechen Sie,“ versetzte Balfour verach-

tungsvoll, „doch immerhin: Beschwören Sie ein schweres Verhängnis auf sich herab, so sind Sie selber verantwortlich dafür. Sahen Sie die Brüder nur dreimal, so waren Sie es, der zum letztenmal mit ihnen verkehrte, also auch Auskunft über ihren Verbleib zu erteilen vermag."

Kelly wechselte die Farbe. Erbleichend, schien gleich darauf das wild gärende Blut ihm aus den geröteten Augen springen zu wollen. Unheimlich regten sich die unförmlichen Unterkiefer. Kurze Zeit rang er nach Worten, und auf dem Gipfel seiner Wut rief er hohnlachend aus: „Das klingt, als wollte man mich über den Verbleib der Lumpe zur Rechenschaft ziehen! Die Hölle über den Schurken, der einst die niederträchtigsten Gerüchte über mich in Umlauf setzte, sogar versuchte, um sich selbst rein zu waschen, mich vor ausländischen Gerichten anzuklagen!"

Jetzt trat Braddon vor. Er begriff, daß Balfour mit kluger Ueberlegung so lange gewissermaßen um sein Ziel herumging, um zu verhüten, daß die rauhen Gesellen, von Kelly aufgestachelt und durch den Anblick der offenen Erzader berauscht, blindlings Partei für ihn ergriffen und dann das Aergste zu befürchten stand.

In der Entfernung einiger Schritte war er vor Kelly stehen geblieben. Eine Weile betrachtete er ihn nachdenklich. In dem Bewußtsein, eines hinterlistigen Angriffs gewärtig sein zu müssen, erwog er, wie einem solchen zuvorzukommen und ihn den Armen des Gesetzes zu überliefern. In Erwartung der Entwickelung der Dinge hatte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden sich ihm zugewendet. Man gewann unverkennbar einen günstigen Eindruck von ihm. Es verriet sich verständlich in der plötzlich eingetretenen Stille, die sogar Kelly nicht zu unterbrechen suchte.

Endlich begann er mit weithin tönendem Organ: „John Kelly, ich verkünde es hier vor allen Männern: Wie einst in New York und später in Deutschland, rufe ich Sie auch

heute bei dem einzigen Ihnen gebührenden Namen an. Damals machte er den falschen Franklin Tracy erheben. Heute ist es nicht anders. Und so klage ich Sie vor so vielen Zeugen an, die jetzt meine Stimme hören, jenen Franklin Tracy meuchlings —"

„Verdammter Lügner!" fiel Kelly, um das weitere abzuschneiden, ihm brüllend ins Wort, und bevor jemand seine Absicht erriet, hatte er den Revolver aus dem Gurt gerissen und auf Braddon abgefeuert. Nur der Raserei, die ihm die Sicherheit der Hand raubte, verdankte Braddon, daß trotz der kurzen Entfernung die Kugel ihr Ziel fehlte. Und wer weiß, was jetzt noch erfolgt wäre, hätte in demselben Augenblick, in welchem Kelly die Mordwaffe zum zweitenmal hob, Chitola sich nicht mit geschwungenem Beil ihm entgegengeworfen. Doch der Schuß konnte dadurch nicht mehr aufgehalten werden; nur ihn selber hatte die Kugel getroffen. Auf den Knall brach er in die Kniee. Der einmal wachgerüttelte Paroxismus der Tobsucht konnte indessen sogar durch die Todeswunde nicht mehr eingedämmt werden. Mit letzter schwindender Kraft schleuderte er das Beil nach seinem Mörder, um dann entseelt auf das Gesicht hinzuschlagen. Hätte die Waffe ihr Ziel erreicht, so wäre sie, von einem erschlaffenden Arm entsendet, wirkungslos geblieben. Wohl aber hatte der Unglückliche verursacht, daß Kelly, dem Beil ausweichend, sich zur Seite bog, und diesen Umstand ersahen die beiden Beamten, von der Seite her neben ihn hinzugleiten und jeder eine Hand auf seine Schulter zu legen.

„Verhaftet im Namen des Gesetzes!" drang es gebieterisch zu seinen Ohren.

Das war das letzte, das Kelly erwartet hätte. Verstört, wie seiner Sinne nicht mächtig, stand er da; doch nur Sekunden, dann schrie er wild auf: „Im Namen der Hölle!" und abermals hob er den Revolver, als der Schlag

eines heftig geschwungenen Bleiknopfes seinen Arm lähmte und die Waffe ihm entfiel. Sein mit der Kraft erwachender Todesangst aufgebotener Widerstand brach, als Joachim und Pierre ihn mit eisernen Armen packten, wodurch der andere Beamte Gelegenheit fand, den sichtbar kopflos dastehenden Genossen seiner ungezählten Verbrechen ebenfalls zu verhaften und unter Raimunds und Braddons Beistand jedes Auflehnen unmöglich zu machen.

So lange hatten die Goldgräber unter dem Einfluß der Ueberraschung und einer heillosen Verwirrung sich schweigend verhalten. Jetzt aber regte es sich unter ihnen. Stimmen erhoben sich, die Vergewaltigung eines Arbeitsgenossen verdammend, und es wurden schon die Forderungen laut, die Verhafteten freizugeben, als Balfour vermittelnd einschritt. Sich darauf berufend, daß nach vorhergegangenem Verhör sie selbst das Urteil fällen sollten, ob die beiden Genossen in Gewahrsam zu behalten oder zu entlassen seien, beschwichtigte er die aufgeregten Gemüter um so leichter, weil alle Zeuge des heimtückischen Angriffs auf Braddon gewesen waren und der tote Moqui als eine schreiende Anklage gegen den ruchlosen Mörder in seinem Blute vor ihnen lag. Seine Anrede wurde durch den einen Kriminalisten unterbrochen, der noch immer gemeinschaftlich mit den Gefährten gegen die erneuten Anstrengungen Kellys kämpfte.

„Heran jeder einzelne!“ rief er aus, „der noch Achtung vor dem Gesetz hegt und sich der Verpflichtung jedes freien unbescholtenen Bürgers bewußt ist, ihm Geltung zu verschaffen!“ und als in der That mehrere Nachzügler mit Hand anlegten, dauerte es nur wenige Minuten, bis Kellys Hände sowohl wie die Greens zusammengeschlossen waren. Ihr Rasen und Ringen schnitt der Beamte mit den Worten ab: „Die Dinger halten sicherer, als die durch Vermittelung eures Freundes Maurice auf dem Dampfer

angelegten. Braucht euch daher nicht vergeblich abzumühen."

Bei der letzten Bemerkung schleuderte Kelly einen Blick grenzenloser Bestürzung auf Braddon, dem allein er die verhängnisvolle Enthüllung vor so vielen Zeugen glaubte zuschreiben zu müssen. Doch bevor er seine Besonnenheit zurückgewann, entstand eine neue Bewegung, die seine Aufmerksamkeit vorübergehend fesselte. Tewani war vollen Laufs erschienen. Aufgeschreckt durch die beiden Schüsse, hatte sie durch nichts mehr in dem Lager gehalten werden können. Nur das einzige Trachten kannte sie, Joachim sich zuzugesellen. Jetzt hing sie an ihm, ihn mit beiden Armen umschlingend und Blicke des Entsetzens zu den fremden Männern hinübersendend, in denen sie ebensoviele Feinde argwöhnte.

War der Eindruck, den sie, in ihrer Todesangst noch immer ein Bild ergreifender Schönheit, auf alle ausübte, nur ein flüchtiger, so wirkte er doch nach, und in erhöhtem Grade, als sie neben Chitola auf die Kniee sank, leise klagend sein blutüberströmtes Haupt aufrichtete und sich von seinem Tode überzeugte. Mit Widerstreben fügte sie sich dem Willen Joachims, der ihr die Gefahrlosigkeit der augenblicklichen Lage beteuerte und sie zu Firefly zurückführte.

Bis dahin hatte sie die Blicke aller Anwesenden ausschließlich gefesselt. Ernste Teilnahme für die anmutige junge Eingeborene, die, wie man wähnte, in dem erschossenen Stammesgenossen einen Angehörigen betrauerte, prägte sich in den wettergebräunten Physiognomien aus. Zu schweren Anklagen aber gestalteten sich die von regem Mitgefühl getragenen Gedanken gegen denjenigen, dem sie ihr Leid verdankte. Es verriet sich in dem dumpfen Schweigen, mit dem man ihr nachsah. Erst als sie eine Strecke gegangen war, brach Kelly wieder in sinnlose

Drohungen und Verwünschungen aus. Auf den Wankelmut der wetterwendischen Gesellschaft aus den Minen bauend, forderte er die bisher zu ihm stehenden Mitglieder des nächtlichen Unternehmens auf, ihn zu befreien, nicht zu dulden, daß eine Rotte verräterischer Fremden willkürlich über einen langjährigen Gefährten verfüge, dem obenein das Recht zur Seite stehe.

Und es erhoben sich in der That wieder einzelne Stimmen, die geräuschvoll für ihn eintraten. Andere pflichteten ihnen bei. Heftiger wurde der Einspruch, drohender die Haltung, indem man gegen jeden Eingriff in die Freiheit eines aus ihrer Mitte Verwahrung einlegte. Hatte außer den Verbündeten nie jemand zu Kelly gehalten, vermied man sogar den regeren Verkehr mit ihm, den man nur als einen arbeitsscheuen unsteten Abenteurer kannte, so galt seine Verhaftung doch als ein Schlag ins Gesicht aller. Was die beiden Verbrecher aber dazu beitragen konnten, diese Stimmung zu schüren und endlich Gewaltthätigkeiten herbeizuführen, das boten sie auf. Mit den grauenhaftesten Eiden bekräftigten sie ihre Unschuld, während sie zugleich die wildesten Flüche auf die verhaßten Ankläger herabbeschworen.

Schweigend ließen Braddon und die zu ihm Gehörenden alles über sich ergehen. Sie unterschätzten nicht die Gefahr eines verfrühten Eingreifens den aufgeregten wüsten Gesellen gegenüber; dagegen blieben sie auf der Wacht, um sich den günstigen Zeitpunkt zu ernsterem Auftreten nicht entschlüpfen zu lassen. Endlich aber, als den Gefesselten die Stimmen fast versagten, und die Forderungen der Goldgräber nach einer Erklärung für die Freiheitsberaubung dringlicher wurden, legte Braddon sich ins Mittel. Auf seine gemessene Bitte um Aufmerksamkeit schwieg der Lärm des wirren Durcheinanderrufens, worauf er fortfuhr: „Das Eigentumsrecht an das geöffnete

Erzlager, das entstellt zu Ihrer Kenntnis gelangte, weiter zu erörtern, vermeide ich. Der Sachverhalt liegt zu klar, zu einfältig war der Versuch der Verdrängung eingefädelt, als daß jetzt noch jemand an der Wahrheit meiner Angaben zweifeln dürfte. Der abgegrenzte Flächeninhalt, auf dem wir stehen, ist laut letztwilliger Verfügung des ursprünglichen Entdeckers auf seine Angehörigen übertragen worden, und wir sind erschienen, um die Rechte der Erben zu vertreten und solche Vorkehrungen zu treffen, wie sie von jedem, der sich uns anschließt und zu Diensten stellt, unzweifelhaft gut geheißen werden."

Er wartete, bis eine neue Flut von Lästerungen den Gefesselten den Atem raubte, und unter der gespannten Aufmerksamkeit der Versammlung nahm er seine Mitteilungen wieder auf: „Anders stehe ich dem Ende der beiden Brüder gegenüber, zweier ehrenwerten jungen Männer, die nichts Aergeres begingen, als daß sie eine wichtige Entdeckung nicht jedermann preisgaben, sondern erst dann offen zu Werke zu gehen gedachten, wenn ihnen die entsprechenden Mittel zur fachgemäßen Ausbeutung des Bergwerkes zu Gebote stehen würden. Wer noch Zweifel hegt, dem bin ich bereit, die darauf bezüglichen Schriftstücke vorzulegen. So viel für die beklagenswerten Brüder, die keinen Schritt thun konnten, ohne von Verrätern überwacht zu werden, was John Kelly und Bill Green nicht bestreiten können. Ein dritter, der noch Zeugnis darüber ablegen könnte, ein gewisser Sykes, der Ihnen vielleicht nicht fremd, fand sein Ende in den Schluchten des San Juan, wohin er diese beide Herren begleitet hatte, um mir und meinen Freunden den Untergang zu bereiten —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schranke.

Novellette von Heinrich Vogel.

Mit Illustrationen von M. Lebeli.

(Nachdruck verboten.)

Mehrere Jahre hindurch ging über die Mariahilferstraße in Wien regelmäßig zwischen sieben und acht Uhr morgens ein junges Mädchen; zwölf Stunden später legte sie dieselbe Strecke in umgekehrter Richtung zurück. Wenn das Wetter gar zu schlecht war, fuhr sie mit der Pferdebahn. Sonst wanderte sie, pünktlicher wie manche Uhr, jahraus, jahrein über dieselbe Straße, immer nett, hübsch, modern gekleidet, die blonden Stirnlöckchen etwas kokett auf der weißen Stirn geordnet. Ihre Haltung war abends ebenso aufrecht, ihr Gang genau so rasch und elastisch, wie des Morgens; wenn sie aber unter eine der Gasflammen kam, merkte man einen müden Zug in dem jungen Antlitz.

Sie hatte Ursache, müde zu sein.

In einem Gold- und Silberlegierungsgeschäft versah sie die Stelle einer Buchhalterin, Korrespondentin und Kassiererin. In dem kleinen, finsteren Raume, der immer künstlich erhellt werden mußte, durch den nie ein frischer Luftzug wehte, denn das alte Haus befand sich in einer der engsten Gassen Wiens, in diesem trüben, düsteren Gemache stand das junge Mädchen in einem Glasverschlage

hinter einem mächtigen Pulte, nahm Geld ein, buchte die Beträge und führte nebenbei den Briefwechsel des Geschäftshauses für spottschlechte Bezahlung.

Tagaus, tagein schrieb sie kalligraphisch vollendete Ziffern und Buchstaben, summierte endlose Postenreihen, aber sie that das alles mechanisch, und sie langweilte sich bei dem trostlosen, eintönigen Getriebe.

Des Mittags besuchte Toni, so hieß die Buchhalterin, ein Gasthaus, denn sie hatte kein Familienheim, sie war Waise. Abends weilte sie in ihrem Zimmer, besserte Wäsche und Kleidung aus oder las in irgend einem Buche, das sie sich aus der Leihbibliothek geholt hatte.

So lebte sie seit Jahren, ein Tag entschwand wie der andere. Nur Sonntags besuchte sie eine ihrer Freundinnen aus der Schulzeit her, arm wie sie, auf Erwerb angewiesen gleich ihr.

Diese armen Mädchen, die den Kampf ums Dasein in seiner ganzen Grausamkeit kennen, wissen kaum, was Lebensfreude, was Vergnügen heißt. Im Winter lachen oder weinen sie Sonntags hin und wieder in einer nachmittägigen Theatervorstellung, im Sommer schlucken sie in der Hauptallee des Praters Staub.

Sie wissen nicht, wie ein Ballsaal aussieht, und dennoch tanzen sie alle gern. Aber ihre Geldmittel erlauben ihnen keinen Ball. Manchmal besucht eine oder die andere ein Touristenkränzchen in einem kleinen Saale, oder nimmt an dem Unterhaltungsabend eines bescheidenen Gesangs- oder Geselligkeitsvereines teil....

Am Anfang des Winters hatte Toni sich fest vorgenommen, im Sophiensaal, den sie noch nicht kannte, zu tanzen. Sie stand vor Abschluß ihres vierundzwanzigsten Lebensjahres und wollte sich, da sie nach ihrer Meinung doch nicht mehr lange jung sein werde, einmal unterhalten. Mit einer Freundin, die Mutter und Bruder besaß, ge-

dachte sie den Ball der Donaudampfschiffahrtsbeamten zu besuchen und malte sich das Vergnügen mit den schönsten Farben aus. Das duftige Kleid und all der kostspielige Tand, der selbst zu einer bescheidenen Balltoilette gehört und von dem Toni gar nichts ihr eigen nannte, verschlangen eine Summe, die sich die Buchhalterin seit geraumer Zeit vom Munde abgespart hatte.

Toni schritt in der Polonaise mit dem Bruder ihrer Freundin, einem Handelsakademiker des letzten Jahrganges, durch den reich geschmückten Saal. Die helle Beleuchtung, die bunte wimmelnde Menge, die heiteren Klänge der Musik berauschten sie anfangs. Aber der Taumel schwand dann, als neben ihr die Mädchen zum Tanzen abgeholt wurden und die Paare sich im Takte drehten, während keiner der vielen Herren, die müßig im Saale herumstanden, ihr nahte. Sie sah, wie die jungen Damen von einem Tänzer zum anderen eilten, hörte ihre fröhlichen Worte, ihr helles, glückliches Lachen. Nicht alle dieser Vielumworbenen waren schöner als sie, manche sogar weit weniger hübsch. Aber sie waren Töchter angesehener Beamten, und die jungen Herren tanzten schon aus Klugheit und Artigkeit mit ihnen. Die arme Toni hatte außer dem halbreifen Jungen, der überdies herzlich schlecht herumsprang, keine bekannte Seele im Saale und fiel weder durch große Schönheit, noch durch prachtvolle Toilette auf. Mitunter verbeugte sich wohl ein Fremder vor ihr, das war meist ein schüchterner Anfänger, im Tanz und in den Manieren linkisch und unbeholfen. Nein, das war nicht der erträumte, erhoffte Genuß. Frühzeitig brach sie auf.

In ihrem Bette schluchzte die arme Buchhalterin vor bitterem Weh. Niemals noch war ihr das Leben so häßlich, so trübselig erschienen. Aber der Wunsch nach Abwechslung, Anregung, nach einem Interesse, das sie ans

Leben fesseln könne, wurde immer stärker. Sie sehnte sich nach Vergnügen, nur kostspielig durfte es nicht sein.

Früher schon war ihr manchmal der Gedanke aufgetaucht, einen anregenden Briefwechsel zu führen. Die mündliche, ungezwungene Unterhaltung mit unterrichteten Leuten war ihr versagt, darum dachte sie an schriftlichen Verkehr.

Sie ließ nun in einer Wiener Zeitung eine Anzeige einrücken, laut welcher sich eine junge Dame nach Gedankenaustausch sehne. Toni staunte, als sie die zahlreich eingelaufenen Antworten erhielt. Gab es denn so viele schreibluſtige Seelen? Mit lebhafter Neugierde machte sie sich an die Lektüre. Nach Beendigung derselben war sie um ein Stück Menschenkenntnis reicher. Denn nur die wenigsten der Briefe waren in herkömmlichem Tone gehalten. Witze, unverschämte Bemerkungen enthielten die einen, Weltunerfahrenheit und schüchterne Einfalt die anderen! Mit den wenigen, die in Betracht kommen konnten — im ganzen vier — begann Toni den Briefwechsel.

Sie war klug, mit natürlichem Witz begabt, hatte viel und aufmerksam gelesen und verstand es, gut zu schreiben. Dieser Briefwechsel beschäftigte ihre Phantasie, regte ihr ganzes Wesen an. Aber die Antworten blieben sich nicht gleich. Liebenswürdiger, wärmer wurden die einen, kälter die anderen, die endlich zu erscheinen aufhörten. Aus den ersteren hingegen sprach ein immer lebhafter sich gestaltendes Interesse für die so leicht und ungezwungen plaudernde Briefschreiberin, und die beiden Herren baten, fast zu gleicher Zeit, um persönliche Bekanntschaft.

An einem Sonntagnachmittag ging Toni mit klopfendem Herzen in das Künstlerhaus, wohin sie einen der beiden Herren bestellt hatte. Mit dem Opernglas als Erkennungszeichen in der Hand, betrat sie den großen Saal im ersten Stockwerke und blieb in der Nähe des

Eingangs stehen. An der Mittelwand hing eine Landschaft Meister Andreas Achenbachs. Vor derselben stand, ebenfalls mit dem Opernglas in der Hand und einer blauen Blume im Knopfloch, ein junger Mann. Verstohlen blickte das junge Mädchen hin; aber die wenigen Blicke enttäuschten sie gründlich. Sie mochte diese überschlanken Gestalten mit den abfallenden Schultern, die so leicht auf Charakterschwäche schließen lassen, niemals leiden. Und dies unbedeutende, ausdruckslose Gesicht! Ach, und diese geschmacklose Art, sich zu kleiden! Toni war Wienerin und hielt gleich ihren Schwestern mehr als nötig auf das Aeußere.

Die Buchhalterin verbarg ihr Erkennungszeichen. Allein es gewährte ihr ein boshaftes Vergnügen, ihren Korrespondenten suchend, verlegen umherblicken zu sehen. Lachend und ärgerlich zugleich verließ sie den Schauplatz des mißlungenen Stelldicheins.

Zu Hause angekommen, las sie die Briefe nochmals durch. Wie flach, wie abgeschmackt erschienen ihr nun diese Zeilen! Sie nahm das Päckchen und warf es ins Feuer.

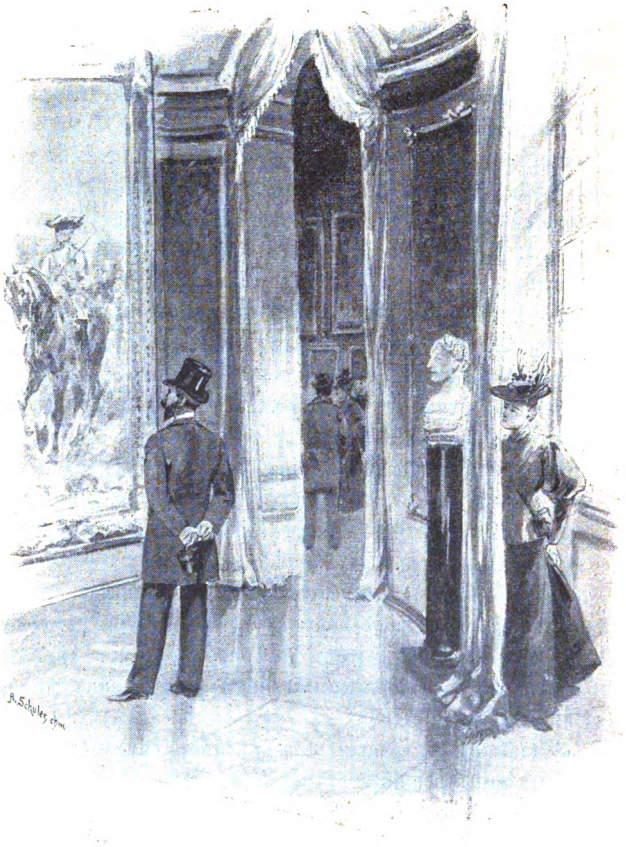
Eine Illusion weniger!

Würde es ihr mit dem anderen Unbekannten ebenso ergehen? Seine Briefe waren ihr die liebsten gewesen. Der leichte, sehr häufig ironische Ton, der gesunde Humor, die reifen, aller Sentimentalität baren Anschauungen hatten ihr imponiert.

„Der kann die gemeine Sorge nicht kennen!“ Halb freudig, halb wehmütig bitter hatte sie sich das gedacht.

Sie wollte ihn sehen und bestellte ihn für einen Sonntagvormittag ins Belvedere. Bevor sie zu dem Gange aufbrach, machte sie sorgfältig Toilette. Ihre Gesichtsfarbe hatte unter dem Gaslicht, dem sie seit Jahren ausgesetzt war, unter Sorgen und Kümmernissen gelitten. Sie nahm daher Puder und trug ihn auf ihre Haut auf. Mit einem-

mal wiſchte ſie ihn aber wieder ſorgfältig ab, ſie kam ſich wie eine alte Kokette vor.



Zagend vor dem Ausgang dieſer Begegnung, ſtieg ſie die breite Treppe empor und wandte ſich zu dem ſogenannten Spiegelkabinett. Die Niſchen dort waren durch

gelbseidene Vorhänge verdeckt, und hinter einem derselben verbarg sich das junge Mädchen. Da hörte sie rasche Schritte und vor L'Allemands „Laudon" stand ein hochgewachsener, junger, eleganter Mann, eine schöne Erscheinung mit gebräuntem, scharf geschnittenem Antlitz, dunklen Augen und Bart.

Die Buchhalterin hielt den Atem an, sie fühlte das Blut sich zum Herzen drängen — ihr war's, als stünde sie ihrem Schicksal gegenüber. Was konnte sie diesem Manne, dem Frauengunst ungebeten, ungewünscht zufallen mußte, sein? Häßlich erschien ihr nun im Geiste ihr eigenes hübsches Gesicht, ihre schlanke, zierliche Gestalt.

Nein, ihre Lebenskreise durften einander nicht berühren.

Toni regte sich nicht. Dem Herrn wurde das Warten zu lang und er ging. Langsam schritt er dem Ausgange zu. Sie atmete auf, allein ihr schützendes Versteck verließ sie nicht. Erst nach einer Viertelstunde, die ihr ewig lang dünkte, ging sie fort, hinunter über die Treppe, das Haupt gesenkt. Da schlug eine Stimme jäh an ihr Ohr, und als sie betroffen aufblickte, stand der Unbekannte neben ihr und lüftete den Hut. Lächelnd sprach er: „Fräulein Toni, meine liebenswürdige, geistreiche, kleine Freundin, nicht wahr, Sie sind es?. Ich bin Bernhard!"

Sie nickte mechanisch zu seinen Worten und schwieg. Ein überlegenes Lächeln glitt über seine Lippen.

„Sie scheinen sich von mir eine andere Vorstellung gemacht zu haben und sind nun enttäuscht. Sie wollten sich nicht zeigen!"

„Ja, aber woher wissen Sie —?"

Er lachte wieder, daß aus dem dunklen Bart die weißen Zähne blitzten.

„Ich stand zur bestimmten Stunde hinter einer Thür, die ins erste Stockwerk führt, und ließ Sie vorübergehen.

Soll ich Ihnen erst sagen, daß ich entzückt bin, meine geistreiche Korrespondentin so hübsch zu finden?!"

Entrüstet blickte sie zu ihm auf.

„Sie spotten wohl?"

„Gewiß nicht. Wenn Ihre äußere Erscheinung häßlich gewesen wäre, hätte ich mich gar nicht gezeigt."

„Sie hätten mich also umsonst warten lassen?" In dem Mädchen empörte sich bei diesem Gedanken jeder Blutstropfen. „Wissen Sie, daß dies gar nicht ritterlich ist?"

„Ritterlich nicht, aber verständig und vorsichtig! Ich habe nun einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen häßliche Frauen. Aber wozu diese Erörterungen! Sie übertreffen das Bild, das ich mir von Ihnen gemacht, in so vorteilhafter Weise, daß ich dem Zufall danke, der uns zusammengeführt hat!"

Und er reichte ihr den Arm. Nun schritten sie den Belvederegarten hinab. Ein milder, aber trüber Herbsttag war's, dicht deckten Nebelwolken den Himmel, auf dem die Sonne als glanz- und strahlenlose Scheibe stand. Vor ihnen breitete sich die Häusermasse aus. Undeutlich verschwammen des Stephansturmes Umrisse fast mit dem grauen Horizont, der das Kahlengebirge verhüllte. Schon hatten die meisten Bäume und Sträucher ihr Laub verloren. Gelb und welk hingen an langen Stielen die Blätter der Kastanien herab. Um die sandsteinernen Genien, die das Bassin in der Mitte des Gartens krönen, schlangen liebkosend sich tiefrote Ranken wilden Weines.

Vorbei an den mächtigen Sphinxen mit den eingeschlagenen Nasen, vorüber an den pausbackigen Monatsgöttern schritten Bernhard und Toni. Diese ging, äußerlich gefaßt, im Innern aufs tiefste erregt, an seiner Seite. Er scherzte und plauderte mit einer Unbefangenheit und Ueberlegenheit, die sie verblüffte. Und seine Heiterkeit zwang

sie, die, wie alle sanguinischen Naturen, unter der Herrschaft des Augenblicks stand, zum Lachen und regte ihren Witz an.

Als sie sich trennten, sprach er vom Wiedersehen wie von etwas Selbstverständlichem, und sie sagte zögernd zu. Wie berauscht kam sie heim. Noch war sie nicht blind, noch dachte sie an ihren Vorsatz, den sie, hinter dem Vorhange stehend, gefaßt hatte, an den Vorsatz, den schönen Mann zu meiden. Aber jetzt trat sie nicht mehr zurück. Wenn ihr der Verkehr mit Bernhard auch Schmerz, ja Verzweiflung bringen würde — besser einmal auf das weite, wilde Meer der Leidenschaft sich wagen, wenn das Schifflein dann auch versinken mochte, als auf glatten, ewig ruhigen Wellen der Einförmigkeit dahintreiben.

Sie sahen einander nun öfters; abends holte er sie vom Geschäfte ab, und dann wandelten sie durch die stillen, laublosen Prateralleen. Und endlich küßte er sie. Das hatte sie sich anders vorgestellt. Zuerst, hatte sie gemeint, müsse eine feierliche Liebeserklärung kommen, und dann müsse er schüchtern, zaghaft sie um einen Kuß bitten. Er aber hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt und sie an sich gezogen. Von weihevoller Stimmung war an ihm nichts zu merken; der schöne Mann lachte ob ihres Ernstes und nannte sie „Närrchen".

Toni hatte sich gleich anderen jungen Mädchen, die viel Romane gelesen, ein Ideal geformt, edel, ritterlich, großartig. Fleisch und Blut hatte sie dieser Traumgestalt nicht verliehen. Einer solchen glich nun Bernhard ganz und gar nicht, und sie empfand es manchmal wie einen herben Schmerz. Ohne daß er ihr es wörtlich gesagt hatte, wußte sie, daß die Frauen ihm rückhaltslos entgegengekommen waren, daß er ihre Liebe ohne Bedenken angenommen, ihnen den Hof gemacht, sie aber nicht geachtet hatte.

Oft in schlaflosen Nächten zerbrach sich die Buchhalterin den Kopf, was an ihr dem verwöhnten Manne gefalle. Sie war ja nicht schön, nicht pikant, nicht geistreich.

Sie ahnte nicht, daß ihre Zurückhaltung, ihre keusche Art ihn anzog. Ihre Unschuld, ihre Weltunerfahrenheit, die Demut und Unterwürfigkeit, mit der sie bei aller Schelmerei zu ihm aufsah, reizten den blasierten Weltmenschen. Ja, er war herzlich zufrieden mit dem trotz all seiner Harmlosigkeit allerliebsten kleinen Romane, in welchem er die Rolle des Helden spielte.

Aber Romane, mögen sie nun erdichtet oder erlebt sein, haben ein Ende.

— — — — — — — — — — — —

Eines Tages erhielt Bernhard, wie er sagte, plötzlich den Auftrag, eine Reise anzutreten, die mehrere Monate in Anspruch nehmen sollte.

Toni erblaßte, als sie davon hörte. „Wirst du mir schreiben?“ fragte sie angstvoll.

„Sicherlich, Kleine! Ich freue mich auf deine Briefe. Du plauderst so reizend!“

Lachend nahmen sie voneinander Abschied.

„Weißt du, Mädchen, was mir an dir so sehr gefällt? Du hast keinen Funken Sentimentalität in dir!“ sagte er, indem er sie noch einmal umarmte.

Nein, Toni weinte nicht und war nicht sentimental. Sie wußte, daß er Thränen nicht liebte. Sie lachte also mit Aug' und Mund, indes ein unbeschreibliches Gefühl ihr das Herz zusammenpreßte. Sie ahnte, dieser Abschied sei das vorletzte Kapitel in jenem kurzen Romane, der sie beseligt hatte.

Ihre Ahnung täuschte sie nicht. Nach kurzer Zeit erhielt sie einen Brief.

„Glaub mir, daß es nicht erkaltende Liebe, nicht

Gleichgültigkeit ist, die mir diese Zeilen diktiert. Aber Pflicht und Gewissen heischen gebieterisch, daß ich Dir entsage. Ich darf Dein Herz nicht länger an mich ketten, um Deines eigenen Glückes willen nicht. Du weißt, ich bin kein reicher Mann, Toni. Heiratete ich Dich, dann kehrten binnen kurzem Sorgen und Kümmernisse bei uns ein. Unter dem Drucke des Elends, der gemeinen Not des Lebens würden Glück und Liebe sterben, und wir beide bereuten einst den Tag, der uns zusammengeführt hat. Und eine solche Zukunft soll ich uns beiden bieten? Nein, Toni, das vermag ich nicht. Und darum bitte ich Dich, mich zu vergessen. Dein Herz soll frei sein, damit Du es einem Manne schenken kannst, der Dich zu seinem Weibe, Dich wirklich, dauernd glücklich machen kann. Ich sage Dir keine Phrasen von nie ersterbender Liebe, aber wenn Du einmal einen Rat, einen Dienst nötig hast, wie ihn Dir nur ein wahrer Freund geben und leisten kann, dann, Toni, wende Dich an mich!..."

Er hatte geseufzt, als er diese Zeilen geschrieben, sie waren ihm wirklich nicht leicht geworden. Sie war so einfach, so klug, so uneigennützig, zärtlich und lieb gewesen! Wie würde er die süßen Stunden entbehren!

Nicht einen Augenblick war es ihm eingefallen, daß seine Stellung es ihm erlaubte, sie zu heiraten. Er bezog viertausend Gulden Gehalt und die halb so großen Zinsen seines ererbten Vermögens. Aber das war ihm zu wenig. Er wollte reich, sehr reich heiraten.

„Ich besitze künstlerische Neigungen, kann nicht als Philister leben!" Damit entschuldigte er sein Streben nach einer bedeutenden Mitgift. —

Arme Toni! Stolz und Leid, Haß und Neigung kämpften miteinander in ihrer Brust. Und noch andere Stürme brausten über sie daher. Die Firma, bei der sie als Buchhalterin thätig gewesen, fallierte, und Toni war

brotlos. Anfangs nahm sie das leicht. Sie hatte ausgezeichnete Zeugnisse und meinte, sie müsse bald einen Posten finden. Welcher Irrtum! Sie ließ sich in Stellenvermittelungsgeschäften einschreiben und inserierte in Zeitungen. Aber alles half nichts. Es gab bei jedem zu besetzenden Amte eine Menge Mitbewerberinnen, und die arme Toni ging leer aus. Sie lief sich die Füße wund, denn ihre Ersparnisse wurden immer geringer. Mit schwerem Herzen kündigte sie die Miete ihres netten Zimmerchens und siedelte in einen Vorort über, wo sie in den ärmlichsten Verhältnissen weiterlebte.

Manchmal war sie der Verzweiflung und deren letztem Auswege, dem Selbstmord, nahe. Aber eine Art wilden Trotzes hielt sie aufrecht. „Ich will nicht zu Grunde gehen," sagte sie sich mit zusammengebissenen Zähnen. Oft haßte sie die Welt und sah alle Menschen als Feinde an. Aber gerade deshalb wollte sie sich den Boden nicht wegziehen lassen unter den Füßen; sie wollte nicht, daß ihre Gegner und Widersacher über sie triumphierten. Ja, sie hatte so unrecht nicht mit ihrem Hasse, denn selbst die Existenz, das einfache Vegetieren, auf das jedes Tier ein angeborenes Recht hat, schien man ihr unmöglich machen zu wollen. In manchem eleganten Geschäfte, dessen Eigentümer notorisch reich war, bot man ihr ein Gehalt, das wie ein Hohn erschien auf Menschenwürde und ehrliche Arbeit.

Von der eisernen Notwendigkeit gedrängt, nahm sie endlich doch eine Stelle mit einem Hungerlohn an. Und um trotzdem weiterleben zu können, beschloß sie, unfreiwilliges Mitglied des Vegetarianerklubs zu werden. —

Monate waren vergangen. In Tonis Antlitz hatten sich leise Falten gegraben, und eine fahle Farbe gab Kunde von den Entbehrungen, die sie erleiden mußte. Sie ging nicht gebeugt. Das Haupt hoch getragen, die Schultern zurückgehalten, schritt sie nach wie vor ihres Weges. Nur

war's nicht mehr Lebensluſt, ſondern Stolz und eiſerner Trotz, der ihren Kopf ſo hoch hielt. Ihre Kleidung war abgetragen. Dennoch machte die ſchlanke Geſtalt immer noch einen gewinnenden Eindruck.

Ein Jahr war verfloſſen, ſeit Toni Bernhards Abſchiedsbrief erhalten. Der Winter hatte Stadt und Land in ſein blendendes Kleid gehüllt und die Natur in eherne Feſſel gelegt. Auf dem Eislaufplatze nächſt der Stubenbrücke tummelte ſich die elegante Welt, auf dem zugefrorenen Wienfluſſe glitt die Jugend glückſelig über die glatte Fläche, in den Straßen und auf den Plätzen, wo immer ſich eine gefrorene Lache zeigte, huldigten genügſame Kinder dem Eisſport in ſeiner einfachſten Form.

Eines Abends ſchritt Toni über die Gürtelſtraße, die ſie paſſieren mußte, um in ihre Wohnung zu gelangen, und kam zu einem Brunnen, in deſſen Nähe kleinere und größere Knaben pfeilſchnell über einen ſchmalen Eisſtreifen glitten. Da hörte ſie plötzlich einen lauten Schrei — die Buben ſtoben auseinander. Toni ſah einen kleinen Jungen weinend und jammernd auf dem Eiſe liegen. Sie trat näher, beugte ſich liebreich über ihn und half ihm aufſtehen. Es war ein herziges, ungefähr ſechsjähriges Bürſchchen, das ſchmerzlich ſein friſches Geſichtchen verzog, als es nun auf den Füßen ſtand.

„Haſt du dir weh gethan?"

Er nickte nur und deutete auf den Hinterkopf und den rechten Fuß. Dann verſuchte er, einen Schritt zu machen, aber wimmernd zuckte er zuſammen; augenſcheinlich hatte er ſich den Fuß verſtaucht.

„Wo wohnſt du denn, armer Kleiner?" fragte Toni den Knaben.

Dieſer nannte Gaſſe und Hausnummer.

„Hilf du mir den armen Schelm führen," wandte ſich das Mädchen an den größten der Buben, die ſich mittler-

weile wieder um ihren verunglückten Gefährten und um das Fräulein geſchart hatten.

Von Toni und dem Knaben mehr getragen, als geführt, gelangte Karl, ſo hieß der kleine Verletzte, zu ſeiner Wohnung. Auf der Stiege nahm Toni den ſchweren

Jungen auf den Arm, trug ihn bis in das zweite Stockwerk und drückte auf die Glocke der Thür, die Karl bezeichnet hatte.

Das Guckloch wurde geöffnet, und Karl rief: „Mach mir auf, Mizi, ich bin's.“

Nun ging die Thür auf, und ein ungefähr achtjähriges Mädchen erschien auf der Schwelle.

„Dein Bruder ist gefallen,“ sagte Toni freundlich und trug den Knaben in das erleuchtete Zimmer zu einem Diwan. „Wo ist deine Mutter, Mizi?“

Das Kind sah Toni groß an. „Wir haben keine Mutter mehr, sie ist gestorben, als ich noch klein war.“

„Und der Vater?“

„Der ist im Amt.“

„Seid ihr denn ganz allein?“ fragte Toni erstaunt, während sie dem Knaben Schuhe und Strümpfe auszog.

„Wir haben ein Dienstmädchen, das ist vor einer halben Stunde fortgegangen.“

„Und hat dich allein gelassen?“

„O ja, das thut sie oft.“

„Weiß denn das dein Vater?“

„Ja. Er hat schon so viele fortgeschickt, und die wir jetzt haben, die stiehlt wenigstens nicht und schlägt uns nicht.“

„Arme Kinder,“ dachte Toni und ließ ihre Blicke durch das Zimmer schweifen. Die Möbel waren hübsch, modern, zeugten von einer gewissen Wohlhabenheit; aber der ganze Raum trug den Stempel der Verwahrlosung. Während Toni ein nasses Tuch um den Fuß des Knaben schlug, begann sich dieser heftig zu erbrechen.

Toni erschrak. Sie deutete dies als Zeichen einer Hirnerschütterung. Eben wollte sie Mizi den Auftrag geben, einen Arzt zu holen, als es läutete und das Dienstmädchen erschien, das mißtrauischen Blickes die Fremde maß.

„Karl ist krank, holen Sie augenblicklich einen Arzt, es ist gefährlich!“ befahl Toni in einem Tone, der keinen Widerspruch aufkommen ließ, und erschrocken gehorchte die pflichtvergessene Magd.

Nun schlug Toni die Decke von Karls Bett, rückte die Kissen zurecht und legte den Knaben, dessen Erbrechen sich wiederholt hatte, auf das Lager. Abermals läutete es.

„Das ist der Vater,“ rief Mizi freudig und rannte fort, um zu öffnen.

Ein wenig befangen trat Toni dem nicht mehr jungen Manne entgegen, der erstaunt die Fremde gewahrte*). In wenigen Worten erzählte sie das Vorgefallene. Angstvoll trat der Vater zu dem Knaben. Nun kam die Magd mit dem Arzte. Dieser erklärte, daß in der That eine leichte Gehirnerschütterung vorliege, verordnete das Nötige und versprach, zeitlich morgen wiederzukommen. Toni wollte sich jetzt entfernen, der kleine Karl aber richtete sich auf und bat in flehendem Tone: „Nicht fortgehen!“

Jetzt erst wurde der Vater sich bewußt, daß er dem fremden Mädchen noch gar nicht gedankt habe, und holte diese Versäumnis nach. Toni wehrte lächelnd ab.

„Nicht fortgehen!“ rief der kleine Patient und faßte die Hand des Mädchens.

„Aber, Karl, wir haben das Fräulein schon viel zu lange aufgehalten!“

„Das macht nichts,“ lächelte sie, „wenn Sie gestatten, bleibe ich noch ein wenig hier!“

„Ich wäre Ihnen unendlich dankbar; ich fürchte nur, daß man Sie daheim vermissen wird!“

„Mich erwartet und vermißt niemand, ich habe weder Eltern noch Geschwister und stehe ganz allein,“ sagte Toni traurig.

---

*) Siehe das Titelbild.

Sie blieb noch lange bei dem Knaben und schied mit dem Versprechen, wiederzukommen. Sie that es, kam öfter und öfter, auch als Karl schon genesen war, und die Kinder hingen bald mit innigster Liebe an der „Tante", die mit ihnen spielte und ihnen schöne Geschichten erzählte. Meist holte sie die Kleinen Sonntagnachmittags zum Spaziergang ab, spielte mit ihnen, und die Kleinen waren nirgend lieber als bei ihr.

Der Vater der beiden Mutterlosen machte Miene, eifersüchtig zu werden. Doch lernte er das charaktervolle, verständige Mädchen, das in seinem Herzen einen solchen Schatz von Güte barg, immer mehr verehren, und endlich reifte in ihm der Entschluß, sie zur Mutter seiner Kinder zu machen. Er schrieb ihr.

„Ich bin Beamter, und mein Einkommen beläuft sich auf achtzehnhundert Gulden. Das ist freilich wenig. Ich kann Ihnen also keine glänzende Zukunft bieten, nur ein treues, starkes Herz. Auch hätte ich niemals den Mut gefunden, wenn Sie gegen meine armen Kinder nicht so lieb gewesen wären. Für sie bitte ich: Werden Sie den Verwaisten eine Mutter."

Toni war überrascht durch diesen Antrag. Ihr waren die Kinder ans Herz gewachsen, allein Herrn Simmer schätzte und achtete sie nur. Sie hegte für ihn nicht ein Atom jener heißen Liebe, die sie für Bernhard gefühlt und noch fühlte. Eine Ehe ohne Liebe! Sie hatte immer davor zurückgebebt. Aber vor ihren Augen tauchte ihre trostlose, einsame, von Sorgen umdüsterte Zukunft auf, grau und lichtlos starrte ihr das Leben entgegen. Als Simmers Frau war sie wenigstens vor der häßlichen Not geschützt und vor der öden, traurigen Verlassenheit eines einsamen Alters. Dennoch bat sie um einige Tage Bedenkzeit.

Am darauffolgenden Abend mußte Toni die Ferdi-

nandsbrücke überschreiten. Der Schnee wirbelte in großen Flocken nieder, die grauen Wolken hingen tief, schwer herab. Die Uferabhänge des Donaukanals waren blendend weiß; tiefschwarz, unheimlich erschien sein Spiegel. Rechts zog sich ein lichterglänzender Bogen dahin, die neuen Häuser des Quais. Der Widerschein der Straßen- und Gewölbelaternen setzte sich unterhalb der Wasserfläche fort, daß es aussah, als ständen gelbe und weiße Säulen auf und zwischen dunklem Grunde.

Toni achtete, den Blick auf den Fluß geheftet, nicht der Menschen, die an ihr vorübereilten. Plötzlich stieß sie unsanft an einen Herrn; sie zuckte zusammen, als er ihr das Gesicht zuwandte, es war Bernhard.

„Toni!" rief er erregt.

Sie aber kehrte sich wortlos ab und ging weiter. Er stürzte ihr nach und ergriff ihre Hand.

„Hör mich an, Toni, wie ist es dir ergangen?"

Sie riß sich los. „Was kümmert's dich? Unsere Wege sind getrennt."

„Sei nicht hart, Mädchen! Sieh, ich vergaß dich bis heute nicht —"

„Wie gütig!" klang es schneidend von ihren Lippen.

„Ich dachte unzähligemal an dich. Sprich, fühlst du noch etwas für mich?"

„Wozu die Frage? Wir können einander nichts mehr sein und darum leb wohl!"

„Ich laß dich nicht so unversöhnt von mir gehen. Du mußt mir sagen, daß du mir nicht grollst."

„Grollen? Nein, dir nicht. Was kannst du dafür, daß ich ein armes Mädchen bin? Und nun laß mich! Man beginnt aufmerksam zu werden."

Sie eilte fort, und er versuchte es nicht mehr, sie zu halten. Aber wissen mußte er Näheres über sie, und darum gab er einem in der Nähe stehenden Dienstmann den

Auftrag, dem Mädchen zu folgen, ihre Adresse auszuforschen und ihm zu überbringen.

Dann ging er gedankenvoll nach Hause.

Armes Mädchen! Sie sah so blaß, so leidend aus, ihre Kleidung war so ärmlich, sie litt vielleicht not!

Der Gedanke verursachte ihm Pein, die sich vergrößerte, als nach geraumer Zeit der Dienstmann mit der gewünschten Adresse kam. Dort, in dem Viertel, das meist nur vom Proletariat bewohnt wurde, lebte die arme Toni. Er ging auf den weichen Teppichen hin und her und malte sich im Geiste das Haus, das jedenfalls von unzähligen Parteien und deren Aftermietern bewohnt war, aus, die verwahrlosten Zimmer mit den durch Feuchtigkeit verdorbenen Decken, die kahlen, ungemütlichen Wände, den ganzen unwirtlichen Raum. Er warf einen Blick auf die bequemen Sofas und Sessel, die zum Behagen einladend umherstanden, und der Gegensatz zwischen den eleganten Zimmern, in denen er hauste, und Tonis Wohnung trat ihm so grell vor Augen, daß es ihn schmerzlich berührte.

Den nächsten Abend fuhr er hinaus nach des Mädchens Behausung und wartete in ihrem Stübchen, das ihm die Vermieterin gegen ein hohes Trinkgeld geöffnet hatte, auf die Buchhalterin.

Sie trat zurück, als er ihr entgegenkam.

„Was willst du von mir?“ sagte sie leise und sah über ihn hinaus ins Leere.

„Sei nicht unfreundlich, Toni! Sieh —“

„Laß uns vernünftig miteinander reden,“ sprach sie und bot ihm einen Stuhl. Sie selbst blieb stehen und lehnte sich an die Thür.

„Was willst du von mir? Unser Verhältnis wieder aufnehmen? Das geht nicht mehr. Du würdest mir binnen kurzem doch einen zweiten Abschiedsbrief schreiben. Fühlst du aber nur Freundschaft für mich oder gar Mit-

leid, dann geht es auch nicht. Für die Almosen deines Herzens bin ich zu stolz. Darum laß mich und gönne mir meinen Frieden."

„Ich erfuhr, daß du in Bedrängnis warst. Warum sagtest du mir nichts?"

Er war aufgestanden und vor sie hin getreten.

„Ich wäre eher verhungert, ehe ich mich an dich gewendet hätte!"

„Dein Stolz ist thöricht, du besitzest keinen aufrichtigeren Freund als mich."

„Ich kann von Freundschaft nichts hören. Geh, ich bitte dich, deine Anwesenheit thut mir weh!"

„Toni, beruhige dich!" Er versuchte es, ihre Hände zu fassen und sie an sich zu ziehen.

„Nein, geh," bat sie ungestüm, riß sich los und flüchtete zum Fenster. „Geh," wiederholte sie, „wenn du je mich geliebt hast, du marterst mich."

„So sei es denn!"

Er nahm seinen Hut und ging. Schon klinkte er die Thüre auf, da —

„Bernhard!" klang es wie ein Aufschrei.

Er stürzte hin zu ihr und schloß sie in seine Arme, die leidenschaftlich an seinem Halse hing.

„Mein Närrchen, hast du mich noch lieb?" flüsterte er und küßte ihre geschlossenen Augen.

Sie sah zu ihm auf, lange, wie jemand, der weit in die Fremde zieht und die geliebteste Stätte noch einmal lang und fest betrachtet, um sich das Bild derselben auf ewig einzuprägen.

„Ich hab' nie aufgehört, dich zu lieben, Bernhard."

Sie entwand sich seinen Armen, aber sie wankte, daß er sie stützen mußte. Nun ließ sie sich zu einem Sessel führen.

„Ich muß dich doch fortschicken," sagte sie, mit schwachem Lächeln zu ihm aufsehend.

„Aber ich darf wiederkommen, nicht wahr, Liebſte?“

„Ja!“ hauchte ſie.

„Morgen, ich werde keine Ruhe haben, bis ich weiß, daß es dir beſſer geht. Darf ich dir einen Arzt ſenden?“

„Nein, ich danke dir. Aber nicht morgen komm, ſondern in drei Tagen erſt, bis ich mich erholt habe. Haſt du noch dieſelbe Wohnung wie früher? Ich werde dir vielleicht ſchreiben.“

Kaum hatte Bernhard das Zimmer verlaſſen, da erhob ſich das Mädchen von ihrem Sitze und ſchleppte ſich mühſam zum Bette. Mit ihrer Kraft war es zu Ende. Sie

fiel in die Kniee, und schwer sank ihr Haupt auf die Kissen. Im Gemache war es dunkel, die kleine Lampe erhellte düster den niederen Raum, in der von der Straße her das Rollen der Räder klang. Stiller und stiller wurde es, die Stunden verrannen, Toni verharrte in derselben Stellung. Sie kämpfte den schwersten, heißesten Kampf, den Kampf des Verstandes, der Vernunft, der Ehre mit dem Herzen. Wie sie ihn noch immer liebte, den schönen Mann mit den zärtlichen, lieben Schmeichelworten, obwohl sie wußte, daß er ihr Verderben werden mußte, wenn sie nicht eine Schranke zwischen sich und ihn stellte, eine Schranke, erbaut von der Pflicht, dem Gewissen, eine Schranke, die das ungestüme Herz nicht niederreißen konnte wie jene, welche der Verstand zusammengefügt. Und sie hatte ja das Mittel in der Hand, die Schranke zu errichten. Warum war sie so thöricht und kämpfte noch?

Mitternacht war vorüber. Müde von den Aufregungen warf sich Toni auf ihr Lager, und wohlthätig schloß der Schlummer ihr die Augen.

Am nächsten Morgen schrieb sie Herrn Simmer, er möge ihr am Abend die Kinder senden und sie vor neun Uhr durch das Dienstmädchen abholen lassen.

Als Karl und Mizi freudig in der Tante Toni Zimmerchen sprangen, da stürzte diese auf die Kleinen los und schloß sie stürmisch an ihre Brust. Sie hob sie auf ihren Schoß und herzte sie immer und immer wieder, und die Kinder umarmten sie glückselig, lachten und tollten und wollten sich von ihr nicht trennen, als das Dienstmädchen erschien.

„Geht nur, ich komme ja bald zu euch und dann —"

Die Stimme brach ihr. Aber nur einen Augenblick. Tief Atem holend, setzte Toni fest hinzu: „Dann gehe ich nicht wieder von euch fort."

„Tante! Tante!" jubelten die Kinder und sprangen an ihr in die Höhe und zerrten sie an den Kleidern.

Der „Tante“ kamen die Thränen in die Augen, als sie den Jubel sah und hörte, und sie gelobte sich im stillen, den Kindern stets die beste Mutter zu sein.

„Sagt es dem Vater und bittet ihn, er solle morgen zu mir kommen.“

„Und wir kommen auch mit und lassen dich nicht mehr los!“

Toni hatte Mühe, die Glücklichen zu beschwichtigen und fortzusenden. Aber der Kinder Freude ließ ihre Hand nicht zittern, als sie Bernhard schrieb:

„In kurzer Zeit werde ich eines braven Mannes Frau; meine Liebe zu Dir habe ich begraben. Es ist ein stilles Glück, das mir die Zukunft bringt, anders, als ich es mir einst geträumt, aber es bedeutet einen sicheren Hafen für mich, deren Lebensschiff so oft in Gefahr war, aus den Fugen zu gehen.“

Wanderungen durch die Unterwelt.

Ergebnisse moderner Höhlenforschung. Von **Max Rudolph.**

Mit 16 Illustrationen.

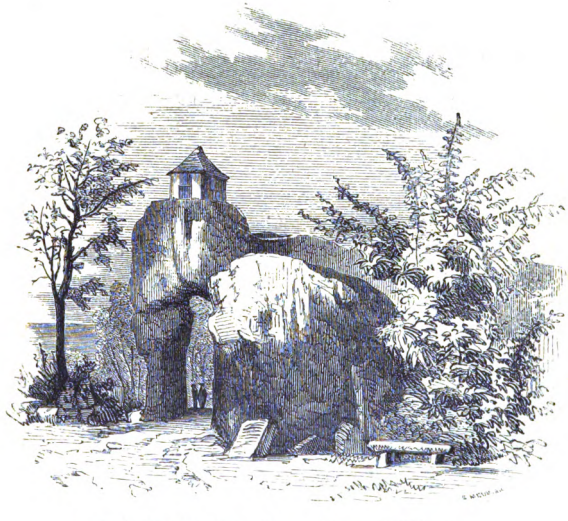
(Nachdruck verboten.)

Jene unterirdischen natürlichen Hohlräume, die wir Grotten oder Höhlen nennen, haben seit den ältesten Zeiten die Phantasie der Menschen beschäftigt und bieten noch heute für den Laien wie für den Gelehrten nahezu gleich großes Interesse. Bei den Griechen waren sie die Orte, in denen die Orakel verkündet wurden, die Römer ließen Nymphen darin hausen, während man im Mittelalter die Höhlen als die Wohnungen böser Geister oder der Zwerge ansah.

Es ist erklärlich genug, daß sich dergleichen Sagen an jene unterirdischen Räume geknüpft haben, denn das geheimnisvolle Dunkel der Grotten, das Rauschen der unterirdischen Gewässer darin und die wunderbare Schönheit der Stalaktiten und sonstigen Naturgebilde bietet der Einbildungskraft reichlichen Stoff und ließ die Höhlen, deren Ausdehnung man bei der Entdeckung meist nicht kannte, oft genug als die Zugänge zu einer anderen Welt erscheinen.

Für den Forscher aber gewährt die Frage, wie solche Höhlungen unter der Erde entstehen konnten und wie sie

ſich in jedem einzelnen Falle gebildet haben, ſowie die Eigenſchaft vieler von ihnen als Sammelſtätte der Ueberreſte vorweltlicher Tiere den Anlaß zu den intereſſanteſten Unterſuchungen. Daher beſchäftigt ſich die phyſiſche Erdkunde ſchon ſeit langem auf das ernſthafteſte mit dieſen Hohlräumen der Gebirge, und es iſt dadurch ein

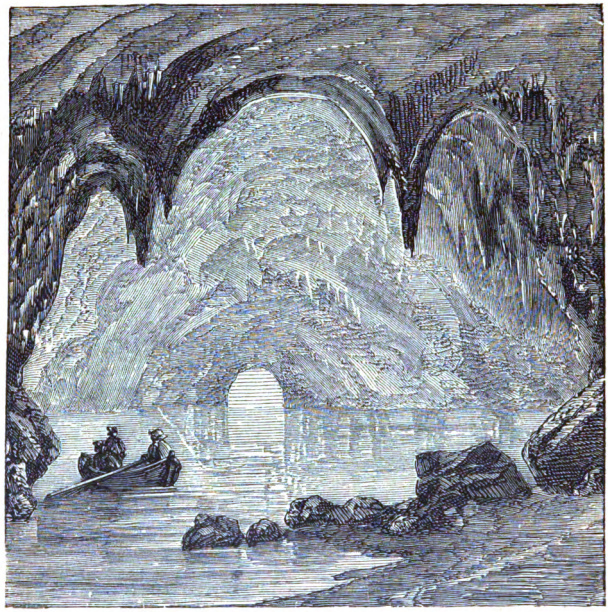


Die Grotte des Camoëns auf Macao.

ganz neuer Zweig der Wiſſenſchaft: die moderne Höhlenforſchung, ins Leben gerufen worden.

Auf letztere iſt durch das aufregende Schickſal der in dem berühmten Lurloch bei Semriach im Mai 1894 eingeſchloſſenen und nur mit vieler Mühe befreiten „Höhlenforſcher“ die allgemeine Aufmerkſamkeit gelenkt worden. Nur war in dieſem vielerörterten Falle der Name Höhlenforſcher von Leuten in Anſpruch genommen,

welche in Wirklichkeit nur einem Sport huldigten. Im übrigen hat gerade in Oesterreich, das ja allerdings auch der dafür am meisten geeignete Teil von Europa ist, die von wirklichen Fachmännern betriebene Höhlenforschung schon sehr erfreuliche und wichtige Ergebnisse auf-



Die „blaue Grotte“ auf Capri.

zuweisen, auf die wir nachstehend etwas näher einzugehen gedenken.

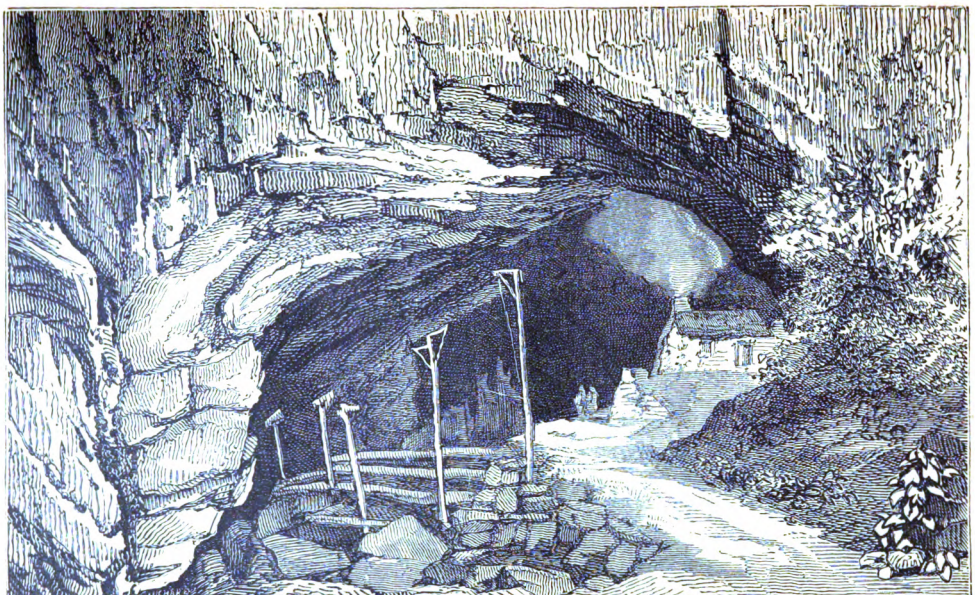
Die Gestalt der Höhlen hängt durchweg mit ihrer Entstehung zusammen. Oft sind es nur Einbuchtungen, nischenartige Vertiefungen in einer Felswand, dann wieder kurze natürliche Stellen mit niedrigem Eingange; bewundernd dringen wir hier in gewaltige Hallen oder Dome

Die Grotte des Posilipo bei Neapel.

ein, passieren dort schmale, klaffende Spalten oder niedrige Gänge. Bezüglich der Bezeichnung sei bemerkt, daß man früher Höhlen von geringer Tiefe oder mit weitem Eingange auch Grotten nannte, während man diesen Ausdruck neuerdings auf trockene Hohlräume beschränkt und für solche mit fließendem Wasser den Namen Höhlen gebraucht. Eine scharfe Unterscheidung ist aber nicht immer möglich, und die Bezeichnung deswegen schwankend geblieben.

Höchst mannigfaltiger Natur sind die Ursachen der Bildung von Höhlen, die fast in allen Gesteinsarten und geologischen Formationen sich finden. Weitaus die meisten Hohlräume haben der Thätigkeit des Wassers ihr Entstehen zu danken. Es giebt deren, die durch die Meeresbrandung ausgehöhlt worden sind, und wieder andere, die durch chemische oder mechanische Erosion (Auswaschung) entstanden; namentlich die Karsthöhlen bieten das anschaulichste Bild von der nagenden und auslaugenden Kraft des fließenden Wassers. Endlich aber können auch durch die vulkanische Thätigkeit und durch Störungen im Gleichgewichtszustande der Erdrinde größere und kleinere Höhlen sich bilden. In erster Linie hat sich also die Höhlenforschung darauf zu erstrecken, ob der betreffende Raum das Endergebnis erosiver oder vulkanischer beziehungsweise tektonischer Vorgänge ist.

In vielen Höhlen stößt man, wie schon erwähnt, auf gewaltige Massen von Gebeinen großenteils diluvialer Säugetiere, und auch die ältesten menschlichen Skeletteile sind in ihnen gefunden worden, woraus sich ihre hohe Bedeutung für Paläontologie und Erdgeschichte ergiebt. Wieder in ein anderes wissenschaftliches Gebiet führen uns endlich gewisse physikalische Begleiterscheinungen, denen wir in vielen Höhlen begegnen, nämlich die Tropfsteinbildungen, das heißt die Niederschläge von Höhlenkalk

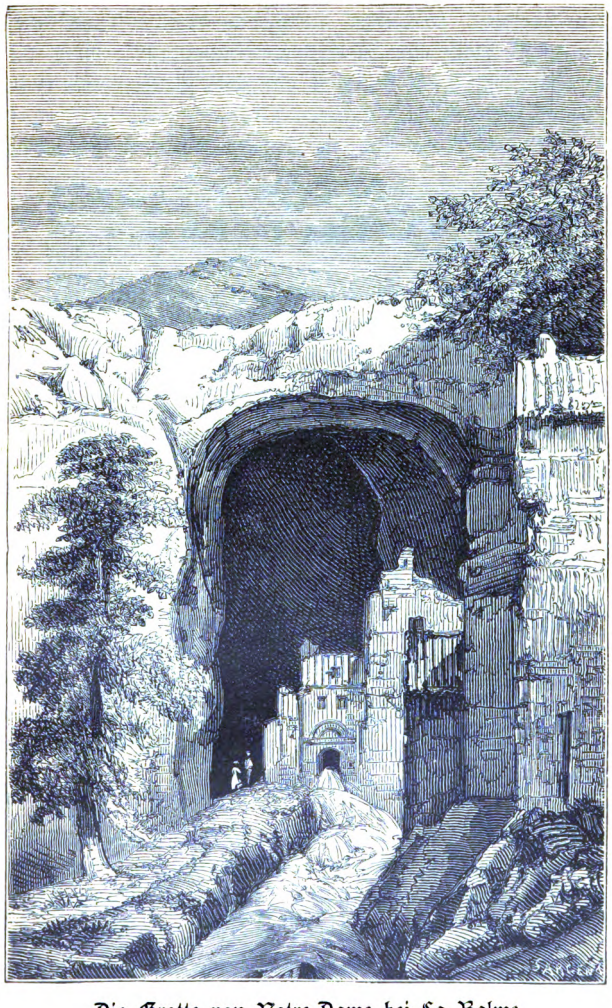


Die Teufelshöhle in Derbyshire (England).

und Kalksinter, welche die Höhlenwände in seltsamster Weise überziehen, und an deren Stelle in den sogenannten Eishöhlen Eis tritt.

Manche Höhlen sind von geschichtlichem Interesse, so zum Beispiel die Grotte des Camoens auf der Portugal gehörigen Halbinsel Macao an der südchinesischen Küste. In dieser soll der 1556 verbannte portugiesische Dichter Luiz de Camoens sein berühmtes Epos „Die Lusiaden" geschrieben haben; in der Grotte befindet sich seine Büste, auf der Höhe des Felsens ein kleiner Tempel. Durchaus mit Unrecht aber führt die bekannte Grotte des Posilipo bei Neapel ihren Namen, denn sie ist keine natürliche Höhle, sondern ein 690 Meter langer Tunnel quer durch den Bergrücken, der unter Augustus gebrochen worden sein soll, vielleicht aber viel älter ist. Seinen Namen hat er von der nahen Villa Pausilypon — so viel wie: Sorgenfrei —, die Vedius Pollio dem Augustus vermachte. Zur Zeit der Aequinoktien im Februar und Oktober strahlt die Sonne bei ihrem Niedergang von einem Ende zum anderen durch.

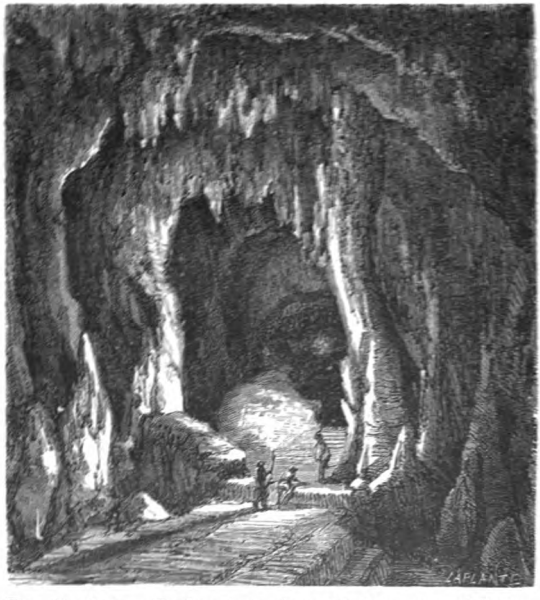
Am südlichen Abschlusse des Golfs von Neapel liegt die Insel Capri mit ihrer 1826 von A. Kopisch entdeckten berühmten „blauen Grotte" (Grotta azzurra), deren hintere Wände mit Tropfstein bekleidet sind. Sie ist 36 Meter lang, 30 Meter breit, 6 bis 9 Meter hoch und das Wasser 15 Meter tief. Je weiter man vordringt, desto satter wird die wunderherrliche Farbe, die blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllt; jede Welle scheint eine blaue Flamme, und prächtige Reflexlichter fallen auf die Wölbung. Die Erscheinung ist vormittags von zehn bis zwölf Uhr am schönsten und wird dadurch hervorgerufen, daß der Eingang unmittelbar über dem Meer liegt, und daß das Licht, das durch ihn hineinfällt, nur auf den tiefen weißen Grund der Grotte fallen kann und dann, durch das Wasser



Die Grotte von Notre-Dame bei La Balme.

reflektiert, die Decke erleuchtet. Alle Gegenſtände, die man eintaucht, erſcheinen durch das von unten heraufbringende Licht wie in Silber verwandelt. Auch die dalmatiniſche Inſel Buſi hat eine das gleiche Phänomen zeigende blaue Grotte aufzuweiſen.

In erſter Linie ſind in Europa durch merkwürdige



Der Saal des Grabmals in den Grotten von Oſſelles.

Höhlenbildungen berühmt der deutſche Jura und der Karſt des öſterreichiſchen Küſtenlandes (Höhlen von Corgnale und St. Canzian, Adelsberger Grotte); alle hier vorhandenen Höhlen haben eroſiven Vorgängen ihr Entſtehen zu danken. Wo Baſaltdecken, die in ſenkrechte Säulen geſondert ſind, von der Brandung benagt werden, entſtehen durch Unterwaſchung, Zuſammenſturz und Wegſpülung

einzelner Säulengruppen mitunter Hohlräume, wie die berühmte Fingalshöhle auf der ſchottiſchen Inſel Staffa.

Wo das von oben in den Boden ſickernde atmoſphäriſche Waſſer Kalkſteinmaſſen durchträufelt, führt es Teilchen kohlenſauren Kalkes mit ſich fort. Gelangt es nun weiter an die Wölbungen unterirdiſcher Hohlräume, ſo läßt es beim Verdunſten eine ganz dünne Lage von Kalk zurück, den man Tropfſtein oder Stalaktit nennt. Lage folgt auf Lage, und ſo kommt es ſchließlich zu den wunder-

Der Eingang zur Höhle von Han (Belgien).

barſten Tropfſteinbildungen, die überall zapfenförmig auftreten, wo dem Waſſer durch eine Spalte ein regelmäßig tropfender oder rieſelnder Abfluß ermöglicht iſt. Unten auf dem Boden aber bildet das abtropfende Waſſer eine kegelförmige Tropfſteinmaſſe, Stalagmit genannt. Der obere Teil (Stalaktit) vereinigt ſich mit dem unteren (Stalagmit) oft zuletzt in der Mitte, wobei anfangs eine ſanduhrförmige Säule entſteht, die ſich erſt ſpäter zu einer regelmäßigen abrundet.

Die Tropfſteine der Höhlen nehmen vielfach höchſt phantaſtiſche Geſtalten an; in erſter Linie berühmt wegen

ihrer Tropfsteingebilde sind: die Höhlen von Adelsberg und St. Canzian im Karst, die Baumanns-, Biels-, Hermanns- und Scharzfelder Höhle im Harz, die Barbarossa- oder Kyffhäuserhöhle bei Frankenhausen, die Dechenhöhle bei Iserlohn, die Höhlen in der Gegend von Muggendorf in Franken, die Nebelhöhle bei Schloß Lichtenstein in Württemberg, die Höhle von Luray in Virginia (Nordamerika) und die von Antiparos im Aegäischen Meere.

Es giebt noch eine sehr große Anzahl von wenig bekannten Tropfsteinhöhlen, die nicht minder sehens- und beachtenswert sind. Von diesen sei hier nur erwähnt die Teufelshöhle (Devil's hole) in Derbyshire (England).

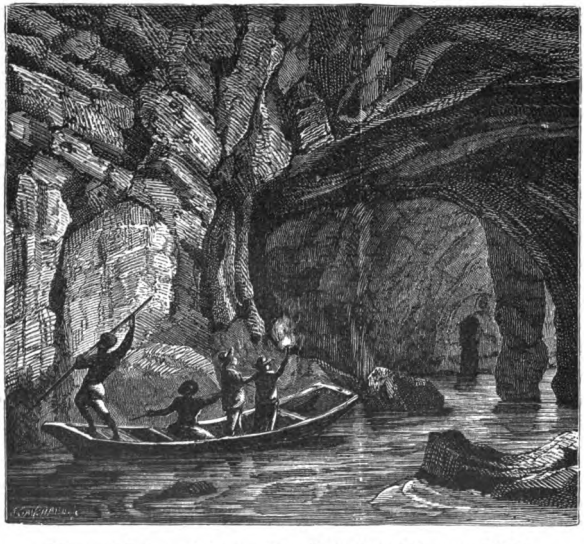
Der nördliche Teil dieser englischen Grafschaft ist ein vorwiegend aus Bergkalk bestehendes, Peak genanntes Gebirgsland, in dem es neben zahlreichen Höhlen, deren Tropfsteine vielfach als Zieraten verarbeitet werden, auch zahlreiche intermittierende Quellen und Trichter, worin Bäche verschwinden, um ihren Lauf unterirdisch fortzusetzen, giebt. Die Teufels- oder Peakhöhle bei Castleton wird von einem Gewässer durchströmt, das in ihrem Inneren zwei Seen bildet. Wenn man durch die mächtige Eingangswölbung hineinschaut, so gewahrt man in dem Dunkel der Höhle verschiedene Hütten, deren Insassen das Seilergewerbe betreiben, wozu ihnen die galgenartigen Gerüste im Eingange dienen, und die außerdem sich den Fremden als Führer anbieten.

Noch imposanter ist der Eingang zu der Grotte von Notre-Dame bei La Balme, einem Dorfe im französischen Departement Isère, Arrondissement La Tour du Pin. Diese Höhle gehört zu den sogenannten „sieben Wundern der Dauphiné" und wird gleichfalls von einem Wasserlaufe durchzogen. Unter dem 21 Meter breiten und 33 Meter hohen Eingangsthor, das die Natur hier geschaffen hat, erheben sich Bauten von Menschenhand,

Das Innere der Höhle von Han (Belgien).

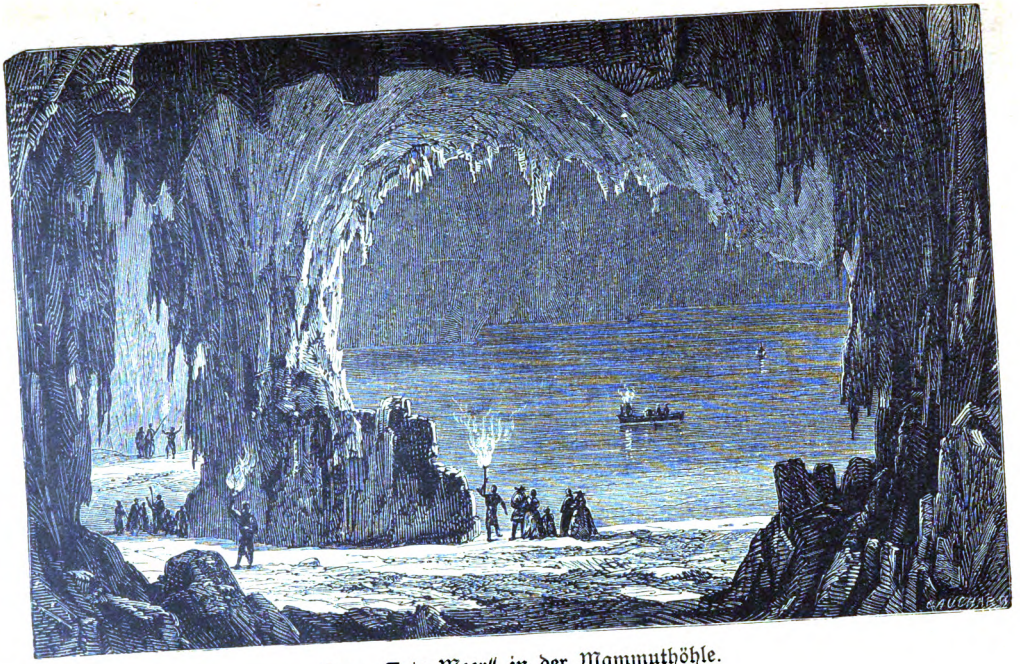
nämlich eine neuerdings reſtaurierte Kirche aus dem zwölften Jahrhundert mit zwei übereinander liegenden Kapellen. Im Inneren befinden ſich, wie in der Teufelshöhle, großartige Hallen, Seen, Waſſerfälle und ſchöne Stalaktitenbildungen.

Ausgedehnter und tiefer noch ſind die Grotten von



Eine Fahrt auf dem „Styx“ in der Mammuthöhle.

Oſſelles, die berühmteſten der Franche-Comté, auf dem Gebiete der Gemeinde Roſet-Fluans. Sie umfaſſen eine ganze Folge von rieſigen Hallen, die ſich mindeſtens 800 Meter weit in das Bergesinnere hineinziehen und Stalaktit- und Stalagmitbildungen der phantaſtiſcheſten Form enthalten. Nach den bezeichnendſten Gebilden dieſer Art ſind die verſchiedenen Räume benannt worden, ſo giebt es einen Saal des Grabmals, der Orgel u. ſ. w.



Das „Tote Meer“ in der Mammuthöhle.

Die bedeutendste Höhle, welche Belgien aufzuweisen hat, ist das sogenannte Trou (Loch) von Han oder von Belvaux bei dem Dorfe Han sur Lesse in der Provinz Namur, Arrondissement Dinant. Die Höhle ist gegen 1500 Meter lang und besteht aus einer Reihe von Gemächern, deren eines sich immer in das andere öffnet; auch hier haben die zahlreichen Tropfsteingebilde je nach ihrer Gestalt entsprechende Namen erhalten. Ueberraschend ist am Schluß der an vier Stunden dauernden Wanderung die Ausfahrt in einem Kahn. Kaum zehn Minuten weiter als der Eingang dieser Höhle liegt die Perte de la Lesse, wo der Fluß sich schäumend und brausend in einen unergründlichen Abgrund stürzt.

Weltberühmt als die größte von allen Höhlen ist die Mammuthöhle im nordamerikanischen Staat Kentucky, im Süden von Louisville, am Green River, mit Gängen von 357 Kilometer Ausdehnung und Hohlräumen von 9 Millionen Kubikmeter, deren Besuch zum mindesten zwei Tage in Anspruch nimmt. „Die Windungen der Höhle, ihre Abgründe und Seitengänge, ihre Felsengebilde, Klippen und Dome zu beschreiben, ist" — wie E. v. Hesse-Wartegg versichert — „ein Ding der Unmöglichkeit. Es ist das grandiose unterirdische Bett eines Höhlenflusses, der einst den Ausfluß eines Sees in den nahen Green River bildete." Wahrhaft schauerlich ist eine Fahrt auf dem „Styx" und dem „Toten Meere" und ein Blick in den schwarzen Schlund des sogenannten unergründlichen Schachtes (bottomless Pit), in den die Führer angezündete Strohbündel hinabfallen lassen.

Zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen gehören die Eishöhlen, welche das ganze Jahr hindurch oder doch während seines größten Teiles Eis enthalten, das in der Höhle selbst entstanden ist. Das herabtropfende Wasser bildet eine Eiskruste, das hervorsickernde erstarrt zu Eis-

tröpfchen, ſo daß ſich hier ebenfalls ſtalaktitiſche und ſtalagmitiſche Figuren bilden. In dieſen Höhlen herrſcht kein Luftzug, die Temperatur iſt meiſt noch etwas über Null, nur in einzelnen Spalten unter Null. Die Oeffnungen liegen gegen Norden oder Oſten in ziemlicher Höhe über

Der unergründliche Schacht in der Mammuthöhle.

dem Meeresſpiegel, und immer findet man nach hinten zu eine ſtarke Senkung. Meiſt liegen die Eishöhlen in Kalkſteingebirgen, vereinzelt aber auch in den böhmiſchen Baſalten und bei Znaim im Gneis. Die bekannteſten ſind die Dobſchauer Eishöhle, die in der Frauenmauer bei Eiſenerz, das Schafloch am Rothhorn, die Kolowratshöhle auf dem Untersberg, die Eishöhle von St. George im Jura und die Grande Cave von Montarquis bei Genf.

Um die Theorie der Eishöhlen haben sich besonders Schwalbe (Berlin) und Fugger (Salzburg) große Verdienste erworben, doch ist dies Problem immer noch weiterer Aufklärung bedürftig. Wie Schwalbe meint, erfährt darin das durch die Wandritzen dringende Wasser eine Abkühlung nach dem physikalischen Gesetz der sogenannten „Wärmetönung", so daß das bereits überkältete Naß beim Austritt sofort gefriert. Nach Fugger dagegen ist es hauptsächlich die aus dem Höhleneingang herabsinkende Luft, die sich mangels jeder Bewegung durch äußere Zuführung von Kälte mehr und mehr abkühlt und die mit ihr in Berührung kommende, einsickernde Flüssigkeit zur Erstarrung bringt. Vielleicht wirkt auch beides zusammen; jedenfalls ist die im Winter entstandene Eismasse größer als jenes Quantum, das in diesen Höhlen während der heißen Jahreszeit fortschmilzt.

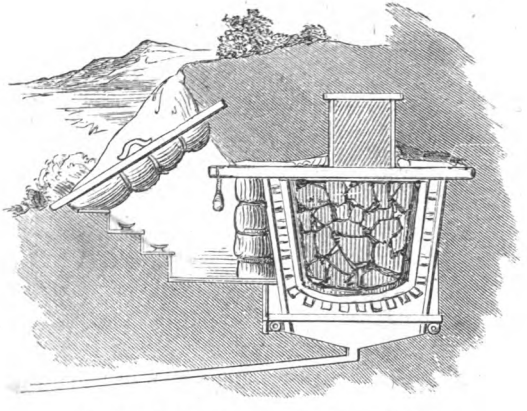
Interessant ist ein Vergleich dieser auf natürlichem Wege erfolgenden Eisbereitung mit der künstlichen Eisgewinnung, wie sie nach indischem Muster zwischen St. Ouen und St. Denis im Norden von Paris in dem Lenoireschen Etablissement betrieben wird.

Mittels Dampfpumpen wird dort das Wasser auf die Höhe einer Terrassenanlage gehoben, wovon es in ganz dünnen Kaskaden wieder herabrinnt. Durch die Verdunstung und die Berührung mit der Luft erleidet die Flüssigkeit auf diesem Wege eine starke Abkühlung, bevor sie in gewaltigen hölzernen Sammelbehältern anlangt. Diese liegen ein Meter über dem Boden und sind mehrere hundert Meter lang. Das Wasser fließt darin langsam weiter, indem es sie nur einige Millimeter hoch anfüllt, und gefriert dabei zuletzt. Wenn dieses Eis dadurch, daß sich immer neue Lagen übereinander bilden, eine genügende Dicke erlangt hat, schaffen es Arbeiter in einen gemauerten Schacht, der 88 Millionen Kilogramm Eis zu fassen ver-

Die Eishöhle von Montarquis.

mag; er dürfte alſo wohl der größte Eiskeller der Welt ſein.

Zum Schluß müſſen wir noch einen Blick in die ſogenannten Knochenhöhlen werfen, deren oft tief unter mächtigen Tropfſtein- und Sinterbildungen oder unter Lehm und Sand verſteckte Ueberreſte aus der Vorzeit der Wiſſenſchaft das wertvollſte Material für die Kenntnis



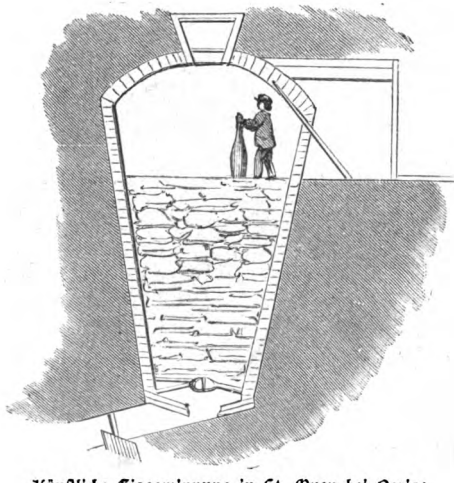
Künſtliche Eisgewinnung in St. Ouen bei Paris: Die Terraſſenanlage.

der früheſten Perioden des Menſchengeſchlechts geliefert haben.

Die meiſten und reichhaltigſten Höhlen finden ſich in Belgien und Frankreich; erſt in zweiter Linie kommen die in Deutſchland (Hohlefels-, Gailenreuther Höhle, Rabenſteiner Höhle, Baumannshöhle, zahlreiche in Rheinland-Weſtfalen, ſowie die Stationen von Taubach bei Weimar, Tiede und Weſteregeln in Braunſchweig), dann in der Schweiz (Thayingen, die Funde vom Schweizersbild), in England (Kirkdale-, Wookey-, Traum-, Kent-,

Viktoriahöhle) und Oeſterreich-Ungarn (Mammut-, Drachen-, Byciskala- und Liſzkovahöhle).

Die Tierknochen, die man in dieſen Höhlen findet, ſtammen größtenteils von jetzt ausgeſtorbenen oder aus unſerem Erdteil verſchwundenen Arten, wie Mammut, Rhinoceros, Höhlenlöwe und Höhlenbär, Hyäne, Auerochs, Rieſenhirſch, Renntier u. ſ. w. Daneben finden ſich auch

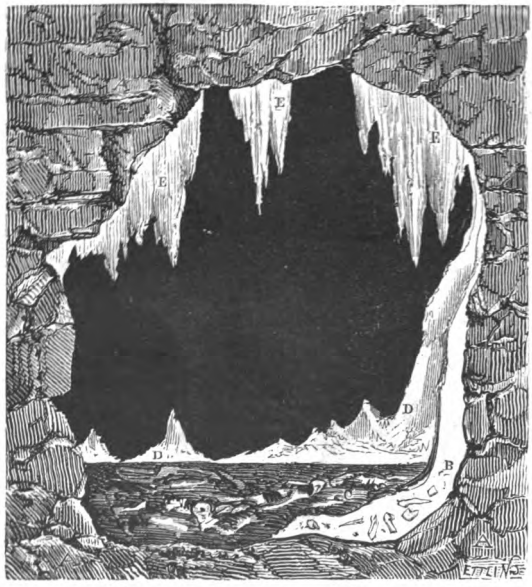


Künſtliche Eisgewinnung in St. Ouen bei Paris: Durchſchnitt durch den Eisſchacht.

ſolche von noch jetzt lebenden Tieren, zum Beiſpiel von Wölfen, Füchſen, Dachſen, Ziegen, Gemſen, Hirſchen, Haſen und Pferden.

Man unterſcheidet bei dieſen Höhlenfunden primäre und ſekundäre Lagerſtätten. Erſtere enthalten Ueberreſte von Tieren, die in den betreffenden Höhlen ihren Unterſchlupf hatten und dort von Menſchen oder anderen Tieren getötet wurden; außerdem Spuren menſchlicher Kultur, zerſchlagene Tierknochen, Kohlen, Aſche, primitive Geräte

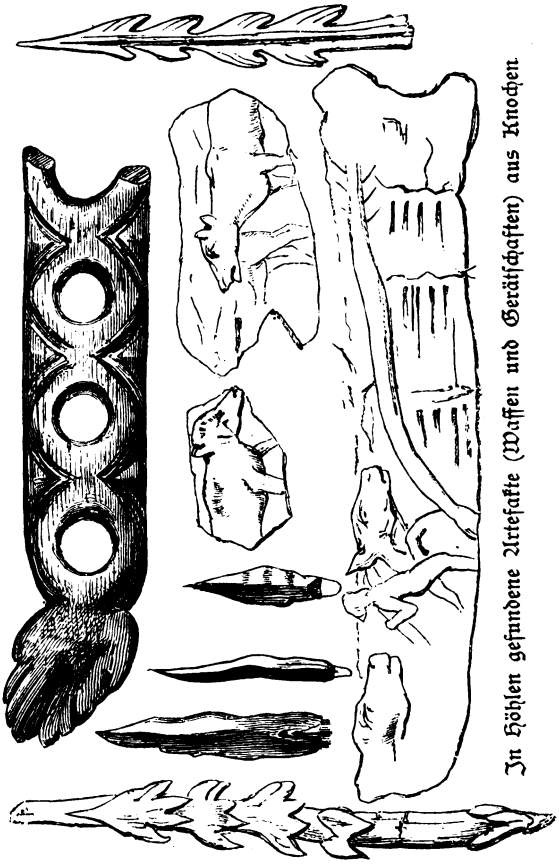
und ſelten auch menſchliche Gebeine. Bei den ſekundären Lagerſtätten ſind hingegen die Fundſtücke durch Waſſerfluten oder andere Naturereigniſſe an Ort und Stelle gekommen; die Knochen zeigen ſich dann faſt ſtets an den Kanten abgeſchliffen und liegen bunt durcheinander.



Durchſchnitt durch die Knochenhöhle von Kirkdale:
E Stalaktiten. D Stalagmiten. B Knochen.

Die älteſten Spuren des Menſchen auf Erden, nämlich Skeletteile, ſind gleichfalls in Höhlen aufgefunden worden, und nach ihnen haben einzelne Gelehrte einen beſonderen urzeitlichen Menſchentypus, den ſogenannten Höhlenmenſchen, konſtruieren wollen, wozu insbeſondere der 1856 in der Neanderthaler Höhle bei Düſſeldorf gefundene Schädel den Anlaß bot. Gegenwärtig nimmt man aber allgemein

an, daß der bereits mit dem Ende der Diluvialperiode in die Erscheinung getretene Mensch sich in keinem wesent-



In Höhlen gefundene Artefakte (Waffen und Gerätschaften) aus Knochen

lichen Punkte von dem jetzt lebenden unterschieden habe. Dagegen gilt trotz mancher dafür sprechenden Funde noch

als strittig, ob Mensch und Mammut in der That unmittelbare Zeitgenossen gewesen sind.

Am wertvollsten für die prähistorische Wissenschaft sind die in den Höhlen gefundenen Artefakte, das heißt Waffen und Gerätschaften aus Stein und Knochen, welche die alten Höhlenbewohner in ihren Behausungen hinterlassen haben. Aus Knochen kommen neben allerlei primitiven Waffen und Geräten insbesondere auch Schmucksachen vor. Man findet neben Beilen, Meißeln, Harpunen mit sorgfältig ausgearbeiteten Widerhaken aus Knochen auch Pfriemen, zierliche Nadeln mit und ohne Oehr aus dem gleichen Material; ferner Ringe und andere Zierstücke, die zum Teil mit eingeritzten Linien versehen sind, durchbohrte Tierzähne, die als Halsschmuck dienten, wie noch heute bei vielen Naturvölkern.

Manche besonders interessante Funde haben auch bereits die ersten Versuche bildlicher Darstellung aufzuweisen, so kommen in französischen und Schweizer Höhlen Geweihstücke, Knochen- und Steinplatten mit mehr oder weniger vollkommenen Zeichnungen von Elentieren, vom Mammut, Bär, Hirsch u. s. w. vor. Solchen Funden gegenüber ist jedoch sehr peinliche Vorsicht geboten, da viele davon nachweisliche Fälschungen sind. Welches Alter all diesen Höhlenfunden beizulegen sei, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen.

Die vorstehend in allgemeinen Umrissen angeführten Aufgaben und Ziele der modernen Höhlenforschung zeigen wohl zur Genüge, wie wichtig und fruchtbringend dieser neue Zweig der Wissenschaft für die Naturforschung und Erdkunde ist, und die bisherigen Ergebnisse desselben lassen für die Zukunft noch weitere bedeutungsvolle Aufschlüsse über die vorgeschichtlichen Zeiten erhoffen.

Angeworben.

Erzählung von **Lothar Brenkendorf.**

1. (Nachdruck verboten.)

Der alte Regulator über dem Sofa verkündete eben mit schnarrenden Schlägen die zwölfte Stunde, als Rudolf Hildebrandt aus bleischwerem Schlummer erwachte. Geblendet von der Fülle goldenen Sonnenscheins, der das ganze Gemach erfüllte, mußte er für einen Moment die brennenden Augen wieder schließen, und mit leisem Stöhnen drückte er die Handflächen gegen die heftig schmerzenden Schläfen. Er fühlte sich so elend und zerschlagen, daß er minutenlang gegen die Schwäche seines Körpers kämpfen mußte, ehe er sich unter dem Druck einer eisernen Notwendigkeit zu dem Entschluß aufgerafft hatte, das Bett zu verlassen. Wie in verbissenem Grimm preßte er die Lippen zusammen, als ihm sein hübsches jugendliches Gesicht bleich und wüst, mit dunkel umschatteten Augen und schlaffen Zügen aus dem Spiegel entgegenschaute.

„Widerwärtig!“ sagte er mit dem Ausdruck des Ekels vor sich hin. „Aber es ist nun auch das letzte Mal gewesen!“

Die Platte mit dem Frühstück stand auf dem Tische, doch der Kaffee war längst kalt geworden, und schon nach

dem ersten Bissen schob der junge Mann Tasse und Teller zurück. Für eine kleine Weile versank er in dumpfes, finsteres Brüten. Dann zog er ein Notizbuch aus der Tasche und begann mit unsicheren Fingern zu blättern. Die Seite, die er offenbar gesucht hatte, zeigte nichts als eine einzige, schief und flüchtig hingekritzelte Zahl — die Zahl 5400. Aber sie mußte für Rudolf Hildebrandt wohl eine eigene Bedeutung haben, denn er starrte lange unverwandt darauf hin, und seine Lippen bebten.

„Es hat also seine Richtigkeit, und ich habe nicht bloß geträumt. — Nun, wenigstens wird mir diese Nacht eine Lehre gewesen sein fürs ganze Leben."

Er stand auf, entnahm einer Schublade des altväterischen Schreibtisches unter mehrfachem Seufzen ein zusammengefaltetes Papier und machte sich zum Ausgehen fertig.

„Vorwärts denn!" ermutigte er sich selbst. „Natürlich giebt es wieder ein hochnotpeinliches Verhör; aber es wird sich schon darüber hinwegkommen lassen. Es ist ja das letzte Mal."

Er begab sich zunächst in das Comptoir eines unfern gelegenen Bankhauses und überreichte dem Kassierer mit einem abermaligen Seufzer das vordem so sorglich verwahrte Papier.

„Ich habe ein kleines Depot bei Ihnen, das ich gern abheben möchte."

Der Bankbeamte streifte den Schein mit einem flüchtigen Blick. „Das Ganze?" fragte er gleichgültig.

Rudolf zauderte einen Augenblick; dann sagte er: „Ja, geben Sie mir den ganzen Betrag."

Das Papier wanderte zu einem der Buchhalter hinüber, der es mit dem Konto verglich und dann, mit einer kurzen Notiz versehen, zurückgab.

„Siebentausendeinhundertfünfzehn Mark," meinte der Kassierer. „Ist das richtig?"

Rudolf Hildebrandt nickte. Sein schmerzender Kopf wäre heute nicht fähig gewesen, eine schwierige Zinsberechnung auszuführen, und er wußte ja auch, daß sich die Angestellten der Bank fast niemals irren. Zwei Minuten später hatte er seinen Namen unter das dargereichte Quittungsformular gesetzt und das Geld, das ihm der Kassierer in Banknoten und Münzen aufgezählt hatte, in die Tasche geschoben. Mit einem Gruße, der nicht eben fröhlich klang, verließ er das Bureau.

Sein anfänglich rascher Schritt wurde immer langsamer, je mehr er sich seinem eigentlichen Ziel näherte, und es war nicht die geringe körperliche Anstrengung, die ihn so beklommen atmen ließ, da er endlich in einem alten, nüchternen Hause des inmitten der Stadt gelegenen Geschäftsviertels die Treppe zum ersten Stockwerk emporstieg.

Friedrich Wullenweber & Compagnie war unten neben dem Eingang auf einem blanken Messingschild zu lesen, und die Glasthür, die Rudolf jetzt öffnete, führte in das Comptoir dieser Firma. Ein halbes Dutzend Commis oder Buchhalter, zumeist ältere Leute, saßen und standen da in schweigsamer Arbeit vor ihren Pulten. Bei Hildebrandts Eintritt erhoben sie alle die Köpfe, bedeutsame Blicke wurden zwischen ihnen gewechselt, und hie und da zeigte sich auf einem Gesicht wohl auch ein spöttisches Lächeln.

Rudolf gab sich den Anschein, nichts davon zu bemerken und wünschte mit erheuchelter Unbefangenheit Guten Morgen! Während er dann das einzige noch unbesetzte Pult aufschloß, wandte er sich leichthin gegen seinen Nachbar: „Ist Herr Wullenweber drinnen? Und hat er schon nach mir gefragt?“

„Jawohl, Herr Hildebrandt,“ lautete die mit großer Zuvorkommenheit gegebene Antwort. „Schon drei- oder

viermal. Und der Chef läßt bitten, daß Sie sich sogleich zu ihm hereinbemühen möchten."

Der junge Mann hatte es vermutlich nicht anders erwartet, und gerade das Bangen vor dem, was ihm jetzt bevorstand, war es, das ihm seit dem Erwachen so schwer auf der Seele lag. Aber er fühlte die neugierigen, höhnischen Blicke, die auf ihm ruhten, und nahm darum all seine Kraft zusammen, eine gelassene Sorglosigkeit zu erheucheln, von der er in Wahrheit sehr weit entfernt war.

„Nun, das wird am Ende nicht gar so eilig sein," entgegnete er obenhin. „Ist die Nachmittagspost schon erledigt? Und haben sich Wander & Söhne wegen der versäumten Lieferfrist endlich erklärt?"

Erst als er über diese und einige andere geschäftliche Angelegenheiten unterrichtet worden war, schien er sich des von seinem Chef kundgegebenen Wunsches wieder zu erinnern. Er steckte die Feder, die er wiederholt ins Tintenfaß getaucht hatte, ohne doch einen einzigen Strich zu thun, hinter das Ohr und ging, so sauer es ihm auch bei seinen bohrenden Kopfschmerzen werden mochte, mit lächelndem Antlitz und leichten Schritten zu der in das Privatkabinett des Prinzipals führenden Thür.

Ein kurzes „Herein!" antwortete auf sein Klopfen, und nun war das Gefürchtete da. Herr Wullenweber, ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit ergrauendem Haar und Bart, konnte gewiß zu Zeiten sehr gütig und wohlwollend aussehen, in diesem Augenblick aber war auf seinem ernsten Gesicht nichts als der Ausdruck einer unbeugsamen Festigkeit und Strenge.

„Guten Morgen, Rudolf," erwiderte er den merklich beklommenen Gruß des jungen Mannes, „oder guten Tag, wie es wohl richtiger heißen müßte. Sie sind soeben erst gekommen?"

„Nicht gerade eben erst, aber immerhin später, als es

hätte sein sollen. Ich werde wieder einmal von meinem leidigen Kopfweh geplagt, und es ist heute schlimmer denn je."

„Wir haben Sie gestern abend vergebens erwartet. Und es war Ihnen nicht einmal der Mühe wert, sich zu entschuldigen."

„Ich bitte deshalb nachträglich um Verzeihung, Herr Wullenweber, und ersuche Sie, meinen Fürsprecher bei Mathilde zu machen. Ich weiß selber kaum, wie es geschehen konnte. Aber ich hatte einen Kameraden aus meiner Freiwilligenzeit getroffen, den Assessor Neuhaus, einen sehr liebenswürdigen Menschen. Wir wollten nur ein Glas Bier miteinander trinken; doch er wußte mich durch allerlei Manöver immer wieder am Aufbruch zu hindern, und dann sah ich zu meinem Schrecken mit einemmal, daß es inzwischen zu spät geworden war."

„So? Und weil der Abend nun doch „angebrochen" war, machten Sie sich weiter kein Gewissen daraus, ihn bis zum Morgen auszudehnen und gleichzeitig Ihr mir verpfändetes Ehrenwort zu brechen."

Aus Rudolf Hildebrandts ohnedies so bleichem Gesicht schien plötzlich auch der letzte Blutstropfen gewichen.

„Dieser Vorwurf, Herr Wullenweber —" brachte er stotternd und mit bebender Stimme hervor. „Ich weiß nicht, wie Sie auf die Vermutung kommen können, daß ich —"

„Ich will Ihnen nicht verheimlichen, wie ich darauf gekommen bin. Da — lesen Sie selbst! Irgend einer der guten Freunde, in deren Wahl Sie ja, wie es scheint, sehr leichtherzig zu Werke gehen, hat sich veranlaßt gesehen, mir in der Morgenfrühe des heutigen Tages durch einen Dienstmann dieses Billet zu senden. Ich gebe sonst nichts auf anonyme Zuschriften, hier aber sprechen so viele Umstände für die Richtigkeit der Mitteilung, daß ich ein sehr

gewissenloser Oheim und Vormund sein müßte, wenn ich sie unbeachtet lassen wollte. Können Sie mir mit Handschlag und Manneswort versichern, daß es sich um eine erlogene Anschuldigung, um eine Verleumdung handelt — wohl, so wird es an mir sein, Sie wegen meines unberechtigten Mißtrauens um Entschuldigung zu bitten. Ich erwarte also Ihre Erklärung."

Rudolf hatte sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch niedersinken lassen und starrte nun minutenlang in das dargereichte Briefblatt, dessen Inhalt er doch mit einem einzigen Blick hätte in sich aufnehmen können. Es war ein schwerer Kampf zwischen seinem Ehrgefühl und der Furcht vor einer peinlichen Beschämung, den er zu bestehen hatte. Aber das Ehrgefühl behielt doch endlich den Sieg.

Ohne den Kopf zu erheben, sagte er mit tonloser Stimme: „Was in diesem Briefe steht, ist die Wahrheit."

„Sie haben also gespielt, obwohl Sie sich mir gegenüber mit Ihrem Wort verpflichtet hatten, es nie mehr zu thun. Wissen Sie auch, welchen Namen eine solche Handlungsweise verdient?"

„Ich weiß es, und Sie dürfen versichert sein, Herr Wullenweber, daß ich mir selber keinen von den Vorwürfen erspart habe, die Sie mir jetzt machen könnten. Aber es fing so harmlos an — mit ganz geringfügigen Einsätzen — und wenn ich nicht unglücklicherweise etwas mehr getrunken hätte, als ich ertragen kann — dieser Assessor muß es geradezu darauf abgesehen haben, mich zu verführen, er allein trägt die Schuld an allem."

„Nein, Rudolf, nicht jener Assessor, sondern einzig Ihre eigene Charakterschwäche dürfen Sie für diese neue schwere Verirrung verantwortlich machen. Natürlich haben Sie verloren — und eine große Summe, nicht wahr?"

„Ja, Herr Wullenweber, eine sehr große, für meine

Verhältnisse fast ungeheuerliche Summe: mehr als fünftausend Mark."

„Und Sie sind nun außer stande, diese Spielschuld zu bezahlen?"

Jetzt zum erstenmal wagte es der junge Mann, seinem Chef wieder ins Gesicht zu sehen. „Ich habe es wohl durch meinen Wortbruch verdient, daß Sie mir auch diese Ehrlosigkeit zutrauen. Aber Sie thun mir unrecht. Ehe ich hierher kam, habe ich das Geld bereits von der Bank geholt, um es sofort dem Assessor, der es mir abgenommen, zustellen zu können. So viel Besinnung hatte ich mir doch bewahrt, daß ich nicht mehr verspielt haben würde, als ich wirklich besaß."

„Nun, ich will Ihnen glauben, daß es sich so verhält, und will Ihnen auch die Offenheit, die Sie mir soeben gezeigt haben, gewissermaßen als Entschuldigung anrechnen. Hätten sich solche Milderungsgründe nicht gefunden, so wäre ich genötigt gewesen, Sie einfach zu entlassen und jegliche Beziehung zwischen Ihnen und meinem Hause zu lösen."

In Rudolf Hildebrandts bleiche Wangen stieg jäh eine heiße Röte.

„Herr Wullenweber —"

„Sie hören ja, daß ich von diesem Aeußersten vorläufig noch Abstand nehmen will. Andererseits aber dürfen Sie selbstverständlich nicht erwarten, daß nach einem solchen Vorkommnis zwischen uns alles beim alten bleibe. Meine Nichte sowohl wie ich selbst haben einstweilen das Vertrauen in Ihre Charakterfestigkeit verloren, und Ihre Sache muß es sein, es sich zurückzugewinnen."

„Ihre Nichte — sagen Sie? O, Herr Wullenweber, Sie haben also auch Mathilde diesen abscheulichen Brief gezeigt? Wahrhaftig, das war nicht wohlwollend gehandelt — das war nicht recht."

„Es war meine Pflicht. Die Verantwortlichkeit für Mathildens Glück gebot es mir. Sie wissen, daß ich nur nach langem Zögern Ihrer Werbung um die Hand meiner elternlosen Nichte insoweit Gehör geschenkt habe, daß ich Ihnen gestattete, mein Haus zu besuchen und mir dadurch Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft mit Ihrem Charakter zu geben. Ich schätze Sie als einen begabten und fleißigen Menschen, der es in seiner kaufmännischen Thätigkeit bei ernstem Willen zu etwas bringen wird, und ich habe von Ihrer Gemütsart eine durchaus günstige Meinung. Aber ich kenne auch Ihren Hang zu einem leichtfertigen Leben und den bedauerlichen Mangel an Selbstbeherrschung, den Sie schon wiederholt gewissen Lockungen gegenüber an den Tag gelegt haben. Namentlich Ihre Neigung zum Spiel —"

„Herr Wullenweber, ich —"

„Lassen Sie mich gefälligst ausreden! Namentlich Ihre Neigung zum Spiel war es, die mich ernstlich beunruhigte, und die mich beinahe veranlaßt hätte, Ihnen auf Ihren Antrag eine verneinende Antwort zu geben. Sie werden ja unsere damalige Unterredung noch nicht vergessen haben, Rudolf!"

„Nein, ich erinnere mich ihrer sehr wohl. Und ich weiß auch, ohne daß Sie es mir nochmals ins Gedächtnis zurückrufen, daß ich Ihnen an jenem Tage mein Wort verpfändete, nie mehr eine Karte anzurühren. Ich habe es gebrochen, aber ich war halb unzurechnungsfähig, als ich es that, und ich schwöre Ihnen —"

„Halt, schwören Sie nicht! Welchen Wert könnten solche neue Versicherungen in diesem Augenblick für mich haben! Ehe ich Ihnen mein Vertrauen wieder zuwenden kann, muß ich die sichersten Beweise dafür besitzen, daß Sie es auch verdienen, und dazu reichen bloße Worte nicht mehr hin. Ist Ihnen ernstlich daran gelegen, Mathildens Hand zu gewinnen, so werden Sie auch vor

der Probe nicht zurückschrecken, die wir von Ihnen verlangen."

Die ernste, fast feierliche Art seines Chefs beunruhigte Rudolf immer mehr.

„Eine Probe? Ich verstehe nicht recht, Herr Wullenweber —"

„Ich habe nicht die Absicht, Sie im Ungewissen zu lassen. In meinem Geschäft, so viel ist ganz sicher, dürfen Sie nicht einen Tag länger bleiben. Wir beide würden uns dabei in einem gleich unerquicklichen Zustand befinden."

Der junge Mann war im innersten Herzen erschrocken. „Sie wollen mich also dennoch entlassen? Und Sie sagten doch vorhin —"

„Ich entlasse Sie allerdings, doch nur, um Sie bei einer mir befreundeten Firma, bei Franz Hollmann in Waldenburg, der mich kürzlich um den Nachweis eines tüchtigen Buchhalters gebeten hat, unterzubringen. Er wird Sie auf meine Empfehlung hin engagieren, und wenn Sie sich dort ein Jahr lang sowohl in Ihrem Beruf wie namentlich auch in Ihrem Privatleben untadelig geführt haben, so soll es Ihnen gestattet sein, Ihre Werbung um meine Nichte zu wiederholen. Sie sehen, daß ich es Ihnen nicht allzu schwer mache, denn an dem kleinen Orte werden Sie vor den Versuchungen der Großstadt ohnedies fast ganz bewahrt bleiben."

Rudolf Hildebrandt war in raschem Wechsel rot und blaß geworden. Der Ausdruck tiefer Zerknirschung, den sie bisher gezeigt hatten, war mit einemmal aus seinen Mienen gewichen.

„Und ich soll glauben, daß dies Ihr Ernst ist, Herr Wullenweber? Sie wollen mich ohne weiteres in die Verbannung schicken, in ein elendes kleines Provinznest? Und vielleicht wollten Sie mir für die Dauer dieser Verbannung überhaupt jeglichen Verkehr mit Mathilde untersagen?"

„Selbstverständlich, wenigstens soweit es sich um einen direkten Briefwechsel handelt. Ihre Korrespondenz mit meiner Nichte wird sich auf gelegentliche kurze Nachrichten beschränken, und auch diese dulde ich nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie stets durch meine Hände gehen."

Mit einer ungestümen Bewegung fuhr Hildebrandt auf. „Sie vergessen, Herr Wullenweber, daß Sie gar nicht das Recht haben, solche despotische Verfügungen zu erlassen. Ich betrachte Mathilde als meine Braut, und —"

„Ihre Braut? Ich wüßte doch nicht, daß sie es wäre. Eine öffentliche Verlobung hat bis heute nicht stattgefunden, und sie ist deshalb nach keiner Richtung hin in ihren Entschließungen gebunden."

„Der Welt gegenüber vielleicht nicht. Vor mir aber und vor ihrem eigenen Herzen würde sie eine solche Härte nimmermehr verantworten können. Und sie denkt auch nicht daran. Sie allein sind es, der sie zu einem Treubruch zwingen will."

„Ich will den unangemessenen Ton dieses Vorwurfs Ihrer Erregung zu gute halten. Aber ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, sich zu mäßigen, denn auf solche Art könnten Sie leicht alles verderben. Ich machte Ihnen meinen wohlgemeinten Vorschlag im vollen Einverständnis mit Mathilde, und von irgend welchem Zwang, den ich auf sie geübt hätte, kann nicht die Rede sein. Ich stelle Ihnen frei, sie selbst zu befragen — natürlich unter der Voraussetzung, daß Sie sich alsdann ohne weiteres zufrieden geben und nicht etwa eine aufgeregte Scene herbeiführen."

Zwischen Rudolfs Brauen lag eine finstere, drohende Falte. „Um eine solche Unterredung mit dem Fräulein möchte ich allerdings gebeten haben," erwiderte er, sich ersichtlich nur noch mühsam beherrschend. „Erst wenn ich

es aus ihrem eigenen Munde gehört habe, werde ich daran glauben, daß sie diesen jämmerlichen Vorwand benutzen will, um sich von mir zu befreien."

„Ich denke, daß Sie meine Nichte jetzt oben antreffen werden," fiel ihm der andere kurz in die Rede. „Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde, um mit ihr zu sprechen. Dann aber werden Sie mir kurz und bündig erklären, ob Sie auf meinen Vorschlag eingehen oder nicht."

Er griff nach der Feder, um anscheinend gelassen den Brief zu vollenden, in dessen Abfassung er vorhin durch Rudolfs Eintritt unterbrochen worden war.

Der junge Buchhalter verließ wortlos das Zimmer, und auf seinem bleichen Gesicht war jetzt der düstere, feindselige Trotz eines im innersten Herzen verwundeten Menschen.

2.

Es hatte den Anschein, als sei Rudolf Hildebrandt droben im zweiten Stock, wo die Privatwohnung Wullenwebers lag, bereits erwartet worden; das Dienstmädchen öffnete ihm ohne vorherige Anmeldung das Empfangszimmer, darinnen er, wie er sich in diesem entscheidungsschweren Augenblick mit heiß aufsteigender Bitterkeit sagte, die glücklichsten Stunden seines Daseins zugebracht hatte. Doch es war nicht Mathilde, die er dort fand, sondern ihre Tante, Frau Wullenweber, eine kleine, schmächtige Dame, deren Gesicht immer aussah, als ob sie sich in beständiger Furcht vor irgend etwas Schrecklichem befinde.

Noch bevor er nach derjenigen hatte fragen können, die er hier allein suchte, hatte die gute Frau seine beiden Hände ergriffen, um ihn mit ängstlicher, zitternder Stimme zu beschwören: „Es ist gut, daß Sie kommen, Rudolf, aber ich bitte Sie von Herzen, machen Sie die Sache nicht durch Heftigkeit noch schlimmer, als sie es, Gott sei's

geklagt, jetzt schon ist. Mathilde ist Ihnen von Herzen gut, das dürfen Sie mir glauben; auch wenn sie Ihnen jetzt vielleicht etwas unfreundlich begegnen sollte. Und was die Probezeit betrifft, auf der sie mit solcher Entschiedenheit besteht —"

„Ah, sie besteht also wirklich darauf? Die hübsche Idee ist vielleicht sogar von ihr selber ausgegangen, und ich habe Herrn Wullenweber unrecht gethan, als ich ihn für den Erfinder ansah. Nun, wenn es sich so verhält, werden wir freilich rasch genug miteinander fertig werden. Darf ich Mathilde unter vier Augen sprechen?"

„Mein Mann hat mir eigentlich anbefohlen, Sie nicht mit ihr allein zu lassen; aber am Ende ist es in der That besser, wenn ihr Gelegenheit habt, euch unumwunden auszusprechen. Sie sind ja ein so vernünftiger Mensch, lieber Rudolf — und Sie werden mir keine Unannehmlichkeiten bereiten wollen, nicht wahr?"

„Nein, nein, machen Sie sich darum keine Sorge! Sie sehen ja, ich bin ruhig, vollkommen ruhig. Ihre Nichte hat von meiner Heftigkeit nicht das Geringste zu fürchten. Aber meine Zeit ist gemessen, denn Ihr Herr Gemahl hat mir in seiner Großmut nicht mehr als eine halbe Stunde für diese Auseinandersetzung bewilligt."

„Ich werde sie rufen. Und noch einmal: sie liebt Sie heute nicht weniger als früher — sie wird gewiß auf Sie warten, auch wenn sie sich heute durch kein Versprechen binden will und — aber, ja, ja, ich gehe schon, sie zu holen, da Sie es doch so eilig haben."

Ein paar Minuten lang blieb Rudolf allein. Mit stürmischen Schritten durchmaß er das trauliche Zimmer, und halblaute, abgerissene Worte leidenschaftlicher Erregung kamen über seine Lippen. Dann verstummte er jäh, denn er hatte das leichte Rauschen eines Frauenkleides gehört, und trotzig, mit über der Brust verschränkten Armen, erwartete

er den Eintritt Mathildens. Seine Liebe zu ihr war heiß und tief. Hätte er in diesem Augenblick nur die kleinste Spur einer weichen, zärtlichen Regung auf ihrem schönen Antlitz wahrgenommen, wer weiß, ob nicht all sein beleidigter Stolz urplötzlich zusammengebrochen wäre, ob er sie nicht als reuiger Sünder um Verzeihung gebeten hätte! Aber mochten Mathildens Blässe und ihre leicht geröteten Augen auch Beweise eines schweren Kampfes sein, den sie mit ihrem eigenen Herzen bestanden hatte — jetzt war dieser Kampf ohne Zweifel entschieden, und nicht zu Gunsten des Mannes, dessen Blicke voll unruhiger Erwartung in ihrem Gesicht zu lesen suchten.

In der Nähe der Thür, durch die sie gekommen, war sie stehen geblieben.

„Du wolltest mich sprechen, Rudolf! Ich wünschte, du hättest heute darauf verzichtet. Aber wenn du meinst, daß es besser ist — ich bin bereit, dir Rede zu stehen."

„Das ist in der That sehr freundlich. Es wäre dir also lieber gewesen, wenn ich mich ohne Widerspruch hätte fortschicken lassen, um nach Jahr und Tag bescheidentlich anzufragen, ob das gnädige Fräulein etwa geneigt sei, mich huldvoll wieder als Sklaven anzunehmen? Ohne Zaudern und ohne Abschied sollte ich mich davonmachen wie ein flüchtiger Verbrecher. Wahrhaftig, es wäre eine recht bequeme Art gewesen, mich loszuwerden."

„Wenn du nur gekommen bist, um in einem solchen Tone zu reden, Rudolf, so ist es besser —"

„Aber, mein Gott, welchen anderen Ton hast du denn eigentlich erwartet? Soll ich dir zu Füßen fallen und als Dank für die gnädige Strafe den Saum deines Kleides küssen? Habe ich nicht vielmehr das Recht, eine Erklärung von dir zu fordern?"

„Nein! Wenn dir nicht dein eigenes Ehrgefühl eine Erklärung für meine Handlungsweise giebt —"

„O, ich bitte dich dringend, Mathilde, nicht allzu lebhaft an mein Ehrgefühl zu appellieren. Das Ergebnis möchte ein anderes sein, als du es erwartest. Weil ich mich gestern in einer unglücklichen Stunde vergessen konnte, weil ich unter fremdem Einfluß einen Fehltritt gethan, den ich gewiß nicht beschönigen will — darum glaubt ihr nun, mit mir verfahren zu können wie mit einem Menschen, der sich allen Selbstgefühls und aller Selbstachtung vergeben hat. So tief aber bin ich denn doch noch nicht gesunken. Ich gestehe mein Unrecht ein, und ich verspreche, daß es sich nie mehr wiederholen soll. Keine Macht der Erde jedoch soll mich zwingen, die Demütigung noch weiter zu treiben."

„Du hast dasselbe Versprechen schon einmal gegeben und hast es gebrochen. Mein Oheim hat recht, jetzt eine bessere Bürgschaft zu fordern."

„Daß dein Oheim so denkt — gut, ich kann es verstehen, denn er sieht alles nur mit den Augen des nüchternen Geschäftsmannes an, und unsere Verbindung war wohl überdies niemals ganz nach seinem Sinn. Du aber, Mathilde, du darfst nicht so denken, du darfst mir eine solche Erniedrigung nicht ansinnen, oder alle deine angebliche Liebe für mich war nichts als Spiel und Lüge. Wenn ich nicht noch immer glaubte, daß man dich wider deinen Willen gezwungen hat, diesem abscheulichen Plan zuzustimmen —"

Aber sie fiel ihm mit einem Kopfschütteln in die Rede. „Du irrst, Rudolf! Niemand hat mich gezwungen. Ich selbst war es, die es so gewünscht hat. Und wenn du gerecht sein wolltest, würdest du gerade darin einen Beweis meiner Liebe sehen."

Er lachte bitter auf. „Vergieb, wenn es mir dafür an dem richtigen Verständnis fehlt. Wenn es dir so leicht wird, dich auf ein Jahr von mir zu trennen, nur

um einer grausamen Laune willen — warum dann nicht lieber gleich auf immer, für das ganze Leben?"

„Es wird mir nicht leicht, aber es würde mir doch noch schwerer fallen, jetzt Tag für Tag mit dir zusammen zu sein. Das Mißtrauen, über das ich nun einmal keine Gewalt habe, sitzt mir im Herzen. Jede neue Begegnung würde die Erinnerung an das Geschehene von neuem lebendig werden lassen. Müßten wir da nicht beide viel unglücklicher werden als uns eine kurze Trennung machen kann?"

„Eine kurze Trennung! — Auf ein ganzes Jahr! Und das war noch das Geringste, wenn ich deinen Oheim recht verstanden habe. Außerdem hast du natürlich den Wunsch, während dieses Jahres jeglicher Verpflichtung gegen mich ledig zu sein. Es könnte ja geschehen, daß inzwischen einer kommt, der dir besser gefällt, als der arme Buchhalter — nicht wahr?"

Um die Lippen des Mädchens zuckte es, wie wenn sie nur noch mit gewaltiger Anstrengung die Thränen zurückhielte. Aber die Kraft ihres Willens half ihr auch über diese Schwäche hinweg.

„Ich werde keinem anderen angehören," sagte sie nach kurzem Schweigen mit einer erzwungenen Ruhe, aus der ein feineres Ohr als des leidenschaftlich erregten jungen Mannes doch vielleicht den verzweifelten Weheschrei ihres zuckenden Herzens herausgehört haben würde. „Aber ich will allerdings während dieses Jahres frei sein, ganz frei, so wie ich auch dir deine volle Freiheit wiedergebe."

„Mathilde!" schrie er auf, und seine Augen sprühten. „Bedenke, was du sprichst, denn an dieser Stunde hängt unsere Zukunft. Wenn ich einmal gezwungen werden soll, dich freizugeben, so geschieht es nicht auf so und so viel Wochen oder Monate, sondern auf immer! Lässest du mich jetzt fortgehen, ohne mir die Hand zur Versöh-

nung zu reichen und ohne mir zu sagen, daß du wieder an mich glaubst — dann, so wahr ich lebe, dann siehst du mich niemals wieder."

Eine lange, tiefe Stille folgte seinen Worten. Regungslos stand Mathilde auf ihrem Platz neben der Thür, den Kopf tief gesenkt. Umsonst harrte Rudolf ihrer Erwiderung.

Da trat er dicht vor sie hin und fragte gepreßt: „Du antwortest nicht? Soll ich dein Schweigen etwa für ein — für ein Nein nehmen, Mathilde?"

Sie erhob den Kopf nicht, und tonlos, doch mit vollkommener Festigkeit kam es ihm von ihren Lippen zurück: „Ich kann nicht lügen, Rudolf! — Was du von mir verlangst, heute vermag ich es nicht zu thun."

Das hatte er nicht erwartet, darauf war er nicht gefaßt gewesen, und es traf ihn darum mit der Wucht eines furchtbaren Schlages. Sein Gesicht wurde leichenfahl, aber in seinen Augen war ein unheimliches Glühen. Zwei- oder dreimal fuhr er sich in einer halb mechanischen Bewegung mit der Hand über die Stirn, dann wandte er sich kurz um und machte ein paar Schritte gegen die Thür. Auf dem halben Wege blieb er stehen, und sein Blick umfaßte zum letztenmal die geliebte Gestalt.

„Mathilde" — stieß er mühsam hervor — „treibe es nicht zum Aeußersten! Du — du könntest es bereuen! Wenn ich jetzt gehe — ich wiederhole es — so kehre ich nie — nie hierher zurück. Laß es darum genug sein! Wir wollen dann denken, alles wäre nur ein häßlicher Traum gewesen —"

Die Stimme versagte ihm. Er lauschte auf ihre Erwiderung; aber er lauschte vergebens. Nichts als das Ticken der Uhr und der dumpfe Schlag seines eigenen Herzens unterbrach das entscheidungsschwere Schweigen. Da reckte er sich zu seiner ganzen stattlichen Größe empor,

seine Hände ballten sich, und seine Lippen preßten sich in wilder Energie zusammen. Er setzte seinen Weg fort und stieß mit heftiger Armbewegung die Thür auf, die in das Vorzimmer führte.

„So lebe denn wohl!" sagte er, schon auf der Schwelle stehend. „Es geschehe, wie du es gewollt hast. Jetzt bist du frei — aber auf immer. Ich werde deinen Weg nicht mehr kreuzen."

Er schritt hinaus, an der zitternden Frau Wullenweber vorbei, die durch sein Aussehen so heftig erschreckt wurde, daß sie gar nicht den Mut hatte, ihn anzureden, und nur auf dem ersten Treppenabsatz zögerte er einen Moment wie in der Erwartung, daß sich doch noch irgend ein Wunder ereignen müsse.

Aber das Wunder geschah nicht. Niemand rief ihn zurück.

3.

Durch einen Hausdiener, der ihm auf der unteren Stiege begegnet war, hatte sich Rudolf Hildebrandt seinen Hut und seinen Ueberrock aus dem Comptoir holen lassen, denn er wollte so wenig den Oheim Mathildens wiedersehen, als er Lust hatte, sich den neugierigen Blicken seiner bisherigen Kollegen auszusetzen. Sie alle hatten ihn wegen seiner vertrauten Beziehungen zu der Familie des Prinzipals beneidet und ohne Zweifel bereits herausgebracht, daß sich heute etwas wie eine Katastrophe ereignet habe. Keiner von ihnen würde sich unter solchen Umständen sonderlich bemüht haben, seine Schadenfreude zu verbergen, und diesen Triumph wenigstens wollte ihnen Rudolf nicht vergönnen.

Daß er von hier fort müsse, weit fort, stand als unumstößliche Gewißheit im Herzen des jungen Mannes fest. Er hatte Mathilde gelobt, daß sie ihn niemals wieder-

sehen, daß er ihren Weg nie mehr kreuzen werde, und er war unwiderruflich entschlossen, dieses Gelöbnis zu erfüllen. Dünkte es ihm doch auch ganz unmöglich, länger an einem Orte zu leben, wo er den bittersten Kummer, die schmerzlichste Enttäuschung seines Lebens erfahren. Und nicht nur die Stadt, nein, auch das Vaterland wollte er verlassen. Es war ihm, als würde er die Ruhe seines Herzens erst wiederfinden, wenn Länder und Meere zwischen ihm und dem Mädchen lagen, dessen Treubruch ihn jetzt so namenlos unglücklich machte.

Während er den Weg nach seiner Wohnung einschlug, reifte der von dem leidenschaftlichen Zorn des Augenblicks eingegebene Gedanke, nach Amerika auszuwandern, in ihm zum festen Entschluß, und er empfand eine gewisse Genugthuung, als er sich vorstellte, daß die Nachricht von seiner Abreise in die Neue Welt doch vielleicht ein nagendes Gefühl der Reue in Mathildens Herzen wachrufen würde. Dann riefe sie ihn vielleicht gern zurück; aber dann würde es zu spät sein — zu spät, und alle ihre Thränen würden dann nicht mehr ungeschehen machen können, was sie in liebloser Launenhaftigkeit selber über sich heraufbeschworen hatte.

Ohne auch nur eine Viertelstunde mit müßigem Zaudern zu verlieren, traf er seine Vorbereitungen für die Abreise. Sie nahmen nicht viel Zeit in Anspruch, denn er wollte sich nicht mit unnützem Gepäck belasten, und das unumgänglich Notwendige ließ sich sehr wohl in einem einzigen Koffer unterbringen. Innerhalb eines Zeitraums von kaum vierundzwanzig Stunden hatte er alles geordnet, auch die Rechnung mit seiner Wirtin beglichen, die den liebenswürdigen jungen Mieter mit aufrichtigem Bedauern scheiden sah.

Bis zu diesem Augenblick hatte er insgeheim wohl noch immer gehofft, eine Nachricht von Mathilde oder von ihrem Oheim zu erhalten, einen sehnsüchtigen Ruf,

der es ihm möglich gemacht hätte, seinen Entschluß zu ändern, ohne daß er sich selber darum der Charakterschwäche hätte anklagen müssen. Aber es war nichts gekommen, und er konnte diesem Schweigen keine andere Deutung geben, als die, daß man im Wullenweberschen Hause den vollständigen und unheilbaren Bruch als die beste Lösung betrachte. So riß er denn diese unselige Liebe mit Stumpf und Stiel aus seinem Herzen, oder er redete sich doch wenigstens ein, es zu thun, und nahm sich vor, alle seine Gedanken nur noch auf die unbekannte Zukunft zu richten.

Einen Umstand gab es, der ihm einige Sorge machte. Er hatte sich in der kurzen Zeit keinen Paß verschaffen können, und wenn auch seine übrigen Papiere in bester Ordnung waren, so fürchtete er doch, daß ihm daraus bei der Abreise ernste Schwierigkeiten erwachsen könnten. Er hatte als Einjährig-Freiwilliger seiner Militärpflicht genügt und durfte als Unteroffizier der Reserve ohne Erlaubnis der vorgesetzten Behörde Deutschland überhaupt nicht verlassen. Wenn man etwa auf dem Schiffe einen solchen Ausweis von ihm verlangte — und er erinnerte sich, von strengen polizeilichen Revisionen der Auswandererdampfer gelesen zu haben — so konnte die Ausführung seines Planes noch im letzten Augenblick vereitelt werden, und er hatte vielleicht sogar ernste Unannehmlichkeiten zu gewärtigen.

Bis zum Moment der Abreise hatte er diesem Umstand nicht viel Gewicht beigelegt, nun aber, während der stundenlangen Eisenbahnfahrt nach Hamburg, fiel ihm der Gedanke an das fehlende Legitimationspapier immer schwerer auf die Seele, und er dachte unablässig über ein geeignetes Mittel nach, durch das er sich im schlimmsten Fall aus der Verlegenheit ziehen könne. Es war schon Abend geworden, als der Zug am Klosterthorbahnhof in

Hamburg hielt. Einer seiner Bekannten hatte Rudolf an diesem Morgen den Namen eines empfehlenswerten Gasthofs genannt, in dessen unmittelbarer Nähe sich das Bureau der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Gesellschaft befinden sollte, und dahin ließ er sich denn auch jetzt fahren. Der Oberkellner, der ihm das Fremdenbuch zur Einzeichnung vorlegte, teilte ihm auf seine Anfrage mit, daß der nächste große New Yorker Dampfer übermorgen früh abgehe und daß er sich jedenfalls beeilen müsse, wenn er noch auf diesem Schiffe einen Kajütenplatz belegen wolle.

Rudolf gönnte sich auf diese Auskunft hin nicht einmal die Zeit zu einem kleinen Imbiß, sondern begab sich unverzüglich in das Bureau der Gesellschaft. Trotz seiner Eilfertigkeit aber kam er zu spät. Man teilte ihm mit, daß die Geschäftsstunden vorüber seien, und daß ihm heute weder ein Passagebillet ausgefertigt, noch auch eine Auskunft erteilt werden könne. Verdrießlich über diese erste Enttäuschung, mit der seine große Reise begann, und noch immer von der Sorge um den fehlenden Paß bedrückt, trat der Abgewiesene in das erste beste Wirtshaus ein, um sich ein bescheidenes Abendessen vorsetzen zu lassen.

Anfangs war er viel zu sehr mit seinen eigenen unerfreulichen Gedanken beschäftigt, als daß er seiner Umgebung eine besondere Aufmerksamkeit hätte zuwenden sollen; dann aber wurde die Unterhaltung an einem der Nebentische so laut, daß er halb gegen seinen Willen anfing, ihr eine gewisse Beachtung zu schenken.

Ein gut gekleideter Mann von straffer, soldatischer Haltung war es, der fast ausschließlich das Wort führte. Zwei wohlgenährte, gutmütig und vielleicht auch etwas einfältig dreinschauende Hamburger Bürger machten seine Zuhörer, die aufmerksamsten und geduldigsten, die er sich nur wünschen konnte. Wenn sie den Erzähler unterbrachen, geschah es nur, weil sie ein Bedürfnis fühlten,

ihm ihr Erstaunen oder ihre Bewunderung kundzugeben, und zuerst war es gerade die drollige und naturwüchsige Art ihrer gelegentlich eingestreuten Bemerkungen gewesen, die Rudolf Hildebrandt von seinen trübseligen Grübeleien abgelenkt hatte. Allgemach aber kam er auf solche Art doch auch dazu, auf die beredten Schilderungen des Mannes mit dem martialischen Schnurrbart zu horchen, und er mußte ihm in der Stille seines Herzens bald das Zugeständnis machen, daß er nicht übel zu erzählen wisse. Er mußte weit in der Welt herumgekommen sein, denn in seinen Geschichten war von Gegenden und Völkerstämmen die Rede, die gewöhnliche Sterbliche nur aus Reisebeschreibungen kennen.

„Etwas Mut und eine feste Gesundheit mögen ja erforderlich sein für einen, der sich mit diesen gelben Teufeln herumschlagen will," schloß er mit erhobener Stimme den Bericht über eine besonders gefahrvolle Feldzugsepisode auf Sumatra, „das aber sage ich Ihnen, meine Herren: Wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich ihn erst etwas Tüchtiges lernen lassen, und dann müßte er in das niederländische Kolonialheer! Das ist das richtige Feld für einen, der ein bißchen Grütze im Kopf und außerdem das Herz auf dem rechten Fleck hat. Im Handumdrehen ist er Offizier, und wenn er das Kriegsleben satt hat, so heiratet er eine reiche Kaufmannstochter, die da drüben hundertweise zu haben sind. Dutzende habe ich gekannt, die als ganz arme Schlucker aus Amsterdam abfuhren und ihre paar Millionen hatten, noch ehe die ersten zehn Jährchen verstrichen waren. Hätte ich selber nicht hier in Deutschland ein Mädel gehabt, das auf mich wartete, und wäre ich nicht ein so dummer Kerl gewesen — wer weiß, meine Herren, ob ich es nicht heute mit jedem Hamburger Senator aufnehmen könnte. An guten Gelegenheiten hat mir's wahrhaftig nicht gefehlt."

Die beiden Zuhörer erhoben ihre wässerigen Aeuglein mit verdoppelter Ehrfurcht zu dem Helden, der nach ihrer Meinung ein bedauernswertes Opfer seiner Treue geworden war. Dem stummen Lauscher am Nebentische aber ging das, was der Mann von dem Dienst in dem niederländischen Kolonialheere gesagt hatte, unablässig im Kopf herum, und wenn er auch ein paarmal versuchte, sich's aus dem Sinn zu schlagen und nicht weiter auf das Geschwätz zu achten, er konnte damit doch die Stimme in seinem Innern nicht zum Schweigen bringen, die ihm immer wieder verführerisch zuraunte: „Das wäre etwas für dich! Bist du nicht ein tüchtiger Soldat gewesen? Warum solltest du da nicht ebensogut oder noch schneller in Indien dein Glück machen können, als hinter einem Schreibpult oder einem Ladentisch?"

Es gelang ihm trotz allen Bemühens nicht mehr, den abenteuerlichen Gedanken abzuschütteln, und als sich mit dem Glockenschlag der zehnten Stunde die beiden Bürgersleute erhoben, um als solide Familienväter an den heimischen Herd zurückzukehren, wandte er sich kurz entschlossen an den allein gebliebenen Helden mit der höflichen Einladung, sich noch auf ein Viertelstündchen an seinen Tisch zu setzen.

„Ich habe mit vielem Vergnügen den interessanten Schilderungen Ihrer Erlebnisse zugehört," sagte er, nachdem er eine Flasche Wein für sich und den neuen Bekannten bestellt hatte. „Sie haben also, wenn ich recht verstand, in den holländischen Kolonien gedient?"

„Gewiß habe ich das. Und ich bin stolz darauf, mein Herr! Es war die schönste Zeit meines Lebens."

„Wahrhaftig? Aber das, was Sie da von der schnellen Carriere eines Kolonialsoldaten sagten, war doch wohl nicht ganz wörtlich zu nehmen. Jemanden, der es — um nur ein Beispiel zu wählen — in der deutschen Armee

etwa bis zum Unteroffizier gebracht hätte, würde man auch da drüben schwerlich zum Lieutenant machen."

„Warum denn nicht? Gerade die ehemaligen deutschen Soldaten werden ganz besonders bevorzugt. Und wenn Ihr Unteroffizier nicht ein dummer, ungebildeter Kerl ist, braucht er sich nur ein paarmal auszuzeichnen, um zu avancieren. An guten Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, aber fehlt es drüben nie. Es giebt fortwährend Aufstände unter den Eingeborenen, und wenn die gelben Halunken an der einen Stelle zur Raison gebracht sind, fangen sie an der anderen wieder an. Man sollte hier bei uns nur wissen, was da zu holen ist, es gäbe eine wahre Völkerwanderung nach den holländischen Werbebureaus."

Wieviel Uebertreibung diese lockende Schilderung auch immer enthalten mochte, etwas Wahres mußte nach Rudolfs Meinung doch daran sein. Freundschaftlich ließ er sein Glas mit dem des Unbekannten zusammenklingen und fing dann an, sich nach den Besonderheiten des Dienstes, nach den Formalitäten der Einstellung und nach hundert anderen Dingen so angelegentlich zu erkundigen, daß der ehemalige Kolonialsoldat von sehr schwerfälligem Begriffsvermögen hätte sein müssen, wenn er die Absicht nicht erraten hätte, die sich hinter all diesen Fragen verbarg. Und wenn er schon vorher in rosigen Farben gemalt hatte, so nahm er jetzt noch leuchtendere. Mit jedem neuen Glas Wein wurde seine Beschreibung wärmer und enthusiastischer, und mit jedem neuen Glas Wein brannten auch Rudolf Hildebrandts Wangen in höherem Rot, glühten jugendlicher Thatendrang und feurige Unternehmungslust heißer in seinen Augen.

Mitternacht war nicht mehr fern, als er sich mit kräftigem Händedruck von dem Zechgenossen verabschiedete, dessen Namen er noch nicht einmal kannte, und als er

dann auf dem Wege nach dem Gasthofe wieder an dem Bureau der Dampfschiffahrtsgesellschaft vorüberging, sagte er vor sich hin: „Vielleicht war es eine Fügung des Schicksals, daß ich hier zu spät kommen mußte.“

4.

Zwei Tage später entstieg Rudolf Hildebrandt in der kleinen holländischen Stadt Harderwyk dem Schnellzuge, der aus der Richtung über Zwolle gekommen war und gegen elf Uhr vormittags hier einen kurzen Aufenthalt hatte. Sein gelber Reisekoffer wurde aus dem Gepäckwagen geschoben; er selbst aber blieb bis zu dem Augenblick, da das Abfahrtszeichen ertönte, und der Zug sich langsam wieder in Bewegung setzte, mit so unschlüssiger Miene auf dem Bahnsteig stehen, als sei er keineswegs mit sich im reinen, ob er hier bleiben oder seine Reise fortsetzen solle. In Gedanken verloren schaute er dem davonrollenden Zuge nach, bis er hinter einer Biegung verschwunden und bis auch das letzte weiße Rauchwölkchen in der stillen Luft zerflattert war. Dann seufzte er tief auf, strich sich mit der Hand über die Stirn und wandte sich langsam dem Ausgang des Bahnhofs zu.

Seinen Koffer ließ er einstweilen zurück, um ohne jede Bürde den Weg nach der Stadt einzuschlagen. Ein paarmal schien er willens, die Leute, die ihm begegneten, nach etwas zu fragen, im letzten Augenblick aber mochte ihm dann doch immer wieder der Mut dazu fehlen, und er ging schon eine Weile völlig ziellos zwischen den niedrigen, sauberen Häusern dahin, als die Erscheinung eines gemächlich daherschlendernden Soldaten in blauer Uniform seine Aufmerksamkeit erregte. Der Mann hielt eine Cigarre zwischen den Lippen, hatte ein rosiges, gutmütiges Gesicht und schaute so vergnügt in die Welt hinein, daß

es auch über Rudolfs ernstes Antlitz mit einemmal wie ein schwacher Abglanz seiner guten Laune flog.

Rasch entschlossen ging er auf den jungen Krieger zu und fragte, ob er ihm den Weg nach dem Werbebureau weisen könne. Im Grunde erwartete er dabei allerdings nichts anderes, als daß der Mann kein Wort verstehen und achselzuckend weitergehen würde. Aber er hatte sich getäuscht, und es fuhr ihm ganz eigen durchs Herz, als der Soldat mit freundlichem Lächeln in fließendem Deutsch Antwort gab: „Den Weg kann ich Ihnen schon zeigen, Landsmann, und wenn Sie gekommen sind, um sich selber anwerben zu lassen, so haben Sie gerade den richtigen Zeitpunkt getroffen. Sie wollen doch wohl bei uns eintreten, wie?"

Rudolf zögerte einen Augenblick, dann sagte er mit fester Stimme: „Ja!"

„Das ist recht. Ich bin nun auch schon seit vier Jahren dabei und habe es eigentlich noch nicht bereut. Wenn man nur ein bißchen Glück hat, kommt man ganz gut fort. Sie sind doch Soldat gewesen?"

„Ja."

„Und können sich durch Ihre Militärpapiere ausweisen?"

„Ja, bis auf den Paß, den ich nicht besitze, ist alles in bester Ordnung."

Der Dunkelblaue lachte wieder. „Na, mit den Pässen nehmen sie's hier nicht so genau. Es müßten sonst wohl die meisten zurückgewiesen werden. Und gerade jetzt werden sie erst recht ein Auge zudrücken. Es hat nämlich da unten in Indien wieder einmal einen großen Aufstand gegeben, und die Kolonialtruppe wird vermehrt. Uns Deutsche aber nimmt man besonders gern, angeblich, weil wir das Holländische am leichtesten lernen, in Wahrheit aber, weil wir doch nun mal die besten Soldaten sind.

Franzosen und Italiener werden seit einiger Zeit rundweg abgewiesen, sogar jetzt, wo man das Kanonenfutter so gut brauchen kann. Uebrigens — da wir nun doch wahrscheinlich bald Kameraden sein werden: ich heiße Laube und bin aus der Altmark. Darf man auch Ihren Namen erfahren, Landsmann, und aus welcher Gegend Sie stammen?"

Rudolf gab ihm bereitwillig Auskunft, und der freundliche Zufall, der ihm gerade diesen gefälligen Deutschen zuerst in den Weg geführt hatte, dünkte ihn abermals eine günstige Vorbedeutung für das Gelingen seines im Grunde so abenteuerlichen Unternehmens. Das ermutigende Geplauder des mitteilsamen Begleiters ließ die beklommene Stimmung, in der er vorhin den Schnellzug verlassen hatte, fast ganz verschwinden, und als er eine Viertelstunde später in dem Werbebureau stand, gab er mit fester Stimme die Erklärung ab, in die Kolonialarmee eintreten zu wollen.

Er wurde kurz nach Namen und Herkunft gefragt, seine Papiere wurden durchgesehen, und er mußte sich eine ärztliche Untersuchung gefallen lassen; dann legte man ihm einen Schein zur Unterschrift vor, und noch ehe er den letzten Federzug gethan, zählte ihm bereits einer der anwesenden Beamten sechs Hundertguldenscheine als Handgeld auf den Tisch. Die ganze Angelegenheit erledigte sich mit einer Schnelligkeit und Kürze, wie wenn die holländischen Herren ein lebhaftes Interesse daran hätten, dem Anzuwerbenden möglichst wenig Zeit zum Nachdenken und Besinnen zu lassen.

Es waren noch nicht zwanzig Minuten seit seinem Eintritt vergangen, und schon hatte sich Rudolf Hildebrandt als unwiderruflich verpflichteten Soldaten des niederländischen Kolonialheeres zu betrachten. Ein schweigsamer Korporal geleitete ihn nach der Kaserne, wo seine Ein-

kleidung erfolgen sollte, und der freundliche Laube schloß sich ihnen an.

Mit den Empfindungen eines Menschen, der sich nicht völlig klar darüber ist, ob er wacht oder träumt, musterte Rudolf in dem kleinen Handspiegel eines Stubenkameraden seine von der bequemen, dunkelblauen Uniform umhüllte Gestalt, die ihn fast wie die Gestalt eines Fremden anmutete, und aufs neue wollten ihn allerlei bange Gedanken beschleichen. Aber man ließ ihm nicht Zeit, ihnen lange nachzuhängen. Der liebenswürdige Laube stellte sich alsbald wieder ein und forderte ihn auf, mit in die Kantine herunterzukommen, wo nach altem Brauch jeder Neuangeworbene seinen Eintritt würdig zu feiern habe. In dem Wunsche, an dieser Feier beteiligt zu werden, war denn auch vermutlich die Erklärung für die beinahe rührende Anhänglichkeit des Mannes zu suchen, der sich seit dem Augenblick, wo Rudolf die Uniform angelegt hatte, ohne weiteres des brüderlichen Du bediente.

„Es sind noch zwei andere Neue da," meinte er, „der eine ein Landsmann aus dem Westfälischen, der andere ein Schweizer, die wegen ihrer Willigkeit hier ebenfalls sehr gern gesehen werden. Da kann es einen lustigen Tag geben, denn einen von den Zetteln muß jeder draufgehen lassen — das ist nun mal hier so Sitte."

„Wenn das eine feststehende Sitte ist, werde auch ich mich ihr nicht entziehen," erwiderte Rudolf, für den in der Aussicht auf den „lustigen Tag" sehr wenig Verlockendes lag. „Aber ich würde, falls es gestattet ist, gern zuvor einen kleinen Spaziergang mit Ihnen machen, um mir die Stadt ein wenig anzusehen. Ich muß gestehen, es ist mir von den Ereignissen dieser letzten Stunden etwas wirr im Kopfe."

Der andere ließ wieder sein gutmütiges Lachen vernehmen. „Solche Gelüste mußt du dir vorläufig aller-

dings aus dem Sinn schlagen, mein Lieber! Aus der Kaserne kommst du schwerlich eher heraus, als bis der Transport nach Indien abgeht. Die meisten Angeworbenen würden ohne langes Besinnen mit ihrem hübschen Handgeld auf und davon gehen, wenn man ihnen solche Promenaden erlauben wollte."

Peinlich berührt zog Rudolf die Brauen zusammen. „Meint man das im Ernst? Giebt es unter den Leuten, die bei Ihnen eintreten, so ehrlose Gesellen?"

„Was für eine Frage! Die besten Brüder sind es doch selbstverständlich nicht, die sich hier zusammenfinden. Da ist kaum einer, der nicht zu Hause irgend was auf dem Kerbholz hätte. Und du wirst es ja am Ende auch recht gut wissen, was dich auf den Einfall gebracht hat, bei uns Dienste zu nehmen."

Rudolf richtete sich hoch auf und maß den neuen Kameraden mit strengem Blick. „Ich will diese Anspielung nicht gehört haben; denn ich müßte Ihnen sonst eine Antwort geben, die Ihnen wahrscheinlich wenig gefiele. Aber ich wünschte wahrhaftig, daß Sie mir die überraschende Enthüllung schon auf unserem Wege nach dem Werbedepot gemacht hätten."

Der gute Laube war vielleicht ein wenig erstaunt, aber als rechter Sohn der Mark ließ er sich nicht so leicht verblüffen. Ohne daß das Lächeln von seinem rosigen Antlitz verschwunden wäre, klopfte er Rudolf auf die Schultern und sagte: „Nichts für ungut, Kamerad! Wenn du eine Ausnahme von der Regel machst, ist es ja nur um so besser für dich. Und schließlich brauchst du auch nicht zu glauben, daß du dich hier unter lauter Räubern und Mördern befindest. Was sie immer daheim ausgefressen haben mögen, in unserer strammen Zucht werden sie allesamt sehr bald wieder zu ordentlichen Menschen. Man hat hier so allerlei kleine Mittelchen, um rabiaten Burschen

die Mucken auszutreiben. Und nun komm in die Kantine. Bei einer Flasche Wein oder einer ordentlichen Bowle läßt sich über alle diese Sachen gemütlicher plaudern."

Rudolf befand sich jetzt noch weniger in der rechten Stimmung für ein Zechgelage denn zuvor, aber er sah ein, daß er sich hier von vornherein in eine schiefe Lage bringen würde, wenn er gegen die herrschenden Gebräuche verstieß. Von welcher Beschaffenheit auch immer seine neuen Kameraden sein mochten, er durfte ihnen gegenüber nicht gleich am ersten Tage den Zurückhaltenden und Hochmütigen spielen, und so fügte er sich denn schweigend in das Unvermeidliche.

Die feurigen Getränke, die sich der Kantinenwirt von den Neulingen allerdings teuer genug bezahlen ließ, und denen Rudolf von Anfang an ziemlich lebhaft zusprach, um gewisse fatale Regungen in seinem Herzen zu betäuben, verfehlten ihre Wirkung nicht. Er wurde nach und nach fast ebenso heiter wie die anderen, und da auch einige Korporale an dem Gelage teilnahmen, war von dem Dienst in der Kolonialarmee rings um ihn her nicht anders als in Ausdrücken der Begeisterung die Rede. Das brachte seine langen Befürchtungen allgemach wieder zum Schweigen, und als die unerbittliche Kasernenzucht die lustige Gesellschaft endlich zum Auseinandergehen nötigte, hatte Rudolf Hildebrandt den anderen nicht nur durch seine überlegene Bildung imponiert, sondern er hatte sich auch durch seine Liebenswürdigkeit allgemeine Zuneigung erworben.

Einer der älteren Soldaten, der schon auf Batavia gewesen war, drückte ihm beim Abschied kräftig die Hand und sagte halblaut, so daß die Vorgesetzten es nicht hören konnten: „Schade um dich, Kamerad! Hättest wohl auch was Besseres thun können, als hierher zu kommen. Nun, hoffentlich schicken sie dich wenigstens nicht gleich in den sicheren Tod."

In seiner Weinlaune achtete Rudolf dieser Worte nicht weiter; aber sie klangen ihm seltsam im Ohre wieder, als er am nächsten Morgen erwachte. Er hatte von der Heimat geträumt und von Mathilde. Mit ihrem hellen Lachen, das er so über alles liebte, war sie ihm entgegengeflogen, und er hatte die Arme ausgebreitet, sie an seine Brust zu ziehen. In dem Augenblick aber, da er ihr holdes Gesicht ganz nahe vor dem seinigen sah, hatte sich etwas Dunkles, Gespenstisches zwischen sie und ihn geschoben, und er war in jähem Erschrecken aus dem Schlummer emporgefahren. Wirr flogen seine Augen in dem kahlen, nüchternen Kasernenzimmer umher, auf dessen einfachen Lagerstätten die übrigen Soldaten noch im festen Schlafe lagen. Er brauchte Sekunden, um zu begreifen, daß dies nicht ein neuer Traum, sondern volle, unabänderliche Wirklichkeit sei. Erst als sein Blick auf die blauen Uniformstücke neben dem Bette fiel, kehrte ihm die Erinnerung an die Vorgänge des verflossenen Tages zurück, und nun drückte er das Gesicht in das Kopfpolster, während es seinen Körper wie im Fieber schüttelte. Von all den lustigen Eindrücken des gestrigen Zechgelages, von den Scherzen und Anekdoten seiner deutschen Kameraden, über die er gleich den anderen so herzlich gelacht hatte, war ihm nichts im Gedächtnis geblieben. Nur die Worte des von Batavia heimgekehrten Soldaten, diese mitleidigen, rätselhaften Worte: „Hoffentlich schicken sie dich nicht gleich in den sicheren Tod!“ mußte er sich in der Stille seines Herzens immer und immer wiederholen.

War dies denn das Gewöhnliche, daß der Mann es für eine so naheliegende Möglichkeit hielt? Und hatte er nur darum auf alles andere verzichtet, um sich für die Interessen eines fremden Volkes ruhmlos opfern zu lassen? Nein, wenn ihm jetzt noch der Rückweg offen gestanden hätte, er wäre nicht eine Stunde länger geblieben.

In diesem Augenblick riefen die tiefgestimmten Hörner auf dem Kasernenhof zum Aufstehen. Ein Korporal steckte den Kopf zur halbgeöffneten Stubenthür herein, und ein kurzes, barsches Kommandowort schlug an sein Ohr. Er fühlte mit grausamer Gewißheit, daß es für ihn keinen Rückweg mehr in die Freiheit gab, und mit finsterem, bleichem Gesicht machte er sich gleich den anderen zum Dienst bereit.

5.

Drei Wochen später war die Ausbildung der für den nächsten Truppentransport nach Indien bestimmten Mannschaften beendet. Ueber die Behandlung, die ihm während dieser Rekrutenzeit zu teil geworden, hatte Rudolf Hildebrandt sich nicht eigentlich zu beklagen. Von den Rücksichten aber, die er daheim als Einjährig-Freiwilliger erfahren, hatte man ihm hier nicht eine einzige erwiesen, und von einem Avancement war vollends keine Rede. Er war gemeiner Soldat gleich all dem hergelaufenen Gesindel, für dessen Annahme lediglich die körperliche Brauchbarkeit maßgebend gewesen war, und wenn die Vorgesetzten sich ihm gegenüber etwas freundlicher gezeigt hatten, so durfte der junge Mann dies einzig auf Rechnung seiner tüchtigen militärischen Vorbildung setzen, die eigentlich jede nochmalige Schulung ganz überflüssig gemacht hätte.

Nun war den Mannschaften bekannt gegeben worden, daß sie nach Ablauf von zweimal vierundzwanzig Stunden ihre Reise antreten würden, und jeder, der irgendwo in der Welt Angehörige oder Freunde hatte, die sich für sein Schicksal interessierten, beeilte sich, ihnen einen letzten brieflichen Abschiedsgruß zu senden. Rudolf Hildebrandt hatte bis dahin kein Lebenszeichen in die Heimat gelangen lassen, und es war seine Absicht gewesen, sich auch weiter

in Schweigen zu hüllen. Eltern und Geschwister hatte er nicht mehr; die wenigen Freunde, die er sich schon während seines glücklichen Liebestraumes durch starke Vernachlässigung fast ganz entfremdet hatte, gedachten seiner wohl kaum noch, und es gab für ihn in der That keine Veranlassung, ein letztes Lebewohl nach Deutschland zu schicken, wenn er nicht etwa den Wunsch hegte, Mathilde von der seltsamen Gestaltung seines Schicksals in Kenntnis zu setzen. Diesem Wunsche aber konnte er, wenn auch nach langem Kämpfen und Zögern, in der That nicht widerstehen. Einem früheren Kollegen, von dem er genau wußte, daß er nicht zögern würde, die interessante Neuigkeit weiter zu verbreiten, teilte er in kurzen Worten mit, was aus ihm geworden sei und einer wie ungewissen Zukunft in dem fernen Weltteil er entgegengehe. Er trug ihm Grüße für alle die Freunde auf, von denen er in diesem Leben wohl keinen wiedersehen werde, und wenn er es auch vermied, Wullenwebers oder seiner Nichte Erwähnung zu thun, so hegte er doch nicht den geringsten Zweifel, daß sein ehemaliger Chef einer der ersten sein werde, dem der Empfänger von dem Inhalt des Briefes Kunde gab.

„Mag sie denn wissen, daß sie eine nochmalige Begegnung nicht zu fürchten und für die Ruhe ihres Herzens nichts mehr von mir zu fürchten hat," dachte er voll trotziger Bitterkeit, während er den Umschlag verschloß. Nach allem, was er inzwischen gehört hatte, glaubte er selber nicht mehr an die Möglichkeit einer Wiederkehr aus Indien, und es war nicht eine komödiantenhafte Redensart, sondern sein voller Ernst gewesen, wenn er das Schreiben mit dem Wunsche beendet hatte, man möge ihn daheim fortan unter die Verschollenen zählen. —

Am nächsten Tage wurde das für Batavia bestimmte Kommando mit der Eisenbahn von Harderwyk nach Amster-

dam befördert und hier, ohne daß es den Soldaten zuvor gestattet worden wäre, einen Fuß in die Stadt zu setzen, im Zwischendeck eines Indienfahrers eingeschifft. Bis der Dampfer die Anker lichtete, wurde es ihnen verboten, an Deck zu kommen, und erst als die ferne Küste bereits in Dunst und Nebel verschwamm, hörte man auf, sie wie Gefangene zu behandeln. Jetzt hatte man ja keine Desertion mehr zu befürchten und durfte den armen Burschen um so eher einen kurzen Freiheitsrausch vergönnen, als man ja recht wohl wußte, daß es für die meisten von ihnen der letzte in ihrem jungen Leben war.

Wer noch etwas von seinem Handgeld übrig behalten hatte, der ließ es während dieser Seereise daraufgehen, um im lärmend fröhlichen Kreise gleichgestimmter Kumpane wenigstens auf Stunden zu vergessen, was er daheim zurückgelassen und was drüben seiner wartete. Und da die Vorgesetzten, soweit es sich ohne eine zu starke Verletzung der militärischen Disziplin thun ließ, beide Augen zudrückten, ging es in der Messe des Zwischendecks oft wüst genug her. Die rohen und unlauteren Elemente, für die der niederländische Kolonialdienst die letzte Station eines verpfuschten Daseins bedeutete, machten sich jetzt, wo die straffe soldatische Zucht ein wenig gelockert war, aufs unangenehmste bemerklich, und Rudolf wurde oftmals zum unfreiwilligen Zeugen von Scenen, die ihn aufs äußerste anwiderten und abstießen. Weil die feinen Spürnasen seiner immer durstigen Kameraden sehr bald herausgebracht hatten, daß er über viel bedeutendere Geldmittel verfügte, als irgend einer von ihnen, wurden sie nicht müde, offen oder verblümt an seine Freigebigkeit zu appellieren, und wenn er sich nicht zu einem Gegenstand ihres Hasses machen wollte, mußte er den immer unverschämter auftretenden Anforderungen wohl oder übel entsprechen. Aber schon nach Ablauf der ersten Tage ge-

wann er es nicht mehr über sich, selber an den wüsten Trinkgelagen teilzunehmen, die von seinem Gelde veranstaltet wurden. Und als einige besonders widerwärtige Gesellen Miene machten, ihn wegen seines vermeintlichen Hochmuts zu verspotten, ließ er ihnen eine so energische Abfertigung zu teil werden, daß sie, aus Furcht ihn vollends zu erzürnen, für die Folge verstummten.

Aber er war inmitten des ausgelassenen Haufens nun so einsam und so ganz auf sich selbst gestellt, wie nie zuvor in seinem Leben. Und der Schmerz über sein verlorenes Glück, die Reue über seine unbedachte, fast wahnwitzige Handlungsweise nagten in dieser trostlosen Verlassenheit immer grausamer an seinem Herzen. Während ihn das Schiff mit jeder Umdrehung der Schraube weiter und weiter von jenen Stätten entfernte, die ihm jetzt, von dem verklärenden Zauber der Erinnerung umwoben, doppelt lieb und teuer geworden waren, lehnte er oft stundenlang unbeweglich an der Regeling des Dampfers und starrte traumverloren in die Unendlichkeit des Ozeans hinaus. Wie seine Reisegesellschaft nun einmal beschaffen war, konnte es ihm nur willkommen sein, daß niemand sich um ihn kümmerte, und doch hatte er eines teilnehmenden, tröstenden, ermutigenden Wortes niemals so sehr bedurft, als gerade jetzt.

Bis zur Einfahrt in den Kanal von Suez war eitel Jubel und Fröhlichkeit auf dem Indienfahrer gewesen. Nun aber begannen die lärmenden Aeußerungen einer schier unbändigen Lustigkeit allgemach zu verstummen. Die furchtbare, unerträgliche Gluthitze des Roten Meeres legte sich lähmend auf alles Lebendige am Bord des Schiffes. Den Mannschaften wurde der in diesen Regionen höchst gefährliche Genuß geistiger Getränke verboten, und man sah überall nur matte, apathische, leidende Gesichter. Auch ein paar ernste Krankheitsfälle kamen jetzt vor, und am

zweiten Mittag nach dem Passieren des Kanals verbreitete sich im Zwischendeck die Kunde, daß einer gestorben sei.

Es war der Schweizer, der sich zugleich mit Rudolf Hildebrandt hatte anwerben lassen, ein stiller, gutmütiger Bursche. Welcher Art sein Leiden eigentlich gewesen sei, wußte auch der Arzt nicht zu sagen. Gegen Abend schon fand die Bestattung des Toten nach seemännischem Brauche statt. Auf ein Brett gebunden und mit eisernen Gewichten beschwert, wurde seine irdische Hülle nach kurzer, schlichter Trauerzeremonie in das Meer versenkt, und während der ganzen Dauer der Reise war es auf dem Schiffe nicht so still hergegangen, als an diesem Abend. Namentlich Rudolf, dessen Gemütsstimmung ohnedies eine so gedrückte und niedergeschlagene war, fühlte sich durch das traurige Vorkommnis im innersten Herzen erschüttert, und obwohl er den Gestorbenen kaum gekannt hatte, war ihm so trüb und bang zu Sinn, als hätte er einen lieben Freund verloren.

Auf die eiserne Brüstung gestützt, stand er ganz allein auf dem Vorderdeck, als er sich zu seiner Ueberraschung plötzlich von einer tiefen, ernsten Männerstimme in deutscher Sprache angeredet hörte.

„Sie denken an den Glücklichen, der jetzt da unten auf dem Meeresgrunde ruht, und Sie beneiden ihn um das Los, das er gezogen hat — nicht wahr, Kamerad?"

Der Sprechende war für Rudolf ein völlig Fremder. Er war nicht in Harderwyk gewesen, sondern mit einem anderen Kommando an Bord gekommen. Da er sich seit dem ersten Tage der Reise von den übrigen abgesondert und niemals an einer der üblichen Schwelgereien teilgenommen hatte, war er nur wenig beachtet worden, und Rudolf Hildebrandt hatte bisher kein Wort mit ihm gewechselt. Als er jetzt auf die unerwartete Anrede hin erstaunt aufblickte, nahm er zum erstenmal wahr, daß der Mann ein auffallend fein geschnittenes, intelligentes

Gesicht hatte, und daß seine ganze Erscheinung sich trotz der gleichmachenden Uniform sehr vorteilhaft von den zumeist recht plumpen Gestalten der anderen unterschied. Zugleich sah er auch den finsteren Ernst in seinen Zügen, den seltsamen Blick seiner tiefliegenden dunklen Augen und das eigentümliche nervöse Zucken, das, während er sprach, um seine schwermütig herabgezogenen Mundwinkel spielte. Wäre er ihm an irgend einem anderen Orte begegnet, so hätte er diesen Fremden wahrscheinlich viel mehr unheimlich als sympathisch gefunden; jetzt aber, nachdem er seit einer Reihe von Tagen nichts als rohe und gemeine Reden vernommen, berührte die gewählte Ausdrucksweise eines offenbar gebildeten Mannes sein Ohr wie der Gruß eines lieben Freundes.

„Wie sollte ich den Aermsten beneiden, Kamerad?“ gab er zurück. „Glauben Sie denn, daß es sein Wunsch war, zu sterben? Hätte er all die Mühsal und Plackerei des harten Rekrutendienstes erst auf sich zu nehmen brauchen, wenn er nichts anderes wollte und erhoffte als dies?“

Der finstere Gefährte lehnte sich nun ebenfalls an die Regeling und verschränkte die Arme über der Brust.

„Was der arme Narr sich wünschte und worauf er hoffte, kann ich nicht wissen, denn ich habe ihn nicht gekannt. Das aber weiß ich, daß es das Schicksal mit ihm besser gemeint hat, als mit irgend einem von uns. Oder halten Sie es für einen Gewinn, daß wir noch einige Wochen oder Monate hindurch ein Hundedasein führen dürfen, um dann unter dem Messer eines Atchinesen zu verbluten oder — was viel wahrscheinlicher ist — am Fieber langsam zu vertrocknen?“

„Sie sehen unsere Zukunft zu düster, Kamerad! Es mag ja sein, daß dem einen oder dem anderen ein solches Schicksal beschieden ist, aber wir werden doch wohl nicht alle drüben auf Batavia bleiben.“

„Nein — nicht alle. Einer unter zehn pflegt in der That seine kontraktliche Dienstzeit zu überstehen. Der Himmel bewahre Sie und mich davor, daß wir zu diesen Glücklichen gehören."

Rudolf fragte nicht, wie dieser Fremde dazu komme, ihm den Tod zu wünschen. Es war etwas in diesen letzten Worten gewesen, das ihn erschauern machte. Die bange Beklommenheit, die seit dem Tode des Schweizers auf ihm lastete, schnürte ihm mit verstärkter Gewalt das Herz zusammen.

„Sie sind, wie es scheint, über die Verhältnisse, denen wir entgegengehen, sehr genau unterrichtet," sagte er nach einem kurzen Schweigen mit gepreßter Stimme. Und der andere neigte, ohne ihn anzusehen, bejahend das Haupt.

„Ganz genau. Ich habe mich darüber bei Leuten erkundigt, die es wissen müssen. Außerdem war es ja oft genug in unseren deutschen Zeitungen zu lesen."

„Was war darin zu lesen? Sie begreifen, Kamerad, daß dies eine Sache ist, die mich sehr interessiert."

„Gewiß, ich begreife es, und ich will Ihnen kein Geheimnis daraus machen. Der dritte Teil der aus Europa Angekommenen liegt schon nach den ersten Tagen oder Wochen im Lazarett, und die Widerstandsfähigeren halten es höchstens ein paar Monate aus, bevor sie dem unvermeidlichen Klimafieber ihren Tribut entrichten. Es heißt, daß die Kranken gut verpflegt werden, und ich will es glauben, denn sie haben der niederländischen Regierung ja ein hübsches Stück Geld gekostet. So geht also nur ein kleinerer Teil gleich beim ersten Anfall zu Grunde. Aber für die übrigen bedeutet die scheinbare Wiederherstellung nur eine Verlängerung der Qual. Denn selbst an den sogenannten günstigen Orten werden sie in kurzen Zwischenräumen immer aufs neue von der Krankheit befallen, und das Spiel wiederholt sich so lange, bis sie end-

lich durch eine tödliche Leberaffektion von ihren Leiden erlöst werden. Aber es können natürlich nicht alle an diesen „günstigen" Orten bleiben. Gerade uns Deutsche schickt man mit Vorliebe auf die Stationen im Innern oder an der sumpfigen Küste, wo ohne Ausnahme jeder Europäer erkrankt, wenn er nicht das zweifelhafte Glück hat, von einer aus sicherem Hinterhalt abgefeuerten Kugel getroffen zu werden. Finden Sie es nach alledem noch immer wunderbar, daß ich diesen Schweizer um seinen ruhigen Schlaf auf dem Meeresgrunde beneide?"

Ein Frösteln ging trotz der tropischen Hitze über Rudolfs Leib. „Das klingt freilich viel grausiger als alles, was man mir bisher erzählt hat. Aber — verzeihen Sie die Frage, Kamerad — wenn Sie schon aus den deutschen Zeitungen über diese Dinge unterrichtet waren, wie konnten Sie sich dann entschließen, in eine dem sicheren Tode geweihte Truppe einzutreten?"

Der andere antwortete nicht sogleich. Er starrte unverwandt vor sich hin und strich dann mit der feinen weißen Hand langsam über Stirne und Augen.

„Ich? Nun, ich hatte eben meine besonderen Gründe, und vielleicht werde ich Ihnen später einmal erzählen, welche. Sie aber, junger Freund, Sie hätten sich ein besseres Los erwählen können als dies."

Das waren fast dieselben Worte, die ihm jener aus Batavia heimgekehrte Soldat am Abend seiner Einstellung zugeraunt hatte, und jetzt begriff Rudolf ihren Sinn freilich gut genug. Mit der Gewalt der Verzweiflung packte ihn die Reue über sein wahnwitziges Beginnen.

„Ich muß von Sinnen gewesen sein, als ich es that," murmelte er. „Seit Wochen schon frage ich mich vergebens: warum?"

Die düster brennenden Augen des seltsamen Kameraden wandten sich ihm zu. „Irgend ein schweres Herze-

leid war es, das Sie dazu getrieben hat — nicht wahr? Ich habe Sie schon seit dem Tage beobachtet, an dem wir beide auf dieses Schiff kamen, um unsere letzte Reise zu machen, und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß Sie keiner der beiden Kategorien angehören, aus denen sich im großen und ganzen unsere ausgezeichnete Truppe zusammensetzt. Sie sind weder ein Verbrecher noch ein abenteuerlustiger Knabe. Nur eine unglückselige Stunde der Verzweiflung hat Ihnen den verhängnisvollen Entschluß eingegeben. Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, und wie die Dinge einmal liegen, kann ich Ihnen ja auch weder Rat noch Hilfe versprechen. Aber es giebt Menschen, die es schon als Trost und Erleichterung empfinden, sich anderen mitzuteilen, und wenn Sie zu diesen gehören, dürfen Sie sich meiner Teilnahme wie meiner Verschwiegenheit versichert halten."

So lange hatte Rudolf den freundlichen Zuspruch eines Menschen entbehrt, dessen Geistes- und Herzensbildung der seinigen angemessen war, und so schwer trug er an seinem Kummer, daß er jetzt in der That der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich zum erstenmal alles von der Seele zu reden, was ihn in seiner Einsamkeit so oft schon der Verzweiflung nahe gebracht hatte. Er erzählte diesem Manne, den er noch nicht einmal nach seinem Namen gefragt hatte, die ganze Geschichte seines jungen Lebens, darin es wohl an Thorheiten und Verirrungen nicht gefehlt hatte, dessen Sünden aber mit diesem trostlosen Abschluß doch vielleicht allzu hart bestraft wurden. Ernst und aufmerksam hörte ihm der andere zu, nur hie und da eine kurze Frage einwerfend, die für die Aufrichtigkeit seines Interesses sprach.

Als Rudolf geendet, legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie haben sich um einer nichtigen Ursache willen Ihr Dasein verdorben, mein Freund, und

ich verstehe es wohl, wie hart Sie unter dieser Erkenntnis leiden müssen. Aber Sie sind trotz alledem noch immer einer der Glücklicheren auf diesem Schiffe."

„Einer der Glücklicheren?" fragte Rudolf bitter. „Nun, wenn ich unsere Kameraden ansehe, will es mir wahrhaftig nicht so erscheinen."

„Weil sie übermütig und ausgelassen sind? Weil sie lärmen und sich berauschen? Ach, glauben Sie es mir, junger Mann: gerade die lautesten unter diesen Burschen sind oft die elendesten und bemitleidenswertesten. Wenn man, wie ich, die Wohlthat nächtlichen Schlummers nicht mehr kennt, kann man zwischen Mitternacht und Morgendämmerung da unten im Zwischendeck manche lehrreiche Beobachtung machen. Und ich wiederhole es Ihnen: die Thränen, die Sie Ihrem leichtfertig hingeopferten Glück nachweinen, sind die bittersten nicht. Erst wenn Sie die brennenden Thränen kennen würden, in denen sich zuweilen auch des verstocktesten Verbrechers Gewissen Luft zu machen sucht, erst dann dürften Sie sich in Wahrheit zu den elendesten unter den menschlichen Kreaturen zählen."

Die Stimme des Mannes hatte sich seltsam verändert, während er so sprach. Sein Gesicht war wieder von Rudolf abgewendet, und dieser glaubte wahrzunehmen, daß sein Körper wie von einem Fieberschauer geschüttelt wurde. Er wußte nicht, was er ihm antworten sollte, und es gab eine lange, peinliche Stille, bis der Unbekannte sich mit einemmal hastig zu ihm kehrte.

„Es ist spät, und ich will mein Lager aufsuchen. Vielleicht plaudern wir gelegentlich wieder ein Viertelstündchen. Gute Nacht, Kamerad!"

Rudolf streckte ihm seine Hand entgegen, doch der andere schien es nicht zu sehen. Mit langen Schritten ging er der Treppe zu, die in das Zwischendeck hinabführte; der Zurückgebliebene aber fühlte sich nach diesem sonder-

baren, jähen Abschluß ihres Gespräches beklommener und niedergeschlagener denn zuvor.

Wohl sah er während des weiteren Verlaufs der langen Reise den Mann noch oftmals wieder, und er hörte auch aus gelegentlichen Aeußerungen der Kameraden, daß er Simmer heiße und vor seiner Anwerbung Ingenieur im Rheinland gewesen sei; aber keiner von ihnen schien das Bedürfnis nach einer Fortsetzung der an jenem Abend angeknüpften Bekanntschaft zu fühlen. Ueber einige flüchtige, inhaltlose Worte, die gelegentlich im Vorbeigehen zwischen ihnen getauscht wurden, kamen sie nicht mehr hinaus, und zumeist schritten sie aneinander sogar mit stummem Gruße vorüber. Was sie trennte, war die instinktive Scheu zweier Menschen, die sich in einer unbewachten Stunde gegenseitig zu tiefe Einblicke in ihr Inneres gestattet haben.

6.

Sobald der Dampfer im Hafen von Batavia vor Anker gegangen war, begann die Ausschiffung der an Bord befindlichen Truppen. Schon vorher war den Leuten durch eine kurze, aber eindringliche Ansprache des befehligenden Offiziers klar gemacht worden, daß die Tage der milderen Disziplin nunmehr vorüber seien, daß die straffe militärische Zucht wieder an die Stelle der stillschweigend geduldeten Freiheiten trete, und daß jeder Verstoß gegen die Vorschrift oder Subordination fortan aufs strengste geahndet werden müsse. Es herrschte denn auch eine ziemlich gedrückte Stimmung unter den Ankömmlingen, und auf dem Marsch nach dem Stadtteil Weltevreden, wo sich die großen Kasernen befinden, gab es nur ernsthafte, trübselig dreinschauende Gesichter. Mit banger Erwartung sah jeder den kommenden Ereignissen entgegen, denn so weit waren doch inzwischen alle über die wahre Natur der

Dinge aufgeklärt worden, um zu wissen, daß die Bestimmung der Station, an die ein jeder geschickt werden würde, fast gleichbedeutend war mit einer Bestimmung über Leben und Tod

Aber die Auswahl der für die Ablösung oder Ergänzung der einzelnen Besatzungen bestimmten Mannschaften erfolgte nicht, wie die meisten es erwartet hatten, schon am ersten oder zweiten Tage. Man ließ die Leute vielmehr zunächst allerlei Exerzier- und Gefechtsübungen machen und gönnte ihnen im übrigen ziemlich viel Ruhe, damit sie sich von den Strapazen der langen Seereise zu erholen und vielleicht auch ein wenig zu akklimatisieren vermöchten. Nach Ablauf einer Woche erst fand die mit nochmaliger ärztlicher Untersuchung verbundene Musterung statt, auf Grund deren dann nach dem Maße ihrer Brauchbarkeit die Verteilung der Neuangeworbenen erfolgen sollte.

Gerade als Rudolf Hildebrandt mit einem Dutzend seiner Kameraden in den Saal geführt wurde, stand sein seltsamer Bekannter von dem Schiffe, der angebliche Ingenieur Simmer, vor dem Arzte. Dem letzteren mußte irgend etwas an dem Mann nicht gefallen, denn er befahl ihm, den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite zu wenden, sah ihm sehr aufmerksam ins Gesicht und wechselte endlich mit dem höheren Offizier, der den Vorsitz führte, einige halblaute Worte in holländischer Sprache. Simmer mußte daraufhin zurücktreten und sich abseits von den übrigen aufstellen. Er gehorchte mit derselben unveränderlich finsteren Miene, die er damals auf der Reise gezeigt hatte, nur seine Lippen waren vielleicht noch fester und schmerzlicher zusammengepreßt als sonst.

Rudolfs Untersuchung war wieder wie in Harderwyk eine sehr flüchtige. Der Arzt sowohl wie die Offiziere hatten seine kräftige, elastische Gestalt mit sichtlichem Wohl-

gefallen betrachtet, und der junge Mann hatte bereits genug von der holländischen Sprache gelernt, um zu verstehen, wie der erstere sagte: „Ein Kapitalbursche! Den können wir unbedingt in das Innere schicken. Der hält's schon ein Weilchen aus."

Das grausame Wort, das, wie er jetzt wußte, nicht viel weniger als ein Todesurteil war, ließ Rudolf zusammenfahren. Aber er zwang die schwächliche Regung sogleich mit starkem Willen nieder, denn er war zu stolz, hier vor Kameraden und Vorgesetzten Verzagtheit zu offenbaren. Was war denn auch im Grunde an alledem gelegen? Besser vielleicht, man schickte ihn von vornherein in ein Fieberneſt, wo ihm nach kurzem Leiden die sichere Erlösung winkte, als daß er zu jenem langsamen Hinsiechen, zu jenem qualvollen Wechsel zwischen Hoffnung und Verzweiflung verdammt wurde, von dem Simmer auf dem Dampfer gesprochen hatte.

Die Leute wurden in ihre Stuben zurückgeschickt mit alleiniger Ausnahme des ehemaligen Ingenieurs, der unbeweglich auf seinem Platze blieb. Als Rudolf eben die Schwelle seines Reviers überschritt, reichte ihm der Korporal einen Brief, bei dessen Anblick es dem jungen Mann eiskalt über den Rücken rieselte, während der Boden unter seinen Füßen zu schwanken schien. Er hatte sofort die festen, kaufmännisch-deutlichen Schriftzüge seines früheren Chefs erkannt, und die Erinnerung an das Verlorene stürmte in diesem Augenblick so übermächtig auf ihn ein, daß alle seine Energie nicht ausreichte, um dem beobachtenden Blick des Vorgesetzten seine gewaltige Gemütsbewegung zu verbergen.

„Na, Hildebrandt, Sie sind ja kreideweiß geworden," meinte der Korporal gutmütig. „Der Brief ist am Ende gar von Ihrem Vater, denn vom verlassenen Liebchen kann er der Handschrift nach schwerlich sein. Sie hätten

ihn schon vor so und so viel Wochen haben sollen, denn, wie der Poststempel zeigt, ist er gerade am Tage nach unserer Einschiffung in Harderwyk angekommen. Ohne den indischen Postdampfer hätten Sie ihn übrigens vielleicht erst nach einem weiteren Monat erhalten."

„Nach einem weiteren Monat," dachte Rudolf mit zuckendem Herzen, „dann hätte er mich wohl schwerlich noch unter den Lebenden gefunden."

Er setzte sich auf den Rand seiner Feldbettstelle und drehte den Brief zwischen den Fingern, wie wenn er den Mut nicht finden könnte, ihn zu öffnen. Endlich riß er entschlossen den von zahlreichen Stempeln und postalischen Vermerken bedeckten Umschlag herab und las:

„Lieber Rudolf!

Aus Ihrem an Herrn Paul Hartwich gerichteten Schreiben habe ich Ihren jetzigen Aufenthalt erfahren, und ich will von ganzem Herzen hoffen, daß diese Zeilen Sie noch früh genug erreichen, um jene letzte, verhängnisvolle Wendung zu verhüten, die ich sowohl Ihretwegen wie um meiner armen Nichte willen aufs tiefste beklagen müßte. Mathilde ist seit dem Tage Ihrer Abreise schwer krank, und die Aerzte wissen ihr Leiden nicht anders als mit einer furchtbaren Gemütserschütterung zu erklären. Wir haben bis heute nicht erfahren, welches der Inhalt der letzten Unterredung gewesen ist, die sie mit Ihnen geführt hat, denn sie spricht niemals über diese Vorgänge, und gerade ihr beharrliches Schweigen ist es, das uns schwere Sorge bereitet. Aber welche Worte auch immer damals zwischen euch gefallen sein mögen, sie dürfen Sie nicht bestimmen, Ihren unglückseligen Entschluß bis zum Aeußersten durchzuführen und sich selbst, wie das Mädchen, das Sie liebt, elend zu machen. Seien Sie vernünftig, handeln Sie nicht wie ein Knabe, sondern kehren Sie um, solange es noch an der Zeit ist. Ich weiß nicht,

unter welchen Bedingungen Ihr Eintritt in die holländische Armee erfolgt ist und welche Verpflichtungen Sie haben eingehen müssen; aber ich hoffe, daß es nicht unmöglich ist, Sie davon zu befreien. Vielleicht können Sie für Geld einen Ersatzmann kaufen. Ich stelle Ihnen dafür den erforderlichen Betrag zur Verfügung. Das Leben meiner Nichte, die ich wie meine eigene Tochter liebe, wäre mir mit keinem Opfer zu teuer erkauft."

Rudolf las nicht weiter. Thränen verdunkelten seinen Blick, und die Buchstaben flossen vor seinen Augen zu einem wirren Chaos zusammen. Er zerknitterte den Brief zwischen den Händen und warf sich über seine harte Lagerstätte hin, das Gesicht in die Decke gedrückt und von verzweifeltem Schluchzen geschüttelt, wie wenn das tödliche Fieber ihn bereits gepackt hätte.

Welche Leiden ihm auch die marternde Reue über seine unbedachte That bisher bereitet haben mochte, sie waren nur geringfügig im Vergleich mit den Qualen dieser Stunde. Gleich zackigen Messern wühlte die grausame Gewißheit des erbarmungslosen „Zu spät!" in seinem Herzen, und seine Seele hatte nur noch Raum für einen einzigen Wunsch, daß diese Pein zugleich mit seinem armseligen, verlorenen Leben ende.

Rudolf wußte nicht, wie lange er so gelegen, als jemand seinen Arm ergriff und ihn kräftig rüttelte.

„He, Kamerad! Schläfst du oder hast du das Fieber? Wir sind zum Antreten kommandiert. Jetzt endlich sollen wir erfahren, was die hohen Herren über uns beschlossen haben."

Einer seiner Stubengenossen war es, der neben ihm stand. Mit dem leeren Blick eines Geistesabwesenden richtete sich Rudolf auf und strich das wirre Haar aus der Stirn.

„Antreten? — Ja — ja — ich komme. Hoffentlich schicken sie mich geradeswegs in den Tod."

„Na, wenn dir so viel daran gelegen ist, dazu kann schon Rat werden," meinte phlegmatisch der andere. „Es ist hier wohl keiner, der es nicht lieber dir gönnte als sich selber."

Wie im Traume hörte Rudolf wenige Minuten später die Verlesung des Befehls, dem die übrigen Soldaten in atemloser Spannung und mit vor Aufregung verzerrten Gesichtern lauschten. Er wurde wohl inne, daß sein Name in Verbindung mit irgend einer fremd klingenden Ortsbezeichnung genannt wurde, und er gewahrte auch die mitleidigen Blicke, die sich von rechts und links auf ihn richteten, aber er war ganz unfähig, diese Eindrücke zu einer klaren und bestimmten Vorstellung zu verarbeiten. Sein Gehirn war wie ausgebrannt; eine stumpfe, todmüde Gleichgültigkeit war an die Stelle der Erregung getreten. Er kehrte, als das Kommando dazu gegeben worden war, mit den anderen in seine Stube zurück und setzte sich, stumpf vor sich hin brütend, auf sein Bett. Die Kameraden schienen seiner augenfälligen Niedergeschlagenheit eine ganz bestimmte Deutung zu geben, denn niemand belästigte ihn durch Fragen oder gar durch spöttische Bemerkungen, wie sie unter diesen wenig zartfühlenden Burschen in solchen Fällen sonst üblich waren.

Etwa eine halbe Stunde vor der zum Schlafengehen festgesetzten Zeit kam ein Soldat aus einem anderen Revier und fragte nach Rudolf Hildebrandt. Draußen auf dem Flur sei einer, der ihn zu sprechen wünsche, und es handle sich dabei um Dinge von großer Wichtigkeit, die keinen Aufschub litten.

Der Gerufene erhob sich mechanisch und leistete der Aufforderung Folge, ohne daß sich auch nur die leiseste Empfindung der Neugier in ihm geregt hätte. Es setzte ihn auch nicht in Erstaunen, als er sich draußen seinem Bekannten vom Schiff, dem ehemaligen Ingenieur Simmer, gegenübersah.

„Kommen Sie mit mir, Kamerad!“ flüsterte ihm der hastig zu. „Da unten am Ende des Ganges ist eine Kammer, in der wir unbelauscht miteinander reden können. Ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen.“

Rudolf ließ sich ohne Widerspruch fortziehen, obgleich es ihm viel lieber gewesen wäre, wenn man ihn in Ruhe gelassen hätte. Simmer drückte, sobald sie eingetreten waren, die Thür vorsichtig ins Schloß und begann in behutsamem Flüsterton: „Sie wissen ohne Zweifel bereits, was Ihnen bevorsteht, Kamerad?“

„Ja. Sie wollen mich in das Innere senden. Ich hörte da so einen Namen — aber ich habe ihn wieder vergessen.“

Simmer sah ihn etwas verwundert an; dann fuhr er, immer dicht zu seinem Ohr geneigt, fort: „Es ist das schlimmste Fieberneſt in ganz Niederländisch-Indien. Dorthin kommandiert zu werden, bedeutet den sicheren Tod.“

„Nun, um so besser,“ sagte Rudolf gleichgültig. „Ich wollte nur, daß es schon so weit wäre.“

„Warum wünschen Sie den Tod? Sie können ja noch glücklich werden, und ich will Ihnen die Möglichkeit dazu verschaffen.“

Auch jetzt zeigte Rudolf keine Ueberraschung. Ohne daß sich ein Zug in seinem gleichsam erstarrten Antlitz verändert hätte, schüttelte er den Kopf.

„Geben Sie sich keine Mühe, Kamerad! Das ist für mich nun ein für allemal vorbei.“

„Aber Sie wissen ja noch nicht einmal, was ich mit Ihnen im Sinne habe. Hören Sie mich an, und merken Sie wohl auf, denn ich habe nicht Zeit genug, es zweimal zu sagen. Auch ich wurde heute gleich allen anderen Neuangekommenen noch einmal untersucht, und der Arzt nahm es damit zu meinem Unglück sehr genau. Er entdeckte auf meinem linken Augapfel eine Trübung, die ihm

verdächtig vorkam, und die er dann auch später, nachdem er den Augenspiegel zu Hilfe genommen, als beginnenden grauen Staar erkannte. Ich werde binnen kurzem blind sein, und die Kolonialregierung hat natürlich kein Interesse daran, einen Soldaten zu behalten, dem sie vielleicht schon nach einigen Monaten Invalidenpension zahlen müßte."

„Das ist schrecklich. Ich beklage Sie von ganzem Herzen."

Der andere machte eine beinahe ungeduldig abwehrende Bewegung.

„Es ist durchaus nicht schrecklich, denn ich werde den Tag meiner Erblindung unter keinen Umständen erleben. Außerdem habe ich Sie nicht hierher geführt, um mich von Ihnen trösten zu lassen. Das Truppenkommando weist mich also als dienstuntauglich zurück, und ich soll mit einigen anderen, die dasselbe Schicksal hatten, schon morgen die Heimreise nach Europa antreten, um dort in aller Form entlassen zu werden."

Jetzt hob ein tiefer Seufzer Rudolfs Brust. „Nach Europa!" wiederholte er. „Nein, nun beklage ich Sie nicht mehr, Kamerad! Was Sie auch drüben erwartet, es giebt kein Unglück, das sich nicht ertragen ließe, wenn man nur die Luft der Heimat atmen darf."

„Wohl! Wenn Sie so denken, werden Sie auch damit einverstanden sein, die Reise statt meiner zu machen."

„Ich? Welch ein Gedanke! Sie wollen wohl Ihren Scherz mit mir treiben!"

„Keineswegs! Der Tausch ist nicht so unmöglich, als es Ihnen auf den ersten Blick erscheinen muß. Ein Korporal, den ich mit fünfhundert Gulden bestochen habe und der sich über alle hier in Betracht kommenden Umstände genau unterrichtet hat, wird die Ausführung des Planes unterstützen. Aus unserem Kasernenflügel hier sind Sie

der einzige, der nach Sunlam kommandiert worden ist. Von den Unglücksgefährten, mit denen Sie morgen vereinigt werden sollen, kennt Sie keiner. Und wenn der bestochene Korporal mich statt Ihrer dort abliefert, selbstverständlich unter Ihrem Namen, so wird die Verwechslung weder von den Mannschaften noch von den Offizieren entdeckt werden."

Jetzt durfte Rudolf freilich nicht mehr zweifeln, daß der abenteuerliche Vorschlag ernsthaft gemeint sei; aber es war nur natürlich, wenn es ihm nicht sogleich gelingen wollte, sich mit dem tollkühnen Gedanken vertraut zu machen.

„Was in aller Welt kann Sie bestimmen, wie ein Wahnwitziger zu handeln, Kamerad? Selbst wenn Sie den Tod suchen —"

„Fragen Sie mich nicht nach meinen Beweggründen!" unterbrach ihn der Ingenieur finster. „Ich könnte sie Ihnen heute so wenig nennen, als damals auf dem Schiffe. Hier handelt es sich nur darum, ob Sie auf meinen Plan eingehen wollen oder nicht. Liegt Ihnen denn gar nichts daran, gleichsam durch ein Wunder Ihre Freiheit wiederzuerlangen und in das Vaterland zurückkehren zu dürfen?"

„Ob mir nichts daran liegt? O, ich würde ja mit Freuden den Tod erleiden, wenn ich zuvor nur noch einen einzigen Tag in der Heimat verbringen könnte."

„Ist es an dem, so sollten wir die kostbare Zeit nicht mit müßigem Gerede verlieren. Hier sind meine Papiere. Sie werden nachher die Ihrigen aus Ihrer Stube holen und sie mir unauffällig zustecken. Sie haben bei der Einschiffung so wenig eine Entdeckung zu fürchten als ich bei meinem Transport in das Innere. Mein hilfreicher Korporal hat alle Vorkehrungen getroffen, um es zu hindern."

„Aber drüben — bei der Landung! Man würde mich doch ohne Zweifel noch einmal untersuchen, und wenn

sich dann herausstellt, daß ich gar nicht an jener Augenkrankheit leide —"

Etwas wie ein Lächeln ging über das düstere Antlitz des Ingenieurs.

„Ihr Einwand beweist mir zu meiner Freude, daß Sie endlich aus Ihrer Apathie erwacht sind und die Sache mit einiger Klarheit übersehen. Wenn man den wahren Grund meiner Zurückweisung in das Attest geschrieben hätte, würde es um das Gelingen unseres Planes freilich schlecht bestellt sein. Aber der kameradschaftliche Geist unter den niederländischen Militärärzten ist es, der uns zu statten kommt. Bei einiger Aufmerksamkeit hätte ja schon die erste Untersuchung zur Feststellung meines Leidens und damit zu meiner Abweisung führen müssen. Die Militärverwaltung würde in diesem Fall sowohl das Handgeld wie die zweimaligen Transportkosten erspart haben, und es ist darum sehr wahrscheinlich, daß dem nachlässigen Arzt seitens seiner vorgesetzten Behörde ernste Unannehmlichkeiten bereitet werden würden, falls man drüben den wahren Sachverhalt erführe. Ich habe das alles aus der Beratung der beiden hiesigen Aerzte entnommen, die vermutlich nicht wußten, daß ich des Holländischen vollkommen mächtig bin. Sie haben also aus Rücksicht auf den europäischen Kollegen als Ursache meiner Zurückweisung Epilepsie in das Attest geschrieben, eine Krankheit, die sich durch bloße Untersuchung nicht feststellen läßt. Wenn Sie also in Amsterdam die Fragen, die man Ihnen nach dieser Richtung hin stellen wird, bejahend beantworten, so werden Ihrer sofortigen Entlassung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht die geringsten Schwierigkeiten entgegenstehen."

„Und wenn —" wollte Rudolf mit der Aeußerung eines neuen Bedenkens beginnen; Simmer jedoch schnitt ihm energisch die Weiterrede ab.

„Und wenn alle unsere Berechnungen fehlschlügen," ergänzte er statt seiner, „wenn man die Verwechslung bemerkte — was könnte Ihnen dann Schlimmeres widerfahren, als Sie es ohne diesen Versuch zu erwarten haben? Der Preis, der Ihnen winkt, steht, wie ich denke, jedenfalls in keinem Verhältnis zu der geringen Gefahr, daß Sie Ihre Lage noch mehr verschlechtern könnten."

In diesem Augenblick ertönte auf dem Kasernenhofe das langgezogene Hornsignal, das die Soldaten mahnte, ihre Schlafstätten aufzusuchen, und hastig drückte Simmer dem noch immer Zaudernden die Papiere in die Hand.

„Schnell! Wir haben keine Minute mehr zu verlieren. Nur wenn ich mich schmählich in Ihnen getäuscht habe und wenn Sie ein energieloser Feigling sind, können Sie sich noch länger besinnen."

Und Rudolf besann sich in der That nicht länger. Wie das verwegene Unternehmen auch immer ausgehen mochte, schlimmer konnte es ja wirklich nicht werden, und wenn er nur erst einmal wieder auf hoher See war, dann wollte er schon Sorge tragen, daß man ihn lebend nicht nach Batavia zurückbrächte.

So übergab er Simmer, der ihn in die Kasernenstube begleitet hatte, von den anderen ungesehen, seine Legitimationspapiere und drückte ihm zum letztenmal stumm die Hand.

Jeder von ihnen fühlte, daß sie einander auf dieser Erde nicht wiedersehen würden.

7.

Es war ein melancholischer, nebliger Herbsttag, als die vom Truppenkommando in Batavia zurückgewiesenen Rekruten in Amsterdam zur nochmaligen Musterung und Untersuchung vor die zu diesem Zwecke eingesetzte Kommission geführt wurden. Auch Rudolf Hildebrandt war

unter ihnen, und sein Herz klopfte in rascheren Schlägen, als er bei dem Aufruf des Namens Simmer mit erheuchelter Festigkeit Antwort gab.

Bis zu diesem Augenblick war alles fast über Erwarten glücklich verlaufen. Weder bei der Einschiffung noch während der langen Seefahrt hatte man Verdacht gegen ihn geschöpft, und wenn nicht drüben in Batavia der Betrug inzwischen entdeckt worden war, durfte er erwarten, nach Ablauf weniger Tage oder auch nur Stunden wieder ein freier Mann zu sein. Hatte sich aber der wirkliche Simmer durch irgend eine Unvorsichtigkeit verraten oder ein verhängnisvoller Zufall die Personenverwechslung offenbart, so war der elektrische Funke selbstverständlich schneller gewesen als das Schiff, und dann gab es für Rudolf keine Aussicht auf Rettung mehr.

Die nächsten Minuten schon mußten ihm darüber Gewißheit bringen, und es bereitete ihm wahre Folterqualen, daß er nach dem Aufruf seines Namens nicht gleich den anderen Invaliden kurz und geschäftsmäßig abgefertigt wurde, sondern daß es unter den Herren der Kommission eine längere, flüsternde Beratung gab. Dann faßte ihn der Vorsitzende, ein höherer Offizier, scharf ins Auge und befahl ihm, dicht an den Tisch heranzutreten.

„Wie heißen Sie?" fragte er noch einmal.

Rudolf gab in seinem Herzen alles verloren; aber in einer Regung wilden Trotzes beschloß er, die Komödie dennoch bis zum Aeußersten durchzuführen. Er warf den Kopf zurück und erwiderte, indem er den Blick des Fragenden ohne Zucken aushielt: „Joseph Immanuel Simmer."

„Wo sind Sie geboren?"

„In Düsseldorf."

„Welchen Beruf hatten Sie, bevor Sie in die niederländische Kolonialarmee eintraten?"

„Ich war Maschineningenieur."

„Und wo hatten Sie Ihren letzten Wohnsitz?“

„In Köln.“

Der Offizier zeigte seinen Nachbarn ein Blatt in Aktenformat, das er während dieses kurzen Verhörs in der Hand gehalten hatte, und wieder gab es ein lebhaftes Geflüster am ganzen Tische. Alle betrachteten den angeblichen Simmer mit unverkennbarem Interesse, und Rudolf, dem es unter diesen neugierigen Blicken abwechselnd heiß und kalt wurde, wünschte nichts sehnlicher, als daß diese peinvolle Scene erst zu Ende sein möchte. Aber die Gewißheit, nach der es ihn verlangte, wurde ihm auch jetzt noch nicht zu teil.

„Setzen Sie sich dort auf jene Bank!“ befahl der Offizier, indem er nach dem von der Ausgangsthür am weitesten entfernten Winkel des Saales deutete. „Sie werden später erfahren, was Ihnen zu wissen not thut.“

Rudolf gehorchte schweigend, und es befremdete ihn gar nicht mehr, daß gleich darauf zwei bewaffnete Soldaten rechts und links neben ihm Platz nahmen.

„Ueberflüssige Vorsicht!“ dachte er nur. „Wie in aller Welt sollte ich es auch ohne solche Bewachung anfangen, von hier zu entfliehen!“

Eine halbe Stunde später, als alle anderen abgefertigt waren, ließ man ihn wieder vortreten, und nun ereignete sich etwas völlig Unerwartetes, das ihn beinahe um alle seine vorhin behauptete Fassung gebracht hätte. In kurzen Worten wurde ihm mitgeteilt, daß er als dienstuntauglich aus der niederländischen Armee entlassen sei. Von einem Betruge war mit keiner Silbe die Rede, und als er die Frage, ob er sich im Besitz von Zivilkleidung befinde, bejaht hatte, wurde ihm vielmehr befohlen, seine Uniform sofort abzulegen. Merkwürdig war es nur, daß ihn die beiden Soldaten auch jetzt schweigend in die Kasernenstube begleiteten und ihn, während er seinen Anzug wechselte,

nicht für einen Moment aus den Augen ließen. Ein paarmal war er nahe daran, sie um die Ursache dieser Aufmerksamkeit zu befragen; aber er sagte sich, daß sie ihm wahrscheinlich doch keine Auskunft geben würden, und überdies verschloß ihm die Angst, etwas Fürchterliches zu vernehmen, die Lippen.

Als er mit dem Umkleiden fertig war und seinen kleinen Handkoffer wieder verschlossen hatte, brach einer der beiden Wächter endlich das Schweigen, doch nur mit dem einzigen bedeutsamen Wörtchen: „Komm!“

Er trat an seine rechte Seite, während der andere ihm zur Linken schritt, und so gingen sie von vielen neugierigen Blicken gefolgt, über den Kasernenhof bis zur Ausgangsthür. Dort gewahrte Rudolf neben dem Posten zwei stattliche Männer in bürgerlicher Kleidung, die auf etwas zu warten schienen. Einer seiner Begleiter machte ihnen ein Zeichen; dann blieben die Soldaten zurück, und in dem Augenblick, wo er selbst die Schwelle des Thorweges überschritten hatte, vertraten die beiden Zivilisten ihm den Weg.

„Joseph Simmer,“ sagte der eine von ihnen in deutscher Sprache. „Im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet.“

Er hatte also dennoch Schiffbruch gelitten — Schiffbruch im Hafen.

— — — — — — — — — — — —

Wieder eine Woche später war es, als Rudolf Hildebrandt unter sicherer Bedeckung in einem verschlossenen Eisenbahncoupé der deutschen Heimat entgegenfuhr. Die anderen Passagiere des Zuges sprachen unter lebhaftestem Austausch grausiger Vermutungen von dem Mörder, den man da zum Zwecke der Aburteilung an den Schauplatz seines Verbrechens zurückbrächte, und auf jeder Station drängten sich Leute vor die beharrlich geschlossene Coupé-

thür, um trotz der drinnen zusammengezogenen Gardinen vielleicht doch durch irgend einen Spalt einen Blick auf den schrecklichen Uebelthäter werfen zu können.

Die wenigen, denen dies gelang, wußten nicht genug davon zu erzählen, was für ein hübscher, nett aussehender Mensch der Mörder sei, und was für ein verstockter Bursche er sein müsse, denn auf seinem Gesicht sei auch nicht die leiseste Regung von Furcht oder Reue zu lesen, und einige wollten auf der Grenzstation sogar ein Lächeln auf seinen Lippen wahrgenommen haben.

Trotz der begreiflichen Zweifel ihrer Mitreisenden sprachen diese scharfen Beobachter nur die Wahrheit. Rudolf Hildebrandt befand sich in der That durchaus nicht in der Gemütsverfassung eines armen Sünders, dessen geistiges Auge schon das schreckliche Blutgerüst aufragen sieht.

Er wußte ja, daß man ihn nicht zur Rechenschaft ziehen konnte für eine That, die er nicht begangen hatte, und daß seine baldige Freilassung sicher sei. Ueber die Beweggründe, die den wirklichen Joseph Simmer bestimmt hatten, lieber den sicheren Tod als die Heimkehr nach Europa zu wählen, hatte er inzwischen allerdings volle Klarheit gewonnen. Der seltsame Mann war allem Anschein nach in der That ein Mörder. Er war in Köln mit einem Mädchen verlobt gewesen, das er mit leidenschaftlicher Glut geliebt haben mußte, da er sich durch seinen Verlust zu einer so unseligen That hatte hinreißen lassen. Denn die Eifersucht allein hatte seine Hand geführt, als er den glücklicheren Nebenbuhler aus sicherem Hinterhalt niederschoß.

Auf dem Bahnhofe in Köln mußte Rudolf noch ein paarmal peinliche Minuten durchleben, bis die Thür der bereit gehaltenen Droschke endlich hinter ihm zufiel. Dann aber hielt er die Zeit für gekommen, der Komödie ein

Ende zu machen, und schon auf der Fahrt nach dem Untersuchungsgefängnis teilte er seinen verblüfften Begleitern mit, daß sie leider nicht den Rechten erwischt hätten. Zwar schenkten die gewiegten Kriminalisten seiner abenteuerlich klingenden Geschichte nur wenig Glauben; aber sie hielten es doch für ihre Pflicht, ihrer in dem Rapport, den sie gleich nach der Ankunft ihrem nächsten Vorgesetzten abzustatten hatten, Erwähnung zu thun, und die Folge davon war, daß sich der Untersuchungsrichter den Gefangenen noch an dem nämlichen Abend vorführen ließ, um ihn mit einigen rasch herbeigeholten Zeugen zu konfrontieren.

Da ergab sich nun allerdings sofort, wenn auch nicht die Wahrheit der ganzen Erzählung, so doch die überraschende Thatsache, daß der angebliche Joseph Simmer mit dem Ingenieur, den man wegen Mordes verfolgte, keinesfalls identisch sei, und daß man den ganzen umständlichen und kostspieligen Verhaftungsapparat nur aufgeboten habe, um einen an dem Verbrechen völlig Unbeteiligten zur Stelle zu schaffen.

Rudolf hatte jetzt natürlich seinen wahren Namen angegeben und mit einem Freimut, der ihm die Sympathie des ebenso erfahrenen als humanen Untersuchungsrichters gewann, die Geschichte seiner kurzen Laufbahn als holländischer Kolonialsoldat erzählt.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen!“ hatte er hinzugefügt. „Erfordert meine Täuschung der heimischen Behörden eine Strafe, so will ich sie gern erleiden. Nur liefern Sie mich nicht an die niederländische Regierung aus! Das allein vermöchte ich nicht zu ertragen, und ich schwöre, daß es keinem gelingen sollte, mich lebend über die Grenze zurückzubringen.“

Der Richter sah ihn lange forschend an, dann erwiderte er ernst, doch ohne Unfreundlichkeit: „Es steht

natürlich jetzt noch nicht in meiner Macht, Ihnen nach dieser Richtung hin irgend welche Versprechungen zu machen. Aber wenn Sie mir wenigstens jetzt die volle Wahrheit gesagt haben und wenn nichts Schlimmeres gegen Sie vorliegt, was wir ja bald ermitteln werden, so dürfte zu Ihrer Auslieferung an Holland allerdings kein Anlaß vorhanden sein."

„Ich danke Ihnen von Herzen für dies tröstliche Wort. Und würde es mir vielleicht gestattet sein, noch eine weitere Bitte auszusprechen?"

„Lassen Sie hören!"

„Darf ich einige wenige Zeilen absenden?"

„Wenn mir der Brief vor der Absendung vorgelegt wird — ja! Ich werde alsdann für seine Beförderung Sorge tragen."

Damit war die Vernehmung zu Ende, und Rudolf wurde in seine Zelle zurückgeführt.

— — — — — — — — — — —

Sechsunddreißig Stunden später empfing Wullenweber die seit vielen, vielen Wochen vergeblich erwartete Antwort auf seinen Brief, und abermals nach Ablauf der gleichen Frist stand er selber im Bureau des Untersuchungsrichters zu Köln. Er hatte eine lange Unterredung mit dem wohlwollenden Herrn, sein Wunsch, den Gefangenen zu sehen, aber fand vorläufig keine Erfüllung, sondern er wurde für den folgenden Tag aufs neue herbeschieden.

Diesmal drückte der Richter gleich nach seinem Eintritt auf die Glocke und befahl, den Arrestanten von Zelle vierzehn vorzuführen. Ein Jubelschrei entrang sich Rudolfs Lippen, als er seines ehemaligen Chefs ansichtig wurde, und wenn nicht der Gerichtsdiener zwischen ihnen gestanden hätte, wäre er wohl ohne weiteres auf ihn zugestürzt.

Ueber das Antlitz des Untersuchungsrichters ging ein Lächeln; aber seine Stimme klang dann sehr ernsthaft, da er sagte: „Sehen Sie sich diesen Mann gefälligst genau an, Herr Wullenweber! Glauben Sie ihn zu erkennen?“

„Ob ich ihn erkenne? Rudolf Hildebrandt ist es. Ach, was für Herzeleid hast du uns angethan!“

„Mein ganzes künftiges Leben soll nur noch den Zweck haben, es euch vergessen zu machen,“ rief er, mit Thränen in den Augen. „Aber Mathilde? Ist sie genesen? Und wird sie mir verzeihen?“

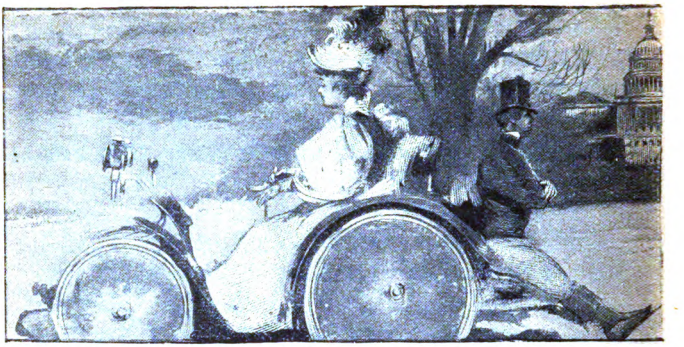
„Sie erwartet dich — sie verzeiht dir. Und was ihr heute noch zur vollen Gesundheit fehlt, das wird ihr deine Heimkehr bringen!“

„Vielleicht lassen die Herrschaften nun auch mich wieder einmal zum Wort kommen,“ meinte der Untersuchungsrichter jovial. „Daß Sie nicht Joseph Simmer, sondern Rudolf Hildebrandt sind, darf ich nach den eingezogenen Erkundigungen nicht länger bezweifeln. Wir haben uns natürlich auch mit den niederländischen Behörden in Verbindung gesetzt, und es ist durch telegraphische Ermittelungen festgestellt worden, daß der wirkliche Joseph Simmer bereits vor vier Wochen auf Java gestorben ist. Wegen des Betruges, den Sie gegen die holländische Kolonialregierung verübt haben, können wir Sie hier nicht zur Verantwortung ziehen, und es liegt nach den bestehenden Verträgen ebensowenig ein Grund vor, Sie auszuliefern. Dafür, daß Sie ohne Erlaubnis der Militärbehörde ausgewandert sind, dürfte Ihnen allerdings noch eine Arreststrafe bevorstehen; aber das ist nicht unsere Sache, und ich habe deshalb im Einverständnis mit dem Staatsanwalt soeben ihre Haftentlassung verfügt. Sie sind frei, Herr Hildebrandt, und können gehen, wohin es Ihnen beliebt.“

Das war ein Wort, wie es Rudolf noch vor wenig

Wochen nimmermehr in seinem Leben zu hören gehofft hatte, und jetzt war er nicht länger im stande, seine mächtige Bewegung zu meistern. Schluchzend warf er sich dem Oheim Mathildens an die Brust.

„Frei!" wiederholte er zwischen Weinen und Lachen. „Frei!"



Wagen ohne Pferde.

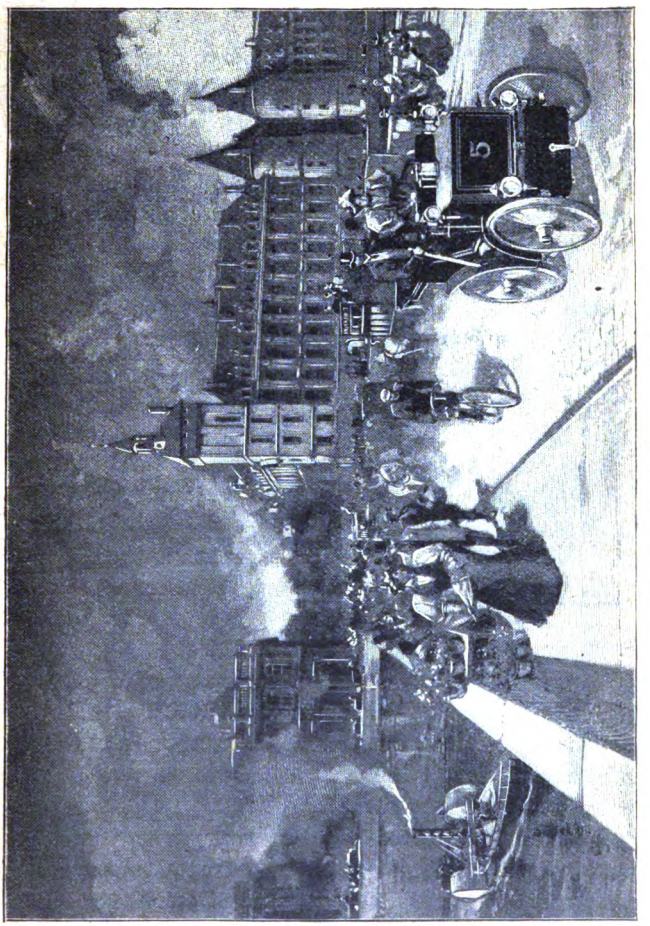
Skizze aus dem modernen Verkehrsleben. Von **H. Billhartz.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Bis jetzt sieht man — von den Straßenbahnen abgesehen — nur selten Motorwagen, das heißt Gefährte, die ohne Pferde und demnach mit Dampf, Gaskraft oder Elektrizität getrieben werden, in den Straßen unserer Städte, und die Ursache hiervon liegt wohl hauptsächlich darin, daß strenge Polizeiverordnungen dem Gebrauch der Motorwagen hemmend entgegenstehen, und zwar nicht ohne Berechtigung, wie wir später sehen werden. Die bei uns gültigen Fahrordnungen sind bis jetzt der Entwickelung dieses Fortschrittes im Verkehr nicht günstig, in Frankreich dagegen und besonders in Amerika genießt man im Gebrauch der Motorwagen größere Freiheit, das ermuntert die Industrie, für die Einführung dieses neuen Gefährtes zu wirken, und Erfinder wie Fabrikanten streben eifrig danach, die Motor-

wagen zu verbeſſern und zu vervollkommnen, damit ſie jene Beweglichkeit und leichte Lenkbarkeit, ſowie die ſchnellen



Ein Daimler-Motor in Paris.

Hemmvorrichtungen erhalten, welche für dieſe Fahrmaſchinen im Verkehr belebter Straßen gefordert werden müſſen.

Trotz den Hindernissen jedoch, welche der Motorwagen auch im Vorurteil des Publikums bisher zu überwinden hatte, hat sich dieser Zweig modernen Verkehrs seit einem Jahrzehnt Schritt für Schritt entwickelt.

Es dürfte daher wohl interessant sein, einmal zu sehen, wie weit in ihrer Entwickelung diese pferdelosen Kutschen es gebracht haben, und dieser Betrachtung sollen die folgenden Zeilen gewidmet sein.

Im Juni 1895 erregte ein Daimler-Motorwagen Aufsehen. Er siegte in einem Wettfahren, das zwischen Paris und Bordeaux stattfand; der Weg hatte eine Länge von etwa 190 deutschen Meilen (die Meile zu 7½ Kilometer gerechnet). Der Motorwagen durcheilte die Strecke in 48 Stunden 53 Minuten, machte also ungefähr 28 Kilometer in der Stunde. Das hätte kein Wagen mit Pferden leisten können. Bei einem anderen Wettfahren zwischen Paris und Rouen bewältigte der gewinnende Wagen, ein Petroleummotor, die Strecke von 150 Kilometer in 5 Stunden 40 Minuten, einschließlich zweier Unterbrechungen von je 15 Minuten. Wenn man bedenkt, daß eine Postkutsche auf geradem Wege höchstens 10 Kilometer in der Stunde zurücklegt, so bedeutet das einen unbestreitbaren Erfolg.

In Amerika begrüßte man die Erfindung der pferdelosen Wagen mit großer Freude, und das allgemeine Interesse wandte sich dieser Neuerung zu; unlängst fand in Chicago eine vielbesuchte Probefahrt mit einem Daimler-Motor, Duryea-Gefährt genannt, statt. Es war ein schreckliches Wetter, der Weg mit Schnee und Schlamm bedeckt, das beste Pferdegespann hätte große Mühe gehabt, die vorgeschriebene Distanz von 100 Kilometer in 12 Stunden zurückzulegen. Der gewinnende Motorwagen durchfuhr die Entfernung in nur 8 Stunden, obwohl der Wagen durch mancherlei Zufälle öfter aufgehalten wurde. Es ist hierdurch völlig einleuchtend geworden, welchen praktischen Wert diese

Ein Duryea-Motor in den Straßen New Yorks.

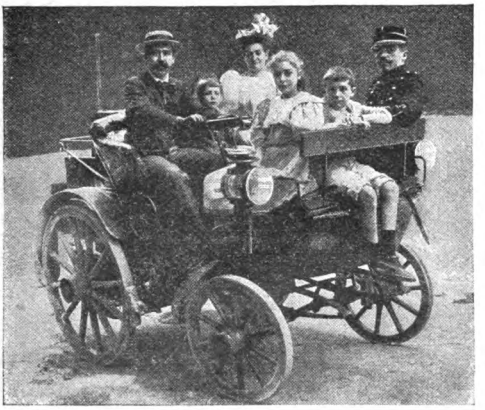
Motorwagen besitzen, und die Amerikaner zeigen großen Eifer, die pferdelosen Wagen bei sich einzuführen und die

diesem Gefährte noch anhaftenden Mängel zu verbessern. Letzteres ist auch sehr notwendig, denn um in dem Getriebe einer großen Stadt verwendet werden zu können, muß dem Motorwagen eine absolut sichere und leichte Handhabung eigen sein. Das Pferd ist allerdings oft launisch, es scheut, es ist nervös und hat andere Untugenden mehr, aber in welchem Maße der Fuhrmann, namentlich der vom Lande, und der Droschkenkutscher sich auf ihre Pferde verlassen können, das bezeugen die Fälle, in welchen die Kutscher schlafen oder betrunken sind, und bei denen dennoch das Fuhrwerk glücklich an seinen Bestimmungsort kommt. Bei einem Motorwagen gestaltet sich die Sache unter solchen Umständen sehr gefährlich, nicht nur für die Insassen des betreffenden Gefährtes, sondern für den gesamten Straßenverkehr überhaupt. Der Führer eines solchen Motorwagens muß daher in hohem Grade aufmerksam, nüchtern und zuverlässig sein. Die geringste Nachlässigkeit eines Motorwagenkutschers kann schweres Unglück herbeiführen.

Das ist jedoch nicht das einzige, was bei den neuen Fahrzeugen gefordert werden muß, ebenso wichtige Bedingungen für die Verwendung im Straßenverkehr sind: absolute Verläßlichkeit im schnellen Anhalten, Ausweichen, im Anfahren, Rückwärtsfahren, im Kehrtmachen und ähnlichen Bewegungen, und zwar müssen alle diese Manöver nicht durch verschiedene Griffpunkte, sondern durch die leichte Handhabung eines Hebels bewirkt werden können. Erforderlich ist ferner bei diesen Gefährten, daß man während der schnellen Fahrt plötzlich anhalten kann. Die Bremse muß durch einen Druck auf eine Feder in Funktion treten und mit dem Handgriff, ähnlich wie bei den Fahrrädern, verbunden sein. Eine besondere Bremse müßte außerdem noch bei dem Gefährt angebracht sein, für den Fall, daß der Leiter des Wagens neben demselben her geht. Das Alarmsignal sollte am Leitungshebel befestigt sein, entweder als Glocke oder

Horn, letztere Form ist bei uns die gebräuchlichste. Daß es möglich ist, einen pferdelosen Wagen so zu konstruieren, hat der oben erwähnte Duryea-Motor bewiesen, denn dieser ist durch einen einzigen Hebel und einen Griff zu regieren.

Diese Frage wäre also als nahezu gelöst zu betrachten, eine zweite sehr wichtige ist die äußerste erreichbare Geschwindigkeit und Zugkraft; sie hängt von der Zahl der



Der Dampfgesellschaftswagen von Serpollet.

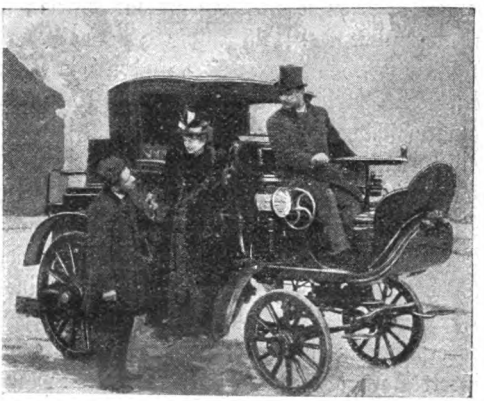
Pferdekräfte ab, welche in die Maschine gelegt werden. Hierbei spielt natürlich das Gewicht der Wagen die Hauptrolle. Für die bis jetzt in Gebrauch befindlichen Daimlerschen Motorwagen brachte man nur 3 bis 4 Pferdekräfte in Anwendung; ein Graf de Dion in Paris besitzt allerdings einen Motorwagen mit 25 Pferdekräften, ein Daimler-Motor von 20 Pferdekräften ist auch schon gebaut, und die Daimler-Werke haben jetzt die Absicht kundgegeben, einen derartigen Motor von 50 Pferdekräften herzustellen. Natürlich dürfen diese Wagen nur für das Befahren von Landstraßen be-

rechnet sein, in der Praxis sind diese starken Motoren noch nicht erprobt.

Was nun die bewegende Kraft anbetrifft, so waren bei den Proben- und Wettfahrten bis jetzt fast stets nur Dampfmotoren in Verwendung.

Diese haben die Preise errungen. So war der von Paris nach Rouen gewinnende Wagen ein Dampfmotor, dem Grafen de Dion gehörig. Trotz dieser guten Resultate richtet sich die Aufmerksamkeit der Erfinder und Fabrikanten solcher Fahrmaschinen auf Gas und Elektrizität als Betriebskraft, namentlich hegt man von der Gaskraft hier große Hoffnung; man ist jedoch in dieser Hinsicht über das Versuchsstadium noch nicht hinausgekommen. Die Vorzüge der elektrischen Motoren, die selbstverständlich nur aus im Wagen untergebrachten Batterien (Akkumulatoren) bestehen, sind Leichtigkeit, Sauberkeit und die Möglichkeit, die Kraftmenge bei jeder Maschine sofort bestimmen zu können. Außerdem sind elektrische Maschinen sehr leicht zu überwachen. Der praktischen Anwendung dieser Kraft steht jedoch das starke Gewicht der Akkumulatoren hemmend entgegen und dann noch die Schwierigkeit, diese Motoren wieder laden zu können, wenn man sich fern von Orten befindet, welche Elektrizitätswerke besitzen. In dem Motorwagen der Firma Morris & Salvin (Philadelphia) sehen wir eine durch Elektrizität betriebene Fahrmaschine, die sich durch sehr einfache Konstruktion und Leichtigkeit auszeichnet und zum Fahren in den Straßen der Städte bestimmt ist, man sieht diesen Motorwagen schon vielfach in den Städten Nordamerikas. Amerika bevorzugt überhaupt die elektrischen Motorwagen für den Straßenverkehr, und nach dem eifrigen Arbeiten in den Werken der Elektrizitätsgesellschaft in Philadelphia ist anzunehmen, daß man bald in großer Menge derartigen pferdelosen Gefährten in den Straßen New Yorks, Bostons und Chicagos begegnen wird.

Die Vorzüge der Gasmotoren für den Betrieb pferdeloſer Wagen beſtehen darin, daß der Motor mit ganz gewöhnlichem Leuchtpetroleum in Bewegung geſetzt werden kann. Petroleum iſt nicht nur billig, ſondern auch leicht ſelbſt in kleinen Orten zu haben. Allerdings verurſacht der Betrieb mit Petroleumgas, welches in kleinen Mengen in dem Cylinder der Maſchine ununterbrochen zum Explodieren ge-



Eine Dampfdroſchke von Serpollet.

bracht werden muß, fühlbare Stöße, und es macht ſich auch ein unangenehmer Geruch bemerkbar; jedoch in offenen Wagen und bei großen Gefährten empfindet man dieſe beiden Uebelſtände nicht ſchwer.

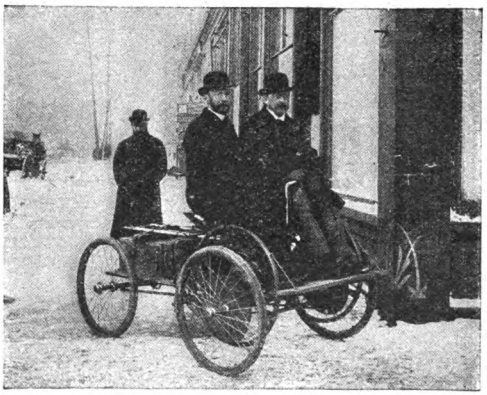
Unter den neuen Gefährten mit Gasmotoren erzielten jene, die mit einem neuerdings ſehr in Aufnahme gekommenen Stoffe, Acetylen, einem Kohlenwaſſerſtoff, die beſten Erfolge. Wenn dieſes Gas im Cylinder zur Exploſion gebracht wird, ſo bewirkt es eine Kraftleiſtung von 700 bis 1000 Pfund Druck auf den Quadratzoll; doch haben an

verschiedenen Orten vorgekommene Unglücksfälle auch gezeigt, daß Acetylen gefährlich ist.

Vielleicht sind die Idealmotoren der Zukunft kleine rotierende, mit hohem Gasdruck arbeitende Maschinen. Der Erfinder der berühmten Eisenbahnwagenbremse, Georg Westinghouse, hat schon vor Jahren ähnliche Maschinen konstruiert, die jetzt wieder sehr beachtet werden.

Gas als Treibkraft bei Motoren jeder Art hat jetzt solche Bedeutung erlangt, daß es wohl interessieren dürfte, zu sehen, auf welche Weise eigentlich die Verwendung dieser Gaskraft stattfindet. Wir wollen versuchen, in der Kürze das unsern Lesern an den Motorwagen selbst klar zu machen. Solche Fahrmaschinen müssen in einem Reservoir stets eine gewisse Menge von Petroleum, Naphtha, Paraffin, Gasolin oder explosiblen Kohlenwasserstoff eingelagert haben. Dies flüssige Feuerungsmaterial wird in die Cylinder der Maschine eingeführt, wo es in Gasform sich verwandelt und durch den elektrischen Funken oder durch eine fortwährend brennende Flamme zur Explosion gebracht wird. Diese Gasexplosionen finden wechselweise an beiden Enden des Cylinders statt, also einmal vor, das andere Mal hinter dem Kolben, und auf diese Weise wird der Kolben vorwärts und rückwärts geschoben, und da er mit den Rädern verbunden ist, setzt er diese in Bewegung. Um eine Ueberhitzung des Cylinders zu verhüten, hat dieser einen Mantel, durch welchen fortwährend Wasser zirkuliert. Das ist sozusagen der Grundriß aller mit Gaskraft arbeitenden Maschinen und auch der Fahrmaschinen mit diesen Motoren. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die von Tieren ausgeführte Arbeitsleistung in sehr vielen Fällen besser und billiger von speziell zu den verschiedenen Zwecken ersonnenen Motoren gethan wird; auch beim Militärwesen und im Kriege wird sicher der pferdelose Wagen einst große Bedeutung erlangen, namentlich in ebenen Gegenden. Der amerikanische

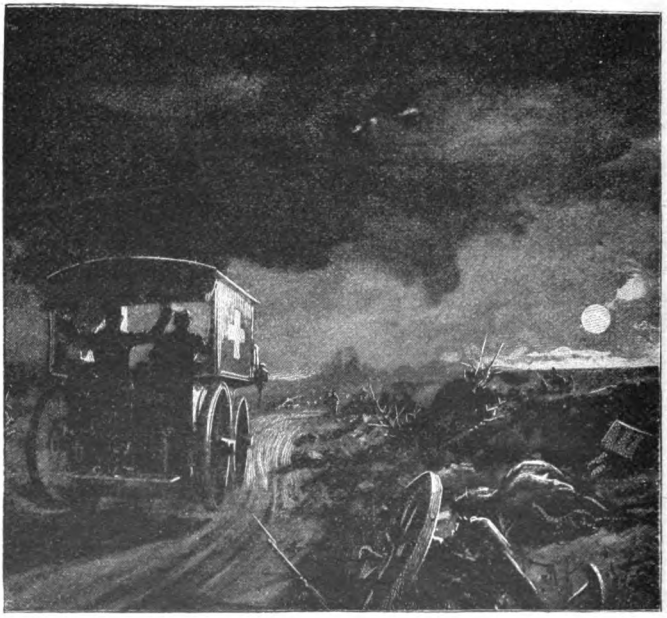
General Miles hat in der That auch schon den Antrag gestellt, daß je 12 Compagnien der Armee der Vereinigten Staaten — diese Zahl entspricht einem vollen Regiment — ausgerüstet werden sollen mit Motorwagen und Dampfzweirädern, ersterere zum Fortbewegen des Trains und der Kanonen, letztere für die Reiter, deren Pferde ersetzend; ebenso will er im Ambulanzwesen Motorambulanzen ein-



Elektrischer Wagen von Morris & Salvin.

führen, geräumige Fahrzeuge, die nicht nur selbst Verwundete aufnehmen, sondern auch andere Wagen ziehen können. Die Daimler-Motorwerke in Long Island (Amerika); haben einen Wagen, in der Form ähnlich den großen Cirkuswagen, erbaut und dieses Gefährt ausgerüstet mit einem Gasmotor, der genügende Kraft hat, einen Elektrizitätserzeuger zu treiben, welcher verschiedenemal schon dazu benützt worden ist, große Fabriken zu beleuchten, und außerdem noch die Kraft hat, sich selbst fortzubewegen. Man denke sich nun solch ein Elektrizitätswerk auf Rädern, vervollkommnet für Kriegszwecke, zur Beleuchtung feindlicher

Poſitionen, für Schlachtfelder in der Nacht nach den Schlachten, ſchnell fahrend und bewehrt mit Stahlpanzerplatten, ſo daß ihm Gewehrfeuer nichts anhaben kann, und ſelbſt bemannt mit einer oder zwei leichten Schnellfeuerkanonen. Das iſt durchaus kein Phantaſiebild. Bei der ſo rüſtig fortſchrei-

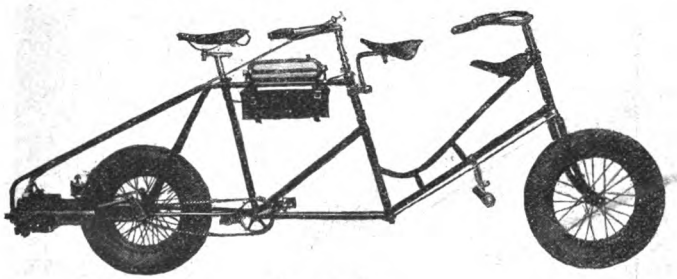


Amerikaniſcher Ambulanzmotorwagen.

tenden Entwickelung der Motorwagen werden, natürlich ebenes Terrain vorausgeſetzt, ähnliche Kriegswagen gar nicht mehr ſo lange auf ſich warten laſſen.

Das Höchſte in Dampfzweirädern iſt jetzt in Frankreich erreicht worden. Ein franzöſiſcher Erfinder hat ein ſolches Fahrrad hergeſtellt, welches 30 Kilometer in einer Stunde

zurücklegt. Bei dieſer Fahrmaſchine befindet ſich über dem Hinterrad ein Waſſerbehälter, zur Erzeugung des Dampfes wird Gaſolin verwendet; die Firma Weſtern, gleichfalls in Frankreich, hat ein Motorzweirad konſtruiert, das kürzlich bei einem Rennen $1\frac{3}{4}$ Kilometer in 58 Sekunden durcheilte. Beide Zweiräder ſind jedoch viel ſchwerer als die gewöhnlichen, das Modell wog ohne Ladung 155 Pfund. Das letztgenannte Fahrrad konnte ſo viel Petroleum mitführen, um 190 Kilometer zu durchlaufen.



Motortandem.

Auch ein Motortandem iſt erfunden, das heißt ein Zweirad, auf welchem zwei Fahrende ſitzen, die nur zu lenken haben, denn die Räder werden in Bewegung geſetzt durch Gaſolin, das in den Behältern unter den Sitzen aufbewahrt und durch ein Rohr dem Cylinder zugeführt wird. Das Modell iſt ganz neu, von ſeinen Leiſtungen wird man in der nächſten Zeit wohl etwas hören.

Die elektriſchen Fahrräder ſind in der Entwickelung jedoch nicht hinter den Dampfzweirädern zurückgeblieben. In Paris hat man ein elektriſches Tandem probiert, deſſen Akkumulatoren eine Fahrtdauer von $1\frac{1}{2}$ Stunden geſtatteten, mit einer Geſchwindigkeit von 40 bis 50 Kilometer in der Stunde. Das Gewicht dieſes Motorzweirades betrug nur 40 Pfund.

Schließlich mag noch erwähnt werden, daß diese Motoren als selbstfahrende Feuerspritzen in Zukunft Wichtigkeit erlangen werden. Einen Versuch im großen hat die Stadt Hetford im Staate Connecticut (Amerika) nach dieser Rich-

Die größte Dampffeuerspritze.

tung hin ausgeführt. Diese Stadt besitzt die größte pferdelose Dampffeuerspritze der Welt. Man hat sie „Jumbo" getauft. Die Spritze hat eine Höhe von 10 Fuß, eine Länge von 17 Fuß, sie wiegt 8½ Tonnen und kann in der Minute 1350 Gallonen (à 4½ Liter) Wasser auswerfen.

Diese Maschine lieferte bei ihrer ersten Prüfung durch einen 50 Fuß langen Schlauch von 3 1/2 Zoll Durchmesser einen wagerechten Wasserstrahl von 348 Fuß Länge, und bei Anwendung von zwei Schläuchen, von denen jeder einen Strahl von der Stärke der gewöhnlichen Feuerspritzen gab, reichten die Strahlen immer noch 300 Fuß weit. Um sich eine Vorstellung von dieser Leistung zu machen, sei hier bemerkt, daß die von Pferden gezogenen Feuerspritzen, die durchschnittlich 3 Tonnen wiegen, höchstens 600 Gallonen Wasser in der Minute auswerfen können. Diese Riesenfeuerspritze bewirkt ihre Kraftübertragung durch zwei endlose Ketten, welche über Zahnräder laufen und diese Räder in verschiedener Geschwindigkeit sowohl vorwärts wie rückwärts treiben, die Maschine kann mit einer Schnelligkeit von 56 Kilometer die Stunde fahren, und es ist möglich, im schnellsten Laufe sie innerhalb 50 Fuß zum Stehen zu bringen.

Wenn die Amerikaner mit demselben Eifer wie bisher diese neuen Wagen zu vervollkommnen suchen und die Fabrikanten auch weiterhin durch hohe Wettpreise ermuntern, ihre Motorwagen zu verbessern, so dürfte allerdings die Prophezeiung eines der hervorragendsten Motorfabrikanten in Erfüllung gehen, daß man in Boston, New York und Philadelphia in fünf Jahren auf den Straßen mehr Motorwagen als durch Pferde gezogene sehen werde.

Die Selbſthilfe unſeres Körpers.

Phyſiologiſche Skizze von **Dr. Fr. Parkner.**

(Nachdruck verboten.)

Auch trotz der größten Aufmerkſamkeit und Umſicht, die wir dem Wohlbefinden und der Geſunderhaltung unſeres Körpers widmen, würden ſich dennoch in demſelben bald die mannigfachſten Unregelmäßigkeiten einſtellen, wenn er nicht Einrichtungen beſäße, die ohne unſer Zuthun in Thätigkeit treten, um ihn in der Erfüllung ſeiner Aufgaben zu unterſtützen und ihn vor Schädlichkeiten zu bewahren. Das Gebiet, auf dem dieſe Selbſthilfe des Körpers zur Geltung kommt, iſt durchaus kein kleines, im Gegenteil ein ſehr ausgedehntes, ja, man kann ſagen, daß ſie bei allen wichtigen Lebensvorgängen beteiligt iſt, wenn wir auch oft ſie als ſolche nicht erkennen oder uns ihrer gar nicht bewußt werden.

Die Selbſthilfe des Körpers bekundet ſich ſchon bei verhältnismäßig geringfügigen Vorgängen. Wem iſt es nicht ſchon aufgefallen, daß ſich unwillkürlich unſer Auge ſchließt, ſobald ſich demſelben ſchnell ein Gegenſtand nähert? Der Schluß der Augenlider geht ſogar gegen unſeren Willen vor ſich. Auch wenn wir wiſſen, daß uns ein Freund nur aus Scherz in das Auge zu fahren droht, oder wenn ſich ſelbſt zwiſchen der ſich nähernden Hand

und dem Auge eine dicke Spiegelscheibe befindet, sind wir meist trotz der Aufbietung unserer ganzen Willenskraft nicht im stande, die Schließbewegung des Lides zu verhindern.

Die Selbsthilfe des Auges äußert sich jedoch auch noch auf andere Weise. Wir wissen, daß die Lichtstrahlen durch die Pupille gehen, um zum Hintergrunde des Auges zu gelangen. Je nach der Helligkeit verändert sich nun die Regenbogenhaut, die als ein kreisrunder Vorhang zu betrachten ist. Bei hellem Licht schließt sie sich und in der Dunkelheit öffnet sie sich, indem sie so die zum Sehen notwendige Lichtmenge regelt. Diese Bewegung ist zurückzuführen auf das Verhalten der kleinen Blutgefäßchen des Auges. So oft sich die Gefäße erweitern, verengert sich die Pupille, und mit jeder Zusammenziehung der Gefäße dehnt sie sich aus. Dieses Verhältnis zwischen den Blutgefäßen der Regenbogenhaut und die durch ihre Bewegungen bedingte Veränderung der Größe der Pupille hat für uns viele und bedeutende Vorteile. So verengert sich die Pupille im Schlafe, wo die Gefäße sich erweitern, und verhindert dadurch, daß wir das Licht zu grell fühlen. Bei den Entzündungen des Auges übt das Licht eine reizende und schädliche Wirkung aus. Doch sind die Gefäße bei der Entzündung stets erweitert, die Pupille ist daher enger und das Licht, das den Hintergrund des Auges trifft, weniger stark. Ebenso verändert sich die Größe der Pupille ganz von selbst, je nachdem wir in die Weite blicken oder einen Gegenstand aus der Nähe betrachten wollen. Richten wir das Auge auf unsere Nase, so verengert sich die Pupille. Sehen wir in die Weite, so erweitert sie sich. Sowie wir einer Person, die in die Ferne blickt, plötzlich einen kleinen Gegenstand vor das Auge halten, so verengert sich auch bei ihr unwillkürlich die Pupille. Die Bewegungen haben den Zweck, von

dem Geschauten in jedem einzelnen Fall stets das schärfste Bild zu erhalten.

Wie bei der Einstellung des Auges, so bethätigt sich die Selbsthilfe des Körpers auch bei den Atembewegungen. Innerhalb gewisser Grenzen vermögen wir dieselben zwar nach unserem Willen zu verändern, indem wir eine Zeitlang die Atmung verlangsamen oder beschleunigen können. Anderweitig regelt sich aber auch die Atmung ohne unser Zuthun. Wenn wir stark laufen, so vertieft oder beschleunigt sich die Atmung von selbst. Die Ursache ist folgende. Durch die Anstrengung wird das Blut reichlicher mit der vom Körper ausgeschiedenen Kohlensäure beladen, und die Temperatur des Körpers steigt. Für beide Erscheinungen führt die Beschleunigung der Atmung einen Ausgleich herbei. Durch die größere Luftzufuhr wird das Blut schneller von der Kohlensäure gereinigt und mit dem belebenden Sauerstoff versehen, und gleichzeitig bedingt die ergiebige Durchlüftung der Lunge eine vermehrte Feuchtigkeitsverdunstung, die eine Abkühlung des Körpers nach sich zieht.

Abweichende Atmungsbewegungen treten ferner bei Gemütserregungen zu Tage. Am deutlichsten können wir dieses beim Kinde beobachten. Wenn ein Kind fällt und erschrickt, so stößt es einen kurzen Schrei aus und bleibt dann ruhig liegen. Erst mehrere Sekunden später erholt es sich von dem Schreck und bricht nun in das bekannte anhaltende Schreien aus. Es spielen sich dabei folgende Vorgänge in der Atmung ab. In dem Augenblick, wo das Kind den Schmerz des Aufschlagens auf den Boden empfindet, macht es mit verengerter Stimmritze einen tiefen Atemzug und entsendet dabei den ersten scharfen Schrei. Jetzt tritt nach einer tiefen Einatmung infolge der Schreckwirkung ein krampfhafter Stillstand der Atmung ein. Das Kind ist während dieser Pause ganz

ruhig. Die Behinderung der Atmung hat aber eine vorübergehende Störung des Blutkreislaufes zur Folge, die sich namentlich im Gehirn geltend macht. Aber gerade dieses ist gegen alle Blutstromstörungen und damit verbundenen Druckschwankungen äußerst empfindlich. Sowie daher der krampfartige Zustand vorübergegangen ist, sucht der Körper das gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen. Das Kind schreit jetzt aus vollem Halse. Dadurch wird die Atmung vertieft und beschleunigt, so daß nun der gründliche Luftwechsel in der Lunge die vorherige Atmungsstockung wieder aufhebt. Zu gleicher Zeit fließt aber auch das Blut in stärkerer Weise nach den Stimmorganen und seiner Umgebung, da es ein feststehendes Gesetz ist, daß das Blut nach dem Organ strömt, welches jeweilig eine größere Arbeit zu verrichten hat. Die Rötung des Halses und des Gesichts des schreienden Kindes zeigt, wie stark der Zufluß des Blutes nach diesen Partien ist. Die Vermehrung des Blutzuflusses nach diesen Stellen veranlaßt aber eine Ableitung des Blutes aus dem Gehirn, und hierdurch werden die dort eingetretenen Störungen im Blutkreislauf wieder ausgeglichen.

Von anderen Einatmungsunregelmäßigkeiten, die als eine Selbsthilfe des Körpers zu betrachten sind, sei nur noch kurz das Gähnen erwähnt. Dasselbe besteht in einem krampfhaften Einatmungsprozeß. Es wirken dabei vorzugsweise die Muskeln, welche die Brustwand heben. Daran schließt sich eine schnelle Zusammenziehung des Zwerchfells, worauf das Zusammensinken des Brustkorbs eine rasche Ausatmung zu stande bringt. Wir gähnen vornehmlich, wenn wir ermüdet sind. In diesem Zustand haben sich als Ergebnis der geleisteten Arbeit sogenannte Ermüdungsstoffe angehäuft. Ihre Umwandlung und Beseitigung erfolgt durch die Einwirkung des Sauerstoffes auf sie. Je tiefer wir daher einatmen, je mehr wir dem

Blut Sauerstoff zuführen, desto eher werden die Ermüdungsstoffe sich zersetzen. Deshalb ist der mit dem Gähnen verbundene tiefe Einatmungsakt als ein Gegenmittel gegen die Ermüdungsstoffe und damit zugleich als ein Versuch zur Verminderung der Ermüdung selbst anzusehen.

Aus dem entgegengesetzten Atmungsvorgang ist das Niesen zu erklären. Hier handelt es sich um einen Ausatmungskrampf. Das Niesen ist eine unwillkürliche Rückwirkung auf eine Reizung der Schleimhaut in den Luftwegen der Nase. Ist uns ein Stäubchen oder Sandkörnchen in die Nase geflogen, so setzt der Körper die Bauchpresse in Thätigkeit. Zuerst beginnen die Bauchmuskeln sich leicht zusammenzuziehen. Diese Zusammenziehungen werden aber zunächst durch einige kurze, rasch aufeinander folgende Einatmungen ohne dazwischenliegende Ausatmung überwunden. Dann aber folgt eine lebhafte Zusammenziehung der Bauchmuskeln, durch die der Luftstrom mit Heftigkeit durch die Nase getrieben und zugleich der eingedrungene Fremdkörper entfernt wird.

Wie bei der Atmung, so äußert der Körper auch bei der Nahrungsaufnahme eine Thätigkeit, die auf eine Selbsthilfe hinausläuft und den Zweck hat, die Ausnutzung der Nahrungsmittel für den Organismus so viel als möglich zu steigern. Sobald wir eine Speise kauen, sondern die Speicheldrüsen in verstärkter Weise ihren Inhalt ab. Dies wird nicht allein durch den Reiz der Speisen verursacht, sondern auch die Nerven treten dabei in Thätigkeit. Der Beweis hierfür liegt darin, daß bei Hungrigen schon der Anblick und Geruch von Speisen die Speichelabsonderung anregen kann, daß ihnen, wie man sich ausdrückt, das Wasser im Munde zusammenläuft. Der Körper bereitet sich also hier selbstthätig ein Mittel, das zur späteren Verdauung der Nahrung wesentlich mithilft. Jetzt muß der Bissen verschluckt werden. Auch das

Schlucken ist durchaus nicht, wie es scheinen könnte, willkürlich. Denn wenn wir versuchen, es einigemal zu wiederholen, so bemerken wir, daß, sobald wir keinen Speichel mehr im Munde haben, jede Bemühung, leer zu schlucken, umsonst bleibt. Um zu schlucken, ist es notwendig, daß ein Bissen oder eine Flüssigkeit die Schleimhaut des hinteren Teiles der Mundhöhle berührt. Die derartig gereizten Empfindungsnerven verständigen ohne unser Zuthun das Rückenmark davon, daß sich vor der Mündung der Speiseröhre ein Körper befindet, der in den Magen gelangen soll. Sofort geht vom Rückenmark, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, eine Reihe von Befehlen aus — einer nach dem anderen — so daß nun zuerst der obere Teil der Speiseröhre sich zusammenzieht und den Bissen ein wenig nach unten drängt. Hierauf bringt ein weiterer Befehl den nächsten Teil der Speiseröhre zur Zusammenziehung, wodurch der Bissen noch tiefer hinabgedrängt wird. Daran schließt sich dann abermals ein Befehl, worauf sich ein noch tieferer Teil der Speiseröhre zusammenzieht, und so schieben die aufeinander folgenden Stücke derselben mittels verschiedener und getrennter Bewegungen den Bissen bis in den Magen.

Aber die Selbstbethätigung des Körpers geht noch weiter. Sind die Speisen durch den Magenmund in den Magen gelangt, so beginnt auch dieser sich zusammenzuziehen und zu bewegen, während er leer sich in vollkommener Ruhe befindet. Danebenher geht die Absonderung des sauren Magensaftes. Im nüchternen Zustande enthält der Magen keine saure Flüssigkeit, sondern einen glasigen Schleim. Der Magen regelt die Absonderung des Magensaftes, genau wie es für seine Zwecke nötig ist. Der Genuß von Wasser bringt noch keine Absonderung hervor, aber schon die Zufuhr von Milch veranlaßt dieselbe. Es ist bekannt, daß die Absonderung des sauren

Magensaftes die Verdauung der Speisen bezweckt. Hierbei sind nun die Bewegungen des Magens ein wichtiges Unterstützungsmittel. Denn durch sie wird der Magensaft mit den Speisen innig vermischt und dadurch die Verdauung beschleunigt.

Wie der Magen verhält sich auch der Darm. Auch er sondert aus seinen Drüsen einen schleimigen Saft ab und führt Bewegungen aus, so daß er dadurch die Verdauungsarbeit fortsetzt und beendet.

Es ist für den Körper wichtig, daß seine Wärme keine allzu großen Schwankungen erfährt. Deshalb besitzt er auch nach dieser Seite hin gewisse Einrichtungen, die ihm eine zweckmäßige Selbsthilfe ermöglichen. Wenn wir uns stark bewegen und erhitzt sind, so sondern wir Schweiß ab. Der Schweiß verdunstet auf unserer Haut, und wie bei jeder Verdunstung, so ist auch hier eine Abkühlung die Folge. Diese Abkühlung wirkt zurück auf die feinen Blutgefäßchen, erniedrigt hier die Temperatur des Blutes und setzt dadurch die Wärme des Körpers herab. Aber auch eine allzu große Abkühlung ist schädlich. Daher weiß der Körper im gegebenen Falle auch ihr vorzubeugen. Wenn wir lange in einem kalten Bade verbleiben, oder wenn wir unseren Körper zu lange entblößen, so bekommen wir eine sogenannte „Gänsehaut". Dieselbe wird hervorgerufen durch eine Zusammenziehung der Muskulatur. Es bildet sich eine Art schützender Decke, die der unangenehmen Einwirkung der kalten Außentemperatur entgegenarbeitet und eine schädigende Herabsetzung der Körpertemperatur nach Möglichkeit verhindert. Wer einen schlafenden Menschen kitzelt, zwickt oder sticht, wird sogleich bemerken, daß der Schlafende den berührten Körperteil wegzieht. Diese Abwehrbewegungen, durch die wir uns vor Schädigungen schützen wollen, vollzieht der Körper von selbst, ohne daß sie uns zum Bewußtsein kommen.

Auf einem anderen Gebiete äußert sich die Selbsthilfe des Körpers als Stellvertretung. Schwindsüchtige, bei denen die Krankheit bereits einen beträchtlichen Teil der Lunge ergriffen hat, können dennoch am Leben bleiben, wenn der Krankheitsprozeß aus irgend einer Ursache zum Stillstand kommt. Der gesunde Teil der Lunge übernimmt dann die Arbeit der erkrankten Partie, die Reinigung und Sauerstoffbereicherung des Blutes vollzieht sich in dem unberührten Lungengewebe kräftiger, und so geschieht es, daß der Körper von ernsteren Störungen verschont wird. Desgleichen vermag die Leber tiefgehende Eingriffe zu erleiden, ohne daß dadurch ihre für das Wohlbefinden des Körpers so nötigen Verrichtungen unterbrochen werden. Teilweise Leberabtragungen sind an Kranken wiederholt vorgenommen worden. Der Erfolg war ein günstiger. Die zurückbleibenden Teile vermehren ihre Thätigkeit und sind dadurch im stande, den Anforderungen des Organismus zu genügen. Aber die Selbsthilfe des Körpers geht hier sogar noch weiter. Die Leber vermag sehr schnell neues Drüsengewebe zu bilden, das alsbald den Ausfall der verloren gegangenen Teile deckt.

Des weiteren tritt eine Stellvertretung bei den Nieren ein. Nicht allzu selten rückt eine der beiden Nieren aus ihrer Lage und senkt sich in die Bauchhöhle hinab. Man spricht dann von einer Wanderniere. Die davon betroffenen Personen werden von schweren Verdauungsstörungen heimgesucht, heftige neuralgische Schmerzen im Bereiche des Rückens, des Unterleibes und der Beine stellen sich ein, Gemütsverstimmung tritt hinzu und eine hochgradige Abmagerung, so daß den Kranken jeder Lebensgenuß verkümmert wird. Befreiung von ihren Leiden bringt nur eine Operation. Dieselbe wird gewöhnlich durch Oeffnung der Bauchdecken ausgeführt, worauf die wandernde Niere abgeschnitten wird. Geht alles glücklich ab, so erholen

sich die Kranken vollständig wieder. Die übrig gebliebene Niere vertritt jetzt die durch die Operation entfernte mit und erfüllt ihre Aufgabe so gut, daß meist trotz der Verdoppelung ihrer Arbeitslast keine Unregelmäßigkeiten beobachtet werden.

Auch bei der völligen Entfernung der Milz, die zuweilen vorgenommen wird, tritt die Selbsthilfe des Körpers deutlich in die Erscheinung. Die Milz hat die Aufgabe, gleich den Lymphdrüsen in ihrem Gewebe einen wichtigen Bestandteil des Blutes, die weißen Blutkörperchen, zu bilden. Ist die Milz entfernt, so steigern die Lymphdrüsen ihre Thätigkeit, und diese ist dann ausreichend, um den Verlust der Milz notdürftig zu ersetzen. Die Vermehrung der Arbeitsleistung bekundet sich äußerlich dadurch, daß eine Vergrößerung der Lymphdrüsen stattfindet.

So offenbart sich die Selbsthilfe unseres Körpers in einer ganzen Reihe von Erscheinungen. Treffend sagt von ihr der Philosoph Lotze: „Es ist, als ob die Natur der Einsicht und Klugheit des Menschen mißtraute, daß sie seinen Körper mit einer Reihe von Vorrichtungen ausstattete, die, unbeeinflußt durch seinen Willen, thätig sind, um von ihm Gefahren und Schädigungen fern zu halten."

Bei den Altenburger Bauern.

Beitrag zur Volkskunde. Von **Max Elmfeld.**

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In der Zeit zwischen den Jahren 500 und 600 nach Christi Geburt drang ein slavisches Volk, die Sorben oder Sorbenwenden genannt, in Deutschland ein und bemächtigte sich des Gebietes zwischen Saale und Elbe, das heute vom Königreich Sachsen und den sächsischen Herzogtümern eingenommen wird. Sie waren bereits im siebenten Jahrhundert den Franken unterthan, empörten sich aber, worauf erst dem König Heinrich I. um 928 ihre völlige Unterwerfung gelang. Unter Otto I. brach sich allmählich das Christentum unter den Sorbenwenden Bahn; später sind sie dann teils mit den deutschen Einwanderern verschmolzen, teils haben sie sich in die jetzigen beiden Lausitzen zurückgezogen, wo sie noch gegenwärtig die ländliche Bevölkerung bilden.

Ein Rest jener slavischen Einwanderer sitzt auch noch im Herzogtum Sachsen-Altenburg, zwar vollständig germanisiert, aber dennoch ziemlich bis in unsere Tage fast ausnahmslos an der Art der Vorväter festhaltend: das sind die Altenburger Bauern.

Das Herzogtum Sachsen-Altenburg ist einer der wohlhabendsten Bundesstaaten des Deutschen Reiches und besteht aus zwei durch reußische Lande getrennten Gebietsteilen, dem Ost- oder Altenburgischen Kreis und dem West- oder Eisenbergischen Kreis. Der Ostkreis umfaßt den Verwaltungsbezirk Altenburg mit den Amtsgerichtsbezirken Altenburg, Schmölln und Ronneburg und wird vom Königreich Sachsen, der preußischen Provinz Sachsen und Reuß-Gera umschlossen. In seinem östlichen Teile, der dem alten Pleißengau entspricht, zumal an den Ufern der Pleiße und Sprotte, befinden sich die Niederlassungen jener germanisierten Wenden, deren Anzahl sich noch etwa auf 20 000 beläuft. An den Grenzen des Herzogtums im Preußischen, Sächsischen und Reußischen wohnen ebenfalls noch einige von ihnen. Diese Altenburger Bauern sind wohlhabend, zum Teil sogar reich, und ihre Güter bleiben hier ungeteilt, sie zeichnen sich durch musterhaften Betrieb der Landwirtschaft aus.

Unverkennbar gehen in neuerer Zeit die besonderen Eigentümlichkeiten dieses interessanten Volksstammes mehr und mehr verloren, der nivellierende Einfluß der „Kultur, die alle Welt beleckt", macht sich naturgemäß auch hier geltend, und die originelle, durch Jahrhunderte unverändert gehaltene Volkstracht sieht man schon jetzt fast nur noch bei älteren Leuten. Offenbar ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie gänzlich verschwunden sein wird, und auch die eigenartigen Sitten und Gebräuche sind bereits nicht häufig mehr zu finden. Um so mehr dürfte ihre Schilderung für unsere Leser von Interesse sein, wie auch die durch alle Einzelheiten genau wiedergebende Abbildungen erläuterte Beschreibung der Altenburger Bauerntracht.

Die wendische Sprache, die den letzten Ueberrest slavischen Sprachtums in Innerdeutschland bildet und am nächsten mit dem nach Süden nicht weit entfernten Tschechi-

ſchen verwandt iſt, wird in der Ober- und Niederlauſitz noch geſprochen, iſt dagegen im Altenburgiſchen längſt erloſchen. Ihr entſtammen aber die dort ſo zahlreichen Dorfnamen mit den Endungen itz und witz, wie Podelwitz, Roſitz, Kottewitz u. ſ. w., und ihre Eigentümlichkeit macht ſich im Altenburger Dialekt noch in den konſonantenreichen Abkürzungen geltend, in welchen deutſche Worte verſtümmelt gebraucht werden.

Altenburger Bauer in der „Kappe".

Wir wollen zunächſt die Männertracht eingehender ſchildern. Ihren Hauptbeſtandteil bildete ehedem die „Kappe", welche man jetzt nur noch bei den Alten im Feſttagsſtaate ſieht. Dies iſt ein langer, ſchwarzer Rock von feinem Tuchſtoff mit kurzer Taille und langen, grüngefütterten Schößen. Darunter bedeckt der Latz, eine auf dem Rücken zugeheftete Weſte, die Bruſt; darüber liegt die

Hosenhebe oder Hosentrage, früher aus rotem, jetzt meist aus schwarzem Leder gefertigt. An die bis zum Knie reichenden weiten, bockledernen oder sammetenen Hosen, die mit einem Band oder Riemen befestigt sind, schließen sich lange Stiefeln. Fast ganz verschwunden ist bereits die früher allgemein getragene Kopfbedeckung: ein kleines, niedriges Filzhütchen, einem umgekehrten Suppenteller ähnlich, mit hinten etwas emporgeschlagener Krempe. Bei besonderen Anlässen trat an Stelle der „Kappe" ein weißer Zeugrock; gegenwärtig sieht man häufig den Spenzer, eine kurze Jacke.

Die Frauen trugen auf dem Kopfe die das Haar völlig verbergende Haube; sie schloß hinten mit dem ungefähr eine Viertelelle vom Kopfe abstehenden Nest, das am Ende eine nestartige und reich mit Perlen oder Seide gestickte Vertiefung besaß. Es hingen davon zwei lange Bänder oder Zipfel, die sogenannten Schwänze, herab. Den Oberkörper umschloß die bunte, bei Reichen seidene Jacke mit ehemals kurzen und engen Aermeln, die in neuerer Zeit lang und weit getragen und am Handgelenk mit schmalen Bändchen geschlossen wurden. Vorn tragen die nach alter Weise gekleideten Frauen den panzerartigen Latz, ein beiderseits etwas nach innen gebogenes Stück Pappendeckel, das mit Stoff überzogen und mit Schnüren befestigt ist, und aus dem oben ein Paar sehr breite und kostbare Seidenbänder heraushängen.

Der nur bis zum Knie reichende Rock ist hinten in unzählige enge, dicht aneinander gefügte Falten gelegt, die oft noch zusammengeleimt und mit dünnem Bindfaden durchzogen werden, so daß das Ganze fest wie ein Brett wird. Vorn besteht der Rock aus dem einfachen Zeug ohne Falten; darüber wird eine feine, oft seidene Schürze gebunden. Die Strümpfe sind Sonntags weiß, sonst schwarz, reichen bis über das Knie aufwärts und werden

mit bunten Strumpfbändern befeſtigt. Die Schuhe ſind jetzt einfach; früher liebte man es, mit koſtbaren, reich geſtickten Sammetſchuhen zu prunken. Regenſchirme waren gar nicht gebräuchlich: wenn eine Bäuerin ausging, ſo nahm ſie ein Regentuch aus ſtarker Leinwand zuſammengerollt unter den Arm, um es, wenn nötig, mantelartig über ſich zu hängen. Die Männer hatten faſt immer den Kober, einen Deckelkorb, an einem Strick oder Riemen umgehängt, wenn ſie ihre Behauſung verließen.

Bauern im Spenzer.

Ganz beſondere Trachten waren, wie früher beinahe überall auf dem Lande, für die Hochzeiten vorgeſchrieben, mit deren Schilderung wir gleich die der beim Freien und Heiraten üblichen, jetzt aber auch mehr und mehr entſchwindenden originellen Bräuche verknüpfen. Wollte früher ein junger Bauer heiraten, ſo ſuchte er in erſter Linie ein Mädchen, die eine ſeinen Anſprüchen genügende Mitgift zu erwarten hatte; alles übrige kam erſt in zweiter Reihe. Ein Vermittler mußte dann den Eltern der Auserkorenen auf den Zahn fühlen, und wenn dieſe eine günſtige Antwort

gaben, kam der Heiratskandidat selbst „auf die Freite". Einigte man sich nicht, so zog er, ohne beleidigt zu sein, wieder ab; im anderen Falle wurde ein Tag für die feierliche Erteilung des Jaworts festgesetzt, die aber erst erfolgte, nachdem die künftige Braut mit ihren Angehörigen die „Bauschanje" abgehalten, das heißt Haus und Hof des Bewerbers von außen und innen genau besichtigt und alles nach Wunsch gefunden hatte. Es wurde bei der „Verlöbte" ein Malschatz gegeben, große, seltene Münzen, an deren Stelle aber jetzt auch Ringe getreten sind.

Zur „Huchz'g" ergingen ehedem die feierlichen Einladungen durch den von Gehöft zu Gehöft sich begebenden „Huchz'gbitter", den ein weißer, in der Taille zusammengezogener Rock und ein hoher, beitkrempiger, mit vielen Bändern geschmückter Hut kennzeichnete. Die Hochzeiten dauerten mindestens drei Tage und waren sehr groß und kostspielig. In feierlichem Zuge ging es zum Gute der Braut, und zwar stets zu Roß und Wagen, wenn dies in einem anderen Orte lag. Voran gegen 60 bis 70 Männer auf geschmückten stattlichen Pferden, dann die Weiber und Mädchen zu Wagen, dahinter der Bräutigam mit dem Begleiter (Brautführer) und dem Hochzeitbitter. Natürlich durfte auch ein Musikcorps nicht fehlen. Nach dem ersten Frühstück folgte die Trauung, wobei die jungen Leute sich vor dem Altar eng aneinander drängten, damit kein Unfriede zwischen sie käme, und der Bräutigam der Braut auf den Fuß trat, damit sie ihm stets gehorsam bleibe. Die Braut, in roter „Jäcke", mit einem in Pyramidenform gebundenen Rosmarinstrauß in der Hand, war umgeben von einem Gefolge von 40 bis 50 Brautjungfern, Hornmeede (Meed = Maid, Mädchen) genannt. Sie trugen den gleichen Kopfputz wie die Braut: das Hormt, eine Mütze in Form einer runden, innen und außen mit rotem Sammet oder Damast überzogenen Schachtel. Rund herum

gehen 13 Silberbleche mit je drei Reihen silberner Knöpfe besetzt, außerdem sind zahlreiche, an Henkeln hängende goldene, silberne oder vergoldete Blättchen angebracht, die bei jeder Bewegung gegeneinander schlagen. Hinten sitzen zwei aus Werg geflochtene, mit bunten Bändern umwickelte Zöpfe, die oben über dem Hormt zusammengebunden sind. Zwischen ihnen ist ein Kränzchen aus Draht und Silberlahn, die mit grüner Seide umwunden sind, befestigt; breite Seidenbänder hängen rings herab, und zwei davon bilden unter dem Kinn eine große Schleife. Die Hormte vererbten sich von Geschlecht zu Geschlecht und stellten eine Art von Familienheiligtümern dar; manche hatten einen Wert von 900 bis 1000 Mark.

Bauernmädchen.

Bei einer richtigen Hochzeit brauchte man zur Bewirtung der zahlreichen Gäste mindestens 12 Scheffel Weizen zu Kuchen, 6 Scheffel Roggen zu Brot, 400 bis 500 Pfund Fische, 60 bis 70 Gänse, eine entsprechende Anzahl Hühner und riesige Massen von Fleisch und Braten, sowie endlich sehr viele Bratwürste. Letztere aber dienten nur als Zierat; auf jedem Braten, der auf die Tafel kam, lagen nämlich Bratwürste obenauf. Zu den Frühstücken gab es entweder „Lang“ (Fleischbrühe) oder „Kurz“ (Biersuppe). Nebenbei wurden auch gewaltige Mengen

Gemüse und Tunken (Apfelmus und -Schnitten, gebackene Birnen und Pflaumen, Rosinen) verzehrt; als Getränk gab es Bier und Branntwein, in neuerer Zeit Wein.

Täglich wurden während des Festes zwei Mahlzeiten abgehalten, von denen jede mit einer feststehenden Anrede des Hochzeitbitters begann und schloß. Nach der ersten Malzt (Mahlzeit) folgte der Manteltanz. Der die Braut führende Brautdiener tanzte mit ihr diesen ersten Reen (Reigen); sie trug dabei einen großen schwarzen Festmantel, den er ihr nach beendetem Tanze abnahm, zum Zeichen, daß nunmehr das Hauskleid ihre Ehrentracht sei. Zum Schluß wurde sie unter Vorantritt der Musik in die Brautkammer geführt und ihr dort das Hormt abgenommen. Am nächsten Morgen erschien sie dann in der Haube der Frauen, und am Tage nach der Trauung wurden die Hochzeitsgeschenke überreicht. Wenn die Gäste bares Geld spendeten, so erhielt dies jedoch nicht das neue Ehepaar, sondern der Brautvater als Beisteuer zu den Unkosten des teuren Festes. Bei dieser Schenkasche (Geschenkdarreichung) mußte der Hochzeitbitter wiederum Reden halten.

Nach der Hochzeit trat die junge Frau nicht sogleich in das Hauswesen ihres Gatten ein, sondern blieb noch bis zum nächsten Neumonde im Elternhause, um dann von dort die feierliche Heemfuhr (Heimfuhr) zu halten, wobei sie auf dem mit ihrer Ausstattung und den Geschenken beladenen Kammerween (Kammerwagen) thronte.

Gewöhnlich vererbt sich jedes Bauerngut auf den jüngsten Sohn, dem es bei seiner Verehelichung übertragen wird, während die Eltern den sogenannten Auszug erhalten, in Getreide, Kartoffeln, Butter, Käse, Fleisch, Gänsen, Kuchen, Mehl, Kleidergeld, Wohnung und Begrabegeld bestehend. Die Geschwister werden mit verhältnismäßig niedrigen Summen und Ausstattungen abgefunden. In

früherer Zeit heirateten die Bauerntöchter faſt immer auch wieder in bäuerliche Familien; nahm eine jedoch, was ſehr ſelten vorkam, einen Bärgerſchen (einen Mann bürgerlichen Standes), ſo behielt ſie auch in dieſem Falle ihre gewohnte Tracht bei, und es galt faſt für eine Schande, wenn von einer verheirateten Bauerntochter erzählt wurde: „Se gieht bärgerſch“ (ſie geht bürgerlich gekleidet). Neuerdings dagegen heiraten die reicheren Bauerntöchter mit Vorliebe in die Stadt und nehmen daſelbſt die entſprechende Tracht an. Statt der ländlichen Volksſchule beſuchen ſie jetzt ſtädtiſche Penſionate, die bezeichnenderweiſe „Manſenbenehmge“ genannt werden: Anſtalten, in denen die jungen Mädchen das Benehmen den Männern gegenüber lernen ſollen.

Junge Bauernfrau im großen Staat.

Für einen großen Teil des platten Landes iſt Altenburg (Almarch oder Almerich) die Marktſtadt, und an den Markttagen bietet ſich dort dem Fremden noch am erſten Gelegenheit, die originellen Trachten der Altenburger Bauern und Bäuerinnen, Milchmädchen u. ſ. w. kennen zu lernen. Dort ſieht man auch noch die alten

Waen (Wagen): hohe, lange, kastenartige Fuhrwerke, seitwärts mit Weidengeflechten belegt, während Strohbündel oder eingehängte Brettbänke die Sitze bilden. Früher bedienten sich ihrer selbst die reichsten Gutsbesitzer, die jetzt längst in eleganten Equipagen fahren.

Eine vortreffliche Eigenschaft der Altenburger Bauern war von jeher der ausgeprägte Familiensinn. Wenn das Gut auch immer nur auf einen einzigen überging und -geht, so bleibt es doch der Zufluchtsort für alle Angehörigen der Familie in Zeiten der Not. Die ganze Verwandtschaft, die als Freundscht (Freundschaft) bezeichnet wird, hält getreulich zusammen, und einer tritt im Notfalle für den anderen ein. Früher kam regelmäßig die gesamte Verwandtschaft zur Erörterung gemeinsamer Angelegenheiten während der großen Kirmse (Kirmeß) zusammen, die drei Wochen hindurch währte und immer im November abgehalten wurde. Es wurden dabei die drei Kirmeßwochen nach den „drei Reiten" eingeteilt, die jedes einen bestimmten Bezirk umfaßten, der je eine Woche lang Kirmeß hatte. Die Bezeichnung deutet noch darauf hin, daß die alten Sorbenwenden ein Reitervolk waren; von jeher gab es auch im Lande große Bauernreiten, Festaufzüge, an denen die Bauern auf mit Blumen und Bändern geschmückten Pferden sich beteiligten, und wobei jedes „Reiten" unter einem eigenen Führer hinter seiner Fahne herritt. Jetzt ist die Dauer der Kirmeß, in der allwöchentlich vom Sonntag bis Donnerstag Tanz stattfand, gesetzlich auf eine Woche beschränkt worden.

Jedoch nicht bloß innerhalb der Familie stehen die Altenburger Bauern treu zusammen, sondern sie übertragen dieses Gefühl auch auf die gesamten Stammesgenossen und leisten sich in Unglück und Not gegenseitigen Beistand. Ist etwa ein Hof niedergebrannt, so werden dem Geschädigten sogenannte Betfuhren (Bittfuhren) aus

freien Stücken geleiſtet, und alles hilft ihm beim Wiederaufbau des Gutes nach Kräften.

Die Baulichkeiten eines Gutshofes bilden gewöhnlich ein Viereck, auf deſſen einer Seite das Wohnhaus liegt, gegenüber die Scheunen und auf den beiden anderen Seiten Ställe und Schuppen. Früher aßen der Herr (Bauer) und ſeine Familienangehörigen mit den Leuten oder Geſinnen (Geſinde) an demſelben Tiſche, wie ſie auch alle unter einem Dache wohnten. Bauer und Bäuerin wurden von den Dienſtleuten geduzt und mit dem Vornamen angeredet. Ehedem gab man den Kindern mit Vorliebe bibliſche Taufnamen: Ham (Abraham), Jopt (Jakob) u. ſ. w.; beſonders zwei Namen: Melcher (Melchior) und Marche (Maria) waren ſo allgemein verbreitet, daß danach die Städter jeden Bauern einen Melcher und jede Bauersfrau eine Marche nannten. Jetzt findet man nur noch bei den Männern einige abſonderliche Vornamen, wie zum Beiſpiel: Elan, Winus oder Mollo.

Brautpaar.

Merkwürdigerweiſe ſind die Familiennamen in den altenburgiſchen Dörfern oft ganz in Vergeſſenheit geraten. Die Güter und Geſchäfte ſind nicht ſelten jahrhundertelang im Beſitze einer und derſelben Familie geblieben, und war nun beiſpielsweiſe einmal ein Bauer mit Vor-

Bauernfrauen auf dem Marktgang.

namen Michael häufig Pate geweſen, ſo nannte man ihn im Dorfe und der ganzen Umgegend allgemein einfach „Pat-Michel“. Sein Gut hieß dann: „Bei Pat-Michels“, und in ſolchen Fällen geriet der wirkliche Name mit der Zeit derartig in Vergeſſenheit, daß ihn die Dorfgenoſſen, ja ſelbſt die eigenen Familienmitglieder nicht mehr wußten. Selbſt wenn das Gut, etwa durch Einheiraten eines Mannes, in fremde Hände überging, blieb die alte, einmal eingebürgerte Bezeichnung dennoch beſtehen.

Im Aeußeren ſind die Altenburger Bauern und Bäuerinnen durchweg ſchön und ſchlank gewachſen und ſchreiten ſelbſtbewußt und breitſpurig einher, wie Leute, die gewohnt ſind, eigenen Beſitz unter den Füßen zu haben. Wie die Indier ihre Kaſten haben, ſo ſondern ſich dieſe Abkömmlinge der Sorbenwenden nach ihrem Beſitz in getrennte Klaſſen. Obenan ſtehen die „Anſpanner", welche zum Betriebe ihrer Landwirtſchaft Pferde nötig haben, und zwar giebt es unter dieſer bäuerlichen Ariſtokratie wiederum die Abſtufungen der Sechsſpänner, Vierſpänner und Zweiſpänner. Je eine tiefer ſtehende Klaſſe bilden die Kühbauern, die Gärtner und die Häusler. Ehedem wurden die Grenzen ſo ſcharf innegehalten, daß ſich kein Zweiſpänner im Wirtshauſe an einen Tiſch ſetzen durfte, an dem ſchon Vierſpänner Platz genommen hatten. Verſuchte er dennoch eine Annäherung, ſo machte ihm die kurz hingeworfene Aeußerung: „Mer ham vier Pfäre!" alsbald den Standpunkt klar und ſcheuchte den Verwegenen von dannen.

Milchmädchen.

In ähnlicher Weiſe blickte der wohlhabende Bauer ehedem auch mißächtlich auf den Bärger (Bürger) herab; neuerdings ahmen diejenigen, welche es können, ſtädtiſche Sitten und Moden ſelbſt in ihren Auswüchſen nach, doch

ſuchen ſie im Beſitz auch jetzt noch Würde. Erfreulich iſt, daß das Kartenſpiel unter ihnen nicht mehr ſo leidenſchaftlich betrieben wird wie früher. Außer dem Tippſpiel wurde beſonders Skat gepflegt, der ſich ja von Altenburg aus über Deutſchland und noch über deſſen Grenzen hinaus verbreitet hat. Es wurde faſt immer außerordentlich hoch geſpielt, ſo daß wahre Unſummen gewonnen und verloren wurden. Man erzählt ſich in Altenburg, daß in einem dortigen Gaſthauſe, wo das Hauptquartier der eifrigſten Skater ſich befand, an den beiden Roßmarkttagen, die je im Frühjahr und im Herbſt abgehalten wurden, die Bauern dem Wirt oft allein an Kartengeld 600 bis 800 Thaler gezahlt hätten. Jedes Spiel durfte nämlich nur zu höchſtens zwölf Spielen benutzt werden, dann mußte ein neues gebracht werden. Die Bauern zeigten gern, daß „man es dazu hatte“, und war dann ſo ein reicher „Melcher“ aus der Stadt zu ſeiner „Fra“ heimgekehrt, berichtete er wohl achſelzuckend: „Da war Duſch und Huſch beiſam!“ denn was nicht zu dem feſt angeſeſſenen Bauernſtande gehörte, das ſah er über die Achſel an.

Mannigfaltiges.

Geſchichte eines Hogarthſchen Bildes. — Im Jahre 1748 malte Hogarth ſein berühmtes Bild „Ausmarſch der Truppen nach Finchley“ und vervielfältigte es dann nach ſeiner Gewohnheit durch Kupferſtich. Das Gemälde ſollte eigentlich patriotiſch ſein; es geriet aber, wie ja ſo vieles von dem originellen Meiſter, gar ſehr ins Burleske. Gleichwohl meinte er, daß dieſe Kunſtſchöpfung ſehr wohl geeignet ſei, dem Könige Georg II. gewidmet zu werden. Alſo ließ er, um die Erlaubnis für die Widmung zu erlangen, durch einen befreundeten Kammerherrn dem Könige einen ſchönen „Abdruck vor der Schrift“ des fertigen Kupferſtichs vorlegen.

Georg ſah das Bild an, faltete zornvoll die Stirne und ſagte barſch: „Das iſt ja ein wahrer Skandal! Wer wagte es, ſich ſo über meine Garden luſtig zu machen? Wer hat dieſes Schandbild gemacht?“

„Majeſtät, das Bild iſt von Mr. Hogarth,“ verſetzte etwas beklommen der Kammerherr.

„Wer iſt das, Hogarth?“

„Einer unſerer vorzüglichſten Künſtler.“

„Ein Taugenichts iſt er, wie mir ſcheint.“

„Majeſtät mögen allergnädigſt verzeihen, es iſt augenſcheinlich ein Bild von ſpaßhafter Art.“

„Mir gefallen ſolche Späße nicht. Unverſchämt iſt das Bild. Fort damit!“

Hogarth durfte alſo ſeine Schöpfung dem Könige Georg nicht

widmen. Er geriet darüber in gewaltige Entrüstung, besonders als er genaue Kenntnis erhielt von dem, was Seine Majestät gesagt hatte.

In der ersten Wut zeichnete er einen gekrönten Ochsen, welcher sinnbildlich den König Georg vorstellen sollte, und diese Karikatur beabsichtigte er in billigen Kupferstichen massenweise im Publikum zu verbreiten.

Aber da warnten einige verständige Freunde ihn eindringlich vor solchem gefährlichen Unterfangen. Denn trotz der englischen Preßfreiheit hätte ein derartiges boshaftes Bild doch für den Meister verhängnisvolle Folgen haben können.

Das sah er auch endlich selbst ein und warf den fast schon fertigen gekrönten Ochsen beiseite.

Um aber seinen Landesvater doch zu ärgern, beschloß nunmehr Hogarth, das Bild „Ausmarsch der Truppen nach Finchley" dem Könige Friedrich II. von Preußen zu widmen, „dem wahren Protektor der Kunst", wie er drucken ließ in mehreren Londoner Zeitungen, in welchen er seine Absicht öffentlich bekannt machte.

König Georg II. von England konnte nämlich König Friedrich II. von Preußen durchaus nicht leiden. Das wußte Hogarth. Friedrich hatte in einer von seinen Schriften boshafte Witze gemacht über König Georg, besonders über dessen Benehmen in der Schlacht bei Dettingen (1743). Georg rächte sich dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit den König Friedrich II. „Monsieur Tütülütü" nannte — wegen der Liebhaberei desselben fürs Flötenspiel.

Wohlverpackt wurde also ein schöner „Abdruck vor der Schrift" des Bildes „Ausmarsch der Truppen nach Finchley" an den König von Preußen nach Potsdam geschickt. Mit dem größten Aufwande von kalligraphischer Schönheit und verschlungenster kunstvollster Schnörkeleien hatte Meister William links auf den unteren weißen Rand geschrieben: „Dedicated to the King of Prusia" — also nicht „Prussia", wie es richtig gewesen wäre. Hogarth, obgleich Sohn eines Schulmeisters, bekümmerte sich, wie so manche große Künstler, niemals sonderlich um korrekte Orthographie. Auch war das „of" in der verschnörkelten Dedikation so klein und undeutlich geraten, daß man

es kaum erkennen konnte. Wer nicht ganz genau zusah, der las „— King Prusia".

Als das Bild in Potsdam angelangt und ausgepackt worden war, wurde es zuerst von Friedrich dem Großen mit einigem Wohlgefallen betrachtet.

Dann aber las er die Widmung.

„Was ist das?" rief er verwundert aus. „King Prusia — König Prusia? Ist der englische Künstler verrückt? Bin ich König Prusia? Weshalb nennt er mich so?"

Das Mißverständnis wurde allerdings sogleich aufgeklärt. Es hatte aber doch den König einigermaßen verstimmt.

Aus seiner Kabinettskanzlei ließ er an Hogarth ein sehr kühl gehaltenes Dankschreiben ergehen, in welchem ausdrücklich bemerkt war, daß in dem Worte „Prussia" tadelnswerterweise das eine „s" vergessen sei.

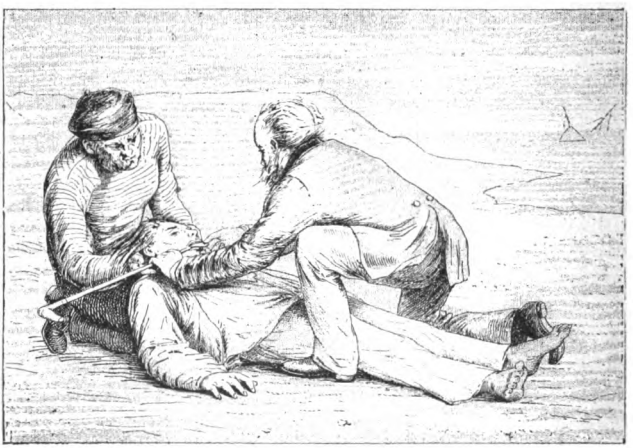
Meister William — der sicherlich eine schmeichelhaftere Zuschrift erwartet hatte — ergrimmte nicht wenig über die orthographische Zurechtweisung. Er ärgerte sich nun ebensosehr über den Preußenkönig, wie zuvor über seinen eigenen Landesvater.

Zur Rache brachte Hogarth auf einem Kupferstich „Die Zeiten", den er etwas später verfertigte, in einer Ecke Friedrich den Großen als „Bierfiedler" an. Seine Freunde machten ihm darauf bemerklich, daß dieser Witz gar nicht treffend sei, denn König Friedrich sei kein Violinspieler, wohl aber ein geschickter Flötist.

Alle diese Verdrießlichkeiten verhinderten es glücklicherweise jedoch nicht, daß das Gemälde und die danach verfertigten Kupferstiche dem Künstler sehr viel Geld einbrachten. F. L.

Eine neue Methode der künstlichen Atmung. — In der neueren Zeit ist namentlich auf die dankenswerte Anregung des Professors v. Esmarch hin viel geschehen, um auch die Laienkreise über die Maßregeln aufzuklären, welche bei der Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes einzutreten haben, und die zweckmäßigsten Methoden dieser ersten Hilfeleistung bekannt zu geben. Deswegen wird es vielen unter unseren Lesern nicht fremd sein, daß man zur Rettung Scheintoter (namentlich Ertrunkener, Erstickter, Erhängter oder Erfrorener) in erster Linie eine Wiederherstellung der fehlenden Atmung durch künstliche

Atmung anſtreben muß. Es gab bisher drei Arten der künſtlichen Atmung. Bei der erſten kniet man rittlings über den Scheintoten und drückt mit den flach auf ſeine untere Bruſt gelegten Händen die unteren Rippen gegen den Rücken und etwas nach oben, ſo daß deutlich hörbar Luft aus den Lungen getrieben wird. In regelmäßigem Wechſel von Druck und Nachlaß der Hände muß dies Verfahren etwa zehnmal in der Minute wieder-

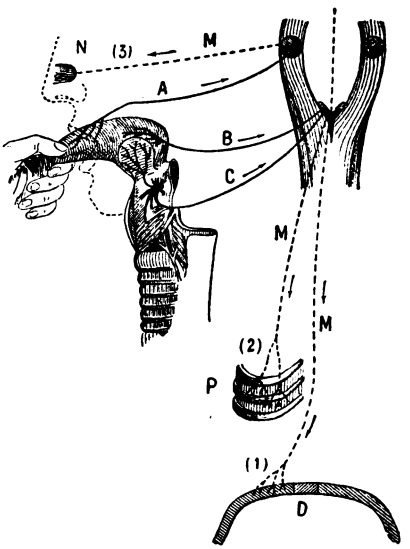


Verfahren bei der Herſtellung künſtlicher Atmung durch taktmäßiges Ziehen an der Zunge des Verunglückten.

holt werden, bis Atmung eintritt. Bei der zweiten Methode faßt man die Arme des Verunglückten an den Ellbogen, führt ſie mit einem Ruck nach oben und ſodann mit einem kräftigen Ruck nach unten gegen den Bruſtkorb. Zwiſchen jedem Ruck iſt langſam bis drei zu zählen. Bei der dritten, in erſter Linie für Kinder geeigneten Art hält man dem Scheintoten die Naſe zu und bläſt ihm, Mund auf Mund, kräftig Luft ein, holt dann ſelbſt tief Atem, übt einen ſtoßenden Druck auf die untere Bruſthälfte des Scheintoten, wie oben angegeben, und wiederholt die Lufteinblaſung.

Der franzöſiſche Arzt Laborde hat nun eine neue Methode

der künſtlichen Atmung erfunden, die bedeutend wirkſamer ſein und viel ſicherer zum Ziele führen ſoll. Sie beſteht darin, daß man an der Zunge des Verunglückten in beſtimmt abgemeſſener, taktmäßiger Weiſe zieht. Man hält dabei ſeine Kinnbacken möglichſt weit auseinander, indem man einen Stock, den Griff eines Meſſers oder was man ſonſt zur Hand hat, dazwiſchen legt, und begiebt ſich dann ungeſäumt ans Werk. Man nimmt die Zunge zwiſchen Daumen und Zeigefinger, nachdem man ein Taſchentuch dazwiſchen gelegt hat, damit ſie nicht zwiſchen den Fingern ausglitſcht, und zieht nun im Takte, fünfzehn- bis zwanzigmal in der Minute, kräftig daran. Man darf nicht zu ſchwach ziehen, da gerade auf die Zungenwurzel eingewirkt werden ſoll.



Mechanismus der künſtlichen Atmung durch regelmäßiges Ziehen an der Zunge.

Wenn man unſere nebenſtehende ſchematiſche Darſtellung betrachtet, ſo ſieht man ja auf den erſten Blick, daß die Baſis der Zunge in unmittelbarer Verbindung mit den ſenſibeln Nerven A, B, C ſteht, welche die Bewegungsmuskeln M in Thätigkeit ſetzen, von denen der eine auf das Zwerchfell D, der andere auf die Bruſt P und der dritte auf die Naſe N wirkt. In dem Zuſtand, in welchem ſich der Patient befindet, braucht man auch nicht zu befürchten, ihm wehe zu thun, und kann dies Verfahren dreiſt ſo lange fortſetzen, wie es nötig iſt. Auch ſoll man ſich nicht zu raſch entmutigen laſſen, denn es liegen Fälle vor, in denen der

Wiedereintritt der natürlichen Atmung erst nach zwei Stunden erfolgte. So lange kann freilich dieselbe Person unmöglich das Ziehen an der Zunge fortsetzen; es ist deswegen wünschenswert, daß zwei sich dabei von Viertelstunde zu Viertelstunde ablösen. Das Labordesche Verfahren hat sich häufig noch als wirksam erwiesen, wenn die anderen, oben kurz geschilderten Methoden kein Ergebnis mehr lieferten; wenn es gleichfalls fruchtlos bleibt, so wird man als fast sicher annehmen dürfen, daß kein Scheintod vorliegt, sondern der wirkliche Tod eingetreten ist. Dr. O. St.

Das Recht des Publikums. — Die berühmte italienische Sängerin Angelika Catalani († 1849) hatte Anfang der dreißiger Jahre in einem Londoner Theater eine Opernarie vorzutragen, ließ aber knapp vor ihrem Auftreten wegen Unwohlseins absagen. Da sie dies häufig — man behauptete sogar gewohnheitsgemäß — zu thun pflegte, geriet das Publikum über diese Laune in grenzenlose Wut. „Sie ist nicht krank, sondern will nicht singen, aber sie muß, es ist unser Recht, sie zu hören. Herbei mit ihr!“ schrie man und forderte das Auftreten der Künstlerin. Der Direktor bemühte sich, den Sturm zu beschwören. Aber vergebens! Er konnte nicht zu Worte kommen. Man zeigte also von der Bühne herab eine Tafel, auf der in Riesenbuchstaben zu lesen war: „Madame Catalani wird herbeigeholt,“ eine Weile später: „Madame Catalani kommt“ und schließlich „Madame Catalani wird sogleich erscheinen.“ Und sie erschien, bleich und sichtlich angegriffen, an der Hand des Direktors, der in ihrem Namen versicherte, sie werde trotz ihres Unwohlseins singen, wenn „das hohe Publikum“ es verlange. Das hohe und niedere Publikum aber war schon mit der Anerkennung seines Rechtes zufrieden und hat die Catalani, die diesmal wirklich unwohl war, mit Verzicht auf deren Arie in Gnaden entlassen. R. M.

Ein türkischer Zapfenstreich war noch vor nicht langer Zeit mit originellen, zum Teil sehr komischen Zeremonien verknüpft. Gleich nach der Hauptmahlzeit in der Kaserne, die erst abends eingenommen wurde, ertönte die Zapfenstreichmusik. Hierauf trat das Bataillon im Kasernenhofe an, und auf ein Trompetensignal machte jede Korporalschaft die Runde um ihren Unteroffizier, und jeder einzelne Mann bedankte sich bei demselben da-

für, daß der Sultan ihm zu essen gegeben. Die Unteroffiziere brachten denselben Dank nun ihren Hauptleuten dar, und die Hauptleute machten es ebenso bei dem Oberst. Zum Schlusse spielte die Musik eine Fanfare, die Truppen riefen dreimal: „Gott erhalte den Sultan!" und nachdem die ganze Front einmal laut in die Hände geklatscht hatte, wurde Kehrt gemacht und auseinander gegangen. C. T.

Die Einladung „zum Fressen". — Der Wiener Anatom Joseph Barth († 1818) war nicht nur als tüchtiger Augenarzt, sondern auch als überaus barsch, derb, ja rücksichtslos in seinen Ausdrücken, kurz als Grobian weit berühmt. Er pflegte, wie ein Sprichwort sagt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und namentlich seine Freunde waren dies schon so gewöhnt, daß sie irgend ein freundliches Wort von Barth in das größe Erstaunen versetzt haben würde. Barth wußte das nur zu gut, und als er daher einmal einer Dienerin auftrug, einen ihm befreundeten Herrn für Sonntag „zum Fressen" einzuladen, fügte er ausdrücklich hinzu: „Aber zum Fressen mußt du sagen, sonst glaubt er's nicht, daß du von mir kommst!"

Im übrigen aber war Barth ein herzensguter Mensch, gesegnet von all den Tausenden, die ihm ihr Augenlicht und — nicht selten — werkthätigste Unterstützung während der Krankheit und Rekonvalescenz verdankten. R. M.

Aberglaube. — Die Häute der Seekälber betrachtete man bei den Römern als ein wirksames Schutzmittel gegen den Blitz. Man machte deshalb Zelte daraus, unter denen sich furchtsame Personen während der Gewitter für sicher hielten. Suetonius erzählt, der Kaiser Augustus, der sich vor dem Donner fürchtete, habe häufig eine solche Haut getragen.

In den Cevennen, wo so lange römische Kolonien bestanden, sammelten die Hirten sorgfältig die Schlangenbälge; noch heutzutage umgeben sie damit ihre Hüte und glauben sich dadurch vor dem Blitze geschützt. Diese Schlangenbälge hatten allem Anscheine nach ehemals im Geiste des Volkes dieselben Dienste zu thun, wie die viel selteneren und teureren Häute der Seekälber. W. H.

Ein originelles Stadtwappen. — Das Stadtwappen von Oudenaarde in den Niederlanden zeigt eine ganz seltsame heraldische

Figur in einem seiner Felder, nämlich eine Brille. Die Chronik der Stadt erzählt darüber: Einmal sei Kaiser Karl V. mit großem Gefolge in Oudenaarde eingezogen, ohne daß die Bürgerschaft, die von dem hohen Besuch keine Ahnung hatte, von dem Kaiser die geringste Notiz genommen habe. Karl, über diesen Mangel an Aufmerksamkeit sehr entrüstet, befahl der Stadt, fortan eine Brille in ihr Wappen aufzunehmen. —dn—

Das amerikanische „Tote Meer". — Ebenso wie in Palästina existiert auch in Amerika ein „Totes Meer", welches die Geographen „Medical Lake", das heißt Heilsee, getauft haben. Dieses „Tote Meer" befindet sich südlich von Washington, auf der ungeheuren kolumbischen Hochebene, 160 Meter über dem Spiegel des Stillen Ozeans. Es steht mit keinerlei Wasserzufluß in Verbindung, und die allgemeine Ansicht geht dahin, daß der See durch auf seinem Grunde befindliche Quellen gespeist wird. Da die Luft sehr trocken in dieser Region ist, so geht auch die Verdunstung sehr rasch von statten, und der Wasserspiegel bleibt immer auf gleicher Höhe, ebenso wie die Tiefe von beiläufig 18 Meter sich stets gleich bleibt. Die Dichtheit und Bestandteile dieses sehr gesalzenen Binnenseewassers sind nahezu dieselben, wie jene des Toten Meeres in Palästina. Auf zwei Kilometer vom Ufer entfernt wächst kein Grashalm mehr, der Boden ist thonig und undurchdringlich. Was das Tierleben betrifft, so bestehen dessen alleinige Repräsentanten in einer Art ganz kleiner Schildkröten und einem seltsamen Fische, von 20 bis 21 Centimeter Länge, der mit gegliederten Flossen ausgestattet ist, deren er sich zum Vorwärtsbewegen auf dem Schlamme des Seebodens bedient. B. Fr.

Soldatenurteil. — Als der englische Gouverneur Sir John Malcolm (1769—1833) in Kalkutta den Besuch eines persischen Generals empfing, führte er denselben durch den schönsten Teil der aufblühenden Stadt und fragte ihn schließlich um seine Meinung über Kalkutta.

„Es ist ein schöner Ort zum Plündern," lautete die lakonische Antwort des Persers. Dr. W.

UNIV. OF MICHIGAN,

JAN 15 1912

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien:

Kolumbus-Eier

Eine Sammlung

unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien

herausgegeben von der

Redaktion des „Guten Kameraden"
(Illustrierte Knabenzeitung).

Ein stattlicher Band mit zahlreichen Textillustrationen.

In eleg. Geschenkband Preis 4 Mark.

Die hier gebotene Sammlung hübscher und ohne Schwierigkeit ausführbarer Experimente, die alle in ihrer überraschenden, leichtfaßlichen Lösung an das Ei des Kolumbus erinnern, wird überall mit Freude begrüßt werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

ſuchen ſie im Beſitz auch jetzt noch Würde. Erfreulich iſt, daß das Kartenſpiel unter ihnen nicht mehr ſo leidenſchaftlich betrieben wird wie früher. Außer dem Tippſpiel wurde beſonders Skat gepflegt, der ſich ja von Altenburg aus über Deutſchland und noch über deſſen Grenzen hinaus verbreitet hat. Es wurde faſt immer außerordentlich hoch geſpielt, ſo daß wahre Unſummen gewonnen und verloren wurden. Man erzählt ſich in Altenburg, daß in einem dortigen Gaſthauſe, wo das Hauptquartier der eifrigſten Skater ſich befand, an den beiden Roßmarkttagen, die je im Frühjahr und im Herbſt abgehalten wurden, die Bauern dem Wirt oft allein an Kartengeld 600 bis 800 Thaler gezahlt hätten. Jedes Spiel durfte nämlich nur zu höchſtens zwölf Spielen benutzt werden, dann mußte ein neues gebracht werden. Die Bauern zeigten gern, daß „man es dazu hatte“, und war dann ſo ein reicher „Melcher“ aus der Stadt zu ſeiner „Fra“ heimgekehrt, berichtete er wohl achſelzuckend: „Da war Duſch und Huſch beiſam!“ denn was nicht zu dem feſt angeſeſſenen Bauernſtande gehörte, das ſah er über die Achſel an.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1010

Union Deutsche V...
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

C. W. Allers

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Text von Sidney Whitman.
Mit einem Gedicht v. Felix Dahn.

70 Blätter in Lichtdruck. Eleg. geb. oder in Mappe 50 Mark.

Die Riviera.

Wanderziele und Winteraſyle der ligurischen Küſte v. Nizza bis Spezia.

Von

Prof. Woldemar Kaden

und

Maler H. Reſtel.

Elegant gebunden M. 35.—

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens

kulturgeschichtlich geschildert

von

Johannes Scherr.

Prachtausgabe. Eleg. geb. M. 70.—
Volksausgabe. Eleg. geb. M. 20.—

C. W. Allers

La bella Napoli.

220 Seiten. 4°.
Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Textillustrationen.
Elegant gebunden 40 Mark.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet
und bis auf die Gegenwart fortgeführt von

Prof. Wilh. Müller.

Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustrationen.
Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf.,
12 broschierten Bänden à M. 2.20,
oder 6 gebundenen Bänden à M. 6.—

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge

von

Dr. A. E. Brehm.

Mit Illustrationen von K. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A.

Elegant gebunden M. 12.—, broschiert M. 10.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhan...

Filmed by Preservati...

widmen. Er geriet darüber in gewaltige Entrüstung, besonders als er genaue Kenntnis erhielt von dem, was Seine Majestät gesagt hatte.

In der ersten Wut zeichnete er einen gekrönten Ochsen, welcher sinnbildlich den König Georg vorstellen sollte, und diese Karikatur beabsichtigte er in billigen Kupferstichen massenweise im Publikum zu verbreiten.

Aber da warnten einige verständige Freunde ihn eindringlich vor solchem gefährlichen Unterfangen. Denn trotz der englischen Preßfreiheit hätte ein derartiges boshaftes Bild doch für den Meister verhängnisvolle Folgen haben können.

Das sah er auch endlich selbst ein und warf den fast schon fertigen gekrönten Ochsen beiseite.

Um aber seinen Landesvater doch zu ärgern, beschloß nunmehr Hogarth, das Bild „Ausmarsch der Truppen nach Finchley" dem Könige Friedrich II. von Preußen zu widmen, „dem wahren Protektor der Kunst", wie er drucken ließ in mehreren Londoner Zeitungen, in welchen er seine Absicht öffentlich bekannt machte.

König Georg II. von England konnte nämlich König Friedrich II. von Preußen durchaus nicht leiden. Das wußte Hogarth. Friedrich hatte in einer von seinen Schriften boshafte Witze gemacht über König Georg, besonders über dessen Benehmen in der Schlacht bei Dettingen (1743). Georg rächte sich dadurch, daß er bei jeder Gelegenheit den König Friedrich II. „Monsieur Tütülütü" nannte — wegen der Liebhaberei desselben fürs Flötenspiel.

Wohlverpackt wurde also ein schöner „Abdruck vor der Schrift" des Bildes „Ausmarsch der Truppen nach Finchley" an den König von Preußen nach Potsdam geschickt. Mit dem größten Aufwande von kalligraphischer Schönheit und verschlungenster kunstvollster Schnörkeleien hatte Meister William links auf den unteren weißen Rand geschrieben: „Dedicated to the King of Prusia" — also nicht „Prussia", wie es richtig gewesen wäre. Hogarth, obgleich Sohn eines Schulmeisters, bekümmerte sich, wie so manche große Künstler, niemals sonderlich um korrekte Orthographie. Auch war das „of" in der verschnörkelten Dedikation so klein und undeutlich geraten, daß man

es kaum erkennen konnte. Wer nicht ganz genau zusah, der las „— King Prusia“.

Als das Bild in Potsdam angelangt und ausgepackt worden war, wurde es zuerst von Friedrich dem Großen mit einigem Wohlgefallen betrachtet.

Dann aber las er die Widmung.

„Was ist das?“ rief er verwundert aus. „King Prusia — König Prusia? Ist der englische Künstler verrückt? Bin ich König Prusia? Weshalb nennt er mich so?“

Das Mißverständnis wurde allerdings sogleich aufgeklärt. Es hatte aber doch den König einigermaßen verstimmt.

Aus seiner Kabinettskanzlei ließ er an Hogarth ein sehr kühl gehaltenes Dankschreiben ergehen, in welchem ausdrücklich bemerkt war, daß in dem Worte „Prussia“ tadelnswerterweise das eine „s“ vergessen sei.

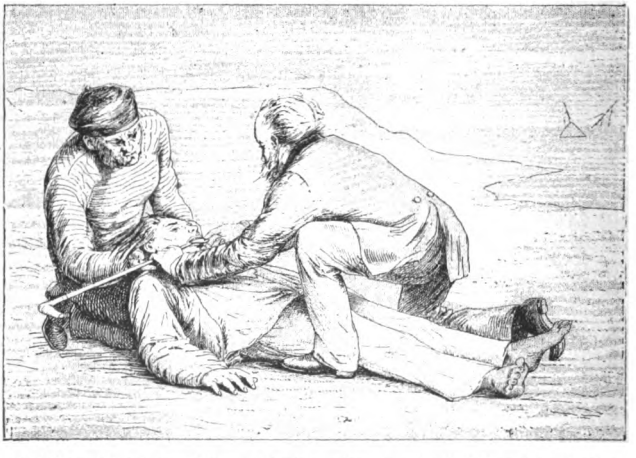
Meister William — der sicherlich eine schmeichelhaftere Zuschrift erwartet hatte — ergrimmte nicht wenig über die orthographische Zurechtweisung. Er ärgerte sich nun ebensosehr über den Preußenkönig, wie zuvor über seinen eigenen Landesvater.

Zur Rache brachte Hogarth auf einem Kupferstich „Die Zeiten“, den er etwas später verfertigte, in einer Ecke Friedrich den Großen als „Bierfiedler“ an. Seine Freunde machten ihm darauf bemerklich, daß dieser Witz gar nicht treffend sei, denn König Friedrich sei kein Violinspieler, wohl aber ein geschickter Flötist.

Alle diese Verdrießlichkeiten verhinderten es glücklicherweise jedoch nicht, daß das Gemälde und die danach verfertigten Kupferstiche dem Künstler sehr viel Geld einbrachten. F. L.

Eine neue Methode der künstlichen Atmung. — In der neueren Zeit ist namentlich auf die dankenswerte Anregung des Professors v. Esmarch hin viel geschehen, um auch die Laienkreise über die Maßregeln aufzuklären, welche bei der Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes einzutreten haben, und die zweckmäßigsten Methoden dieser ersten Hilfeleistung bekannt zu geben. Deswegen wird es vielen unter unseren Lesern nicht fremd sein, daß man zur Rettung Scheintoter (namentlich Ertrunkener, Erstickter, Erhängter oder Erfrorener) in erster Linie eine Wiederherstellung der fehlenden Atmung durch künstliche

Atmung anſtreben muß. Es gab bisher drei Arten der künſtlichen Atmung. Bei der erſten kniet man rittlings über den Scheintoten und drückt mit den flach auf ſeine untere Bruſt gelegten Händen die unteren Rippen gegen den Rücken und etwas nach oben, ſo daß deutlich hörbar Luft aus den Lungen getrieben wird. In regelmäßigem Wechſel von Druck und Nachlaß der Hände muß dies Verfahren etwa zehnmal in der Minute wieder-

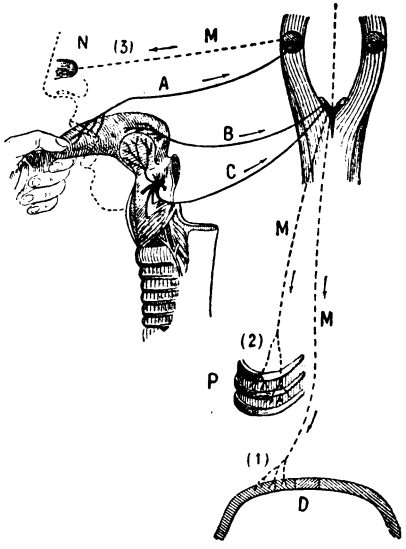


Verfahren bei der Herſtellung künſtlicher Atmung durch taktmäßiges Ziehen an der Zunge des Verunglückten.

holt werden, bis Atmung eintritt. Bei der zweiten Methode faßt man die Arme des Verunglückten an den Ellbogen, führt ſie mit einem Ruck nach oben und ſodann mit einem kräftigen Ruck nach unten gegen den Bruſtkorb. Zwiſchen jedem Ruck iſt langſam bis drei zu zählen. Bei der dritten, in erſter Linie für Kinder geeigneten Art hält man dem Scheintoten die Naſe zu und bläſt ihm, Mund auf Mund, kräftig Luft ein, holt dann ſelbſt tief Atem, übt einen ſtoßenden Druck auf die untere Bruſthälfte des Scheintoten, wie oben angegeben, und wiederholt die Lufteinblaſung.

Der franzöſiſche Arzt Laborde hat nun eine neue Methode

der künstlichen Atmung erfunden, die bedeutend wirksamer sein und viel sicherer zum Ziele führen soll. Sie besteht darin, daß man an der Zunge des Verunglückten in bestimmt abgemessener, taktmäßiger Weise zieht. Man hält dabei seine Kinnbacken möglichst weit auseinander, indem man einen Stock, den Griff eines Messers oder was man sonst zur Hand hat, dazwischen legt, und begiebt sich dann ungesäumt ans Werk. Man nimmt die Zunge zwischen Daumen und Zeigefinger, nachdem man ein Taschentuch dazwischen gelegt hat, damit sie nicht zwischen den Fingern ausglitscht, und zieht nun im Takte, fünfzehn- bis zwanzigmal in der Minute, kräftig daran. Man darf nicht zu schwach ziehen, da gerade auf die Zungenwurzel eingewirkt werden soll.



Mechanismus der künstlichen Atmung durch regelmäßiges Ziehen an der Zunge.

Wenn man unsere nebenstehende schematische Darstellung betrachtet, so sieht man ja auf den ersten Blick, daß die Basis der Zunge in unmittelbarer Verbindung mit den sensibeln Nerven A, B, C steht, welche die Bewegungsmuskeln M in Thätigkeit setzen, von denen der eine auf das Zwerchfell D, der andere auf die Brust P und der dritte auf die Nase N wirkt. In dem Zustand, in welchem sich der Patient befindet, braucht man auch nicht zu befürchten, ihm wehe zu thun, und kann dies Verfahren dreist so lange fortsetzen, wie es nötig ist. Auch soll man sich nicht zu rasch entmutigen lassen, denn es liegen Fälle vor, in denen der

Wiedereintritt der natürlichen Atmung erst nach zwei Stunden erfolgte. So lange kann freilich dieselbe Person unmöglich das Ziehen an der Zunge fortsetzen; es ist deswegen wünschenswert, daß zwei sich dabei von Viertelstunde zu Viertelstunde ablösen. Das Labordesche Verfahren hat sich häufig noch als wirksam erwiesen, wenn die anderen, oben kurz geschilderten Methoden kein Ergebnis mehr lieferten; wenn es gleichfalls fruchtlos bleibt, so wird man als fast sicher annehmen dürfen, daß kein Scheintod vorliegt, sondern der wirkliche Tod eingetreten ist. Dr. O. St.

Das Recht des Publikums. — Die berühmte italienische Sängerin Angelika Catalani († 1849) hatte Anfang der dreißiger Jahre in einem Londoner Theater eine Opernarie vorzutragen, ließ aber knapp vor ihrem Auftreten wegen Unwohlseins absagen. Da sie dies häufig — man behauptete sogar gewohnheitsgemäß — zu thun pflegte, geriet das Publikum über diese Laune in grenzenlose Wut. „Sie ist nicht krank, sondern will nicht singen, aber sie muß, es ist unser Recht, sie zu hören. Herbei mit ihr!" schrie man und forderte das Auftreten der Künstlerin. Der Direktor bemühte sich, den Sturm zu beschwören. Aber vergebens! Er konnte nicht zu Worte kommen. Man zeigte also von der Bühne herab eine Tafel, auf der in Riesenbuchstaben zu lesen war: „Madame Catalani wird herbeigeholt," eine Weile später: „Madame Catalani kommt" und schließlich „Madame Catalani wird sogleich erscheinen." Und sie erschien, bleich und sichtlich angegriffen, an der Hand des Direktors, der in ihrem Namen versicherte, sie werde trotz ihres Unwohlseins singen, wenn „das hohe Publikum" es verlange. Das hohe und niedere Publikum aber war schon mit der Anerkennung seines Rechtes zufrieden und hat die Catalani, die diesmal wirklich unwohl war, mit Verzicht auf deren Arie in Gnaden entlassen. R. M.

Ein türkischer Zapfenstreich war noch vor nicht langer Zeit mit originellen, zum Teil sehr komischen Zeremonien verknüpft. Gleich nach der Hauptmahlzeit in der Kaserne, die erst abends eingenommen wurde, ertönte die Zapfenstreichmusik. Hierauf trat das Bataillon im Kasernenhofe an, und auf ein Trompetensignal machte jede Korporalschaft die Runde um ihren Unteroffizier, und jeder einzelne Mann bedankte sich bei demselben da-

für, daß der Sultan ihm zu essen gegeben. Die Unteroffiziere brachten denselben Dank nun ihren Hauptleuten dar, und die Hauptleute machten es ebenso bei dem Oberst. Zum Schlusse spielte die Musik eine Fanfare, die Truppen riefen dreimal: „Gott erhalte den Sultan!" und nachdem die ganze Front einmal laut in die Hände geklatscht hatte, wurde Kehrt gemacht und auseinander gegangen. C. T.

Die Einladung „zum Fressen". — Der Wiener Anatom Joseph Barth († 1818) war nicht nur als tüchtiger Augenarzt, sondern auch als überaus barsch, derb, ja rücksichtslos in seinen Ausdrücken, kurz als Grobian weit berühmt. Er pflegte, wie ein Sprichwort sagt, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und namentlich seine Freunde waren dies schon so gewöhnt, daß sie irgend ein freundliches Wort von Barth in das größe Erstaunen versetzt haben würde. Barth wußte das nur zu gut, und als er daher einmal einer Dienerin auftrug, einen ihm befreundeten Herrn für Sonntag „zum Fressen" einzuladen, fügte er ausdrücklich hinzu: „Aber zum Fressen mußt du sagen, sonst glaubt er's nicht, daß du von mir kommst!"

Im übrigen aber war Barth ein herzensguter Mensch, gesegnet von all den Tausenden, die ihm ihr Augenlicht und — nicht selten — werkthätigste Unterstützung während der Krankheit und Rekonvalescenz verdankten. R. M.

Aberglaube. — Die Häute der Seekälber betrachtete man bei den Römern als ein wirksames Schutzmittel gegen den Blitz. Man machte deshalb Zelte daraus, unter denen sich furchtsame Personen während der Gewitter für sicher hielten. Suetonius erzählt, der Kaiser Augustus, der sich vor dem Donner fürchtete, habe häufig eine solche Haut getragen.

In den Cevennen, wo so lange römische Kolonien bestanden, sammelten die Hirten sorgfältig die Schlangenbälge; noch heutzutage umgeben sie damit ihre Hüte und glauben sich dadurch vor dem Blitze geschützt. Diese Schlangenbälge hatten allem Anscheine nach ehemals im Geiste des Volkes dieselben Dienste zu thun, wie die viel selteneren und teureren Häute der Seekälber. W. H.

Ein originelles Stadtwappen. — Das Stadtwappen von Oudenaarde in den Niederlanden zeigt eine ganz seltsame heraldische

Figur in einem seiner Felder, nämlich eine Brille. Die Chronik der Stadt erzählt darüber: Einmal sei Kaiser Karl V. mit großem Gefolge in Oudenaarde eingezogen, ohne daß die Bürgerschaft, die von dem hohen Besuch keine Ahnung hatte, von dem Kaiser die geringste Notiz genommen habe. Karl, über diesen Mangel an Aufmerksamkeit sehr entrüstet, befahl der Stadt, fortan eine Brille in ihr Wappen aufzunehmen. —dn—

Das amerikanische „Tote Meer". — Ebenso wie in Palästina existiert auch in Amerika ein „Totes Meer", welches die Geographen „Medical Lake", das heißt Heilsee, getauft haben. Dieses „Tote Meer" befindet sich südlich von Washington, auf der ungeheuren kolumbischen Hochebene, 160 Meter über dem Spiegel des Stillen Ozeans. Es steht mit keinerlei Wasserzufluß in Verbindung, und die allgemeine Ansicht geht dahin, daß der See durch auf seinem Grunde befindliche Quellen gespeist wird. Da die Luft sehr trocken in dieser Region ist, so geht auch die Verdunstung sehr rasch von statten, und der Wasserspiegel bleibt immer auf gleicher Höhe, ebenso wie die Tiefe von beiläufig 18 Meter sich stets gleich bleibt. Die Dichtheit und Bestandteile dieses sehr gesalzenen Binnenseewassers sind nahezu dieselben, wie jene des Toten Meeres in Palästina. Auf zwei Kilometer vom Ufer entfernt wächst kein Grashalm mehr, der Boden ist thonig und undurchdringlich. Was das Tierleben betrifft, so bestehen dessen alleinige Repräsentanten in einer Art ganz kleiner Schildkröten und einem seltsamen Fische, von 20 bis 21 Centimeter Länge, der mit gegliederten Flossen ausgestattet ist, deren er sich zum Vorwärtsbewegen auf dem Schlamme des Seebodens bedient. B. Fr.

Soldatenurteil. — Als der englische Gouverneur Sir John Malcolm (1769—1833) in Kalkutta den Besuch eines persischen Generals empfing, führte er denselben durch den schönsten Teil der aufblühenden Stadt und fragte ihn schließlich um seine Meinung über Kalkutta.

„Es ist ein schöner Ort zum Plündern," lautete die lakonische Antwort des Persers. Dr. W.

UNIV. OF MICHIGAN,

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien:

Kolumbus-Eier

Eine Sammlung

unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien

herausgegeben von der

Redaktion des „Guten Kameraden"

(Illustrierte Knabenzeitung).

Ein stattlicher Band mit zahlreichen Textillustrationen.

In eleg. Geschenkband Preis 4 Mark.

Die hier gebotene Sammlung hübscher und ohne Schwierigkeit ausführbarer Experimente, die alle in ihrer überraschenden, leichtfaßlichen Lösung an das Ei des Kolumbus erinnern, wird überall mit Freude begrüßt werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen:

Hochzeitsreise nach Italien

von C. W. Allers.

63 Originalzeichnungen in ein- und mehrfarbigem Kunstdruck.

In eleganter Mappe Preis 25 Mark.

Ist eine Reise an und für sich für Tausende ein entzückendes Ziel der Wünsche, wieviel mehr eine Hochzeitsreise, und nun gar eine Hochzeitsreise nach Italien! Die drei Begriffe — Reise, Hochzeitsreise, Hochzeitsreise nach Italien — bedeuten in der That eine so angenehme Steigerung, dass Jemand, dem der Superlativ dieser Steigerung in Form obigen neuen Allers-Prachtwerkes geschenkt wird, sich dem Reize dieser glücklichen Ideenverknüpfung in keinem Falle wird entziehen können — auch wenn er noch keinen Blick in den Inhalt der Mappe gethan hat. Drinnen aber wird man prächtige, humorvolle Kunstblätter finden und zwar in solcher Anzahl, dass die Fülle von Motiven jeden Beschauer überraschen und erfreuen wird, denn bei solchen Geschenken beglückender Kunst giebt es kein »Zuviel«!

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 1010

Union Deutsche V...
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

C. W. Allers

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Text von Sidney Whitman.
Mit einem Gedicht v. Felix Dahn.

70 Blätter in Lichtdruck. Eleg. geb. oder in Mappe 50 Mark.

Die Riviera.

Wanderziele und Winterasyle der ligurischen Küste v. Nizza bis Spezia.

Von

Prof. Woldemar Kaden
und
Maler H. Nestel.

Elegant gebunden M. 35.—

Germania.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens

kulturgeschichtlich geschildert

von

Johannes Scherr.

Prachtausgabe. Eleg. geb. M. 70.—
Volksausgabe. Eleg. geb. M. 20.—

C. W. Allers

La bella Napoli.

220 Seiten. 4°.
Mit 11 Lichtdrucken, 59 Vollbildern und 204 Textillustrationen.
Elegant gebunden 40 Mark.

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet
und bis auf die Gegenwart fortgeführt von

Prof. Wilh. Müller.

Dritte Auflage. Mit über 1000 Illustrationen.
Zu beziehen in 66 Lieferungen à 40 Pf.,
12 broschierten Bänden à M. 2.20,
oder 6 gebundenen Bänden à M. 6.—

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge

von

Dr. A. E. Brehm.

Mit Illustrationen von K. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. A.

Elegant gebunden M. 12.—, broschiert M. 10.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Filmed by Preservation 1992